This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

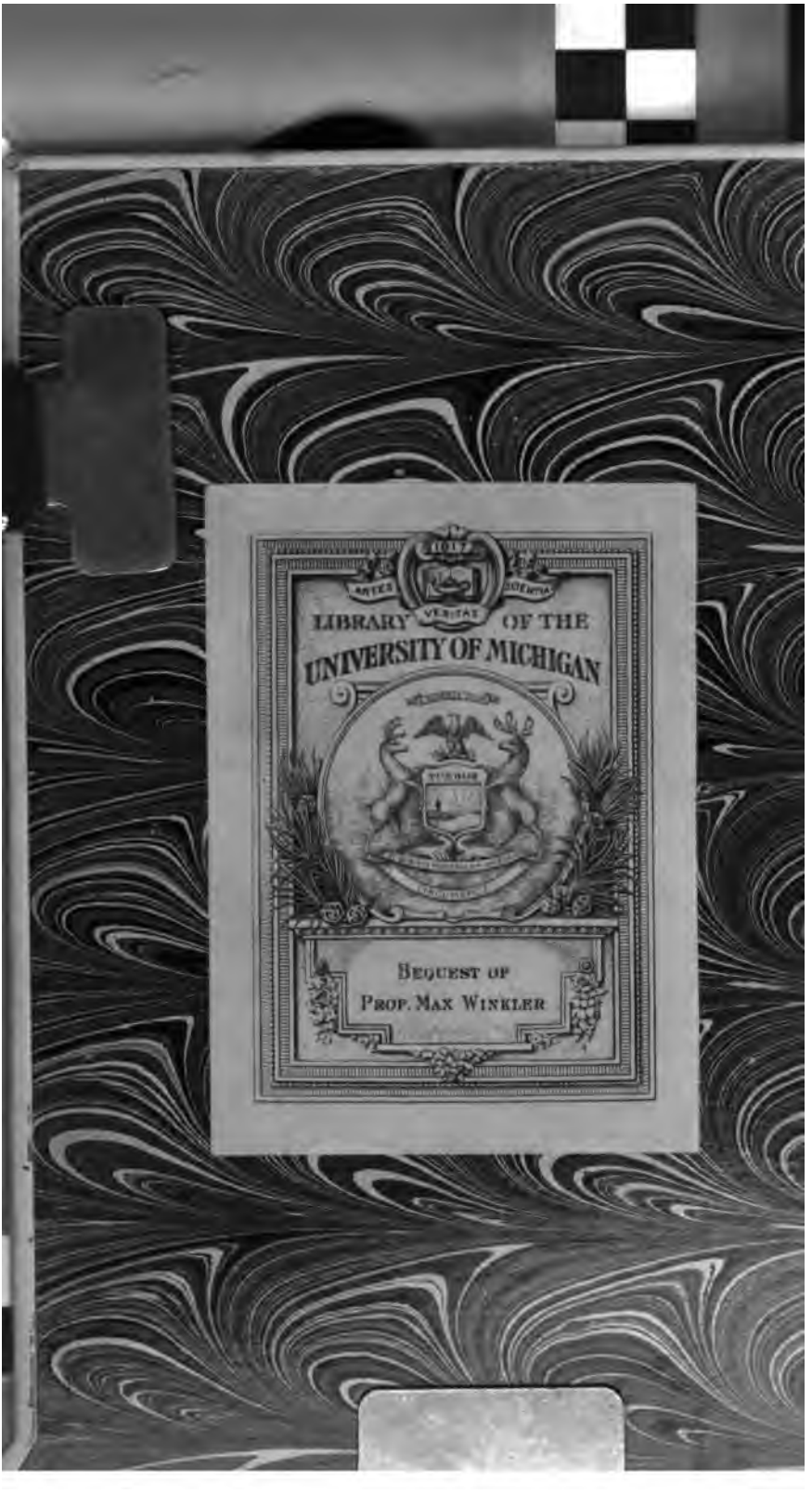
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

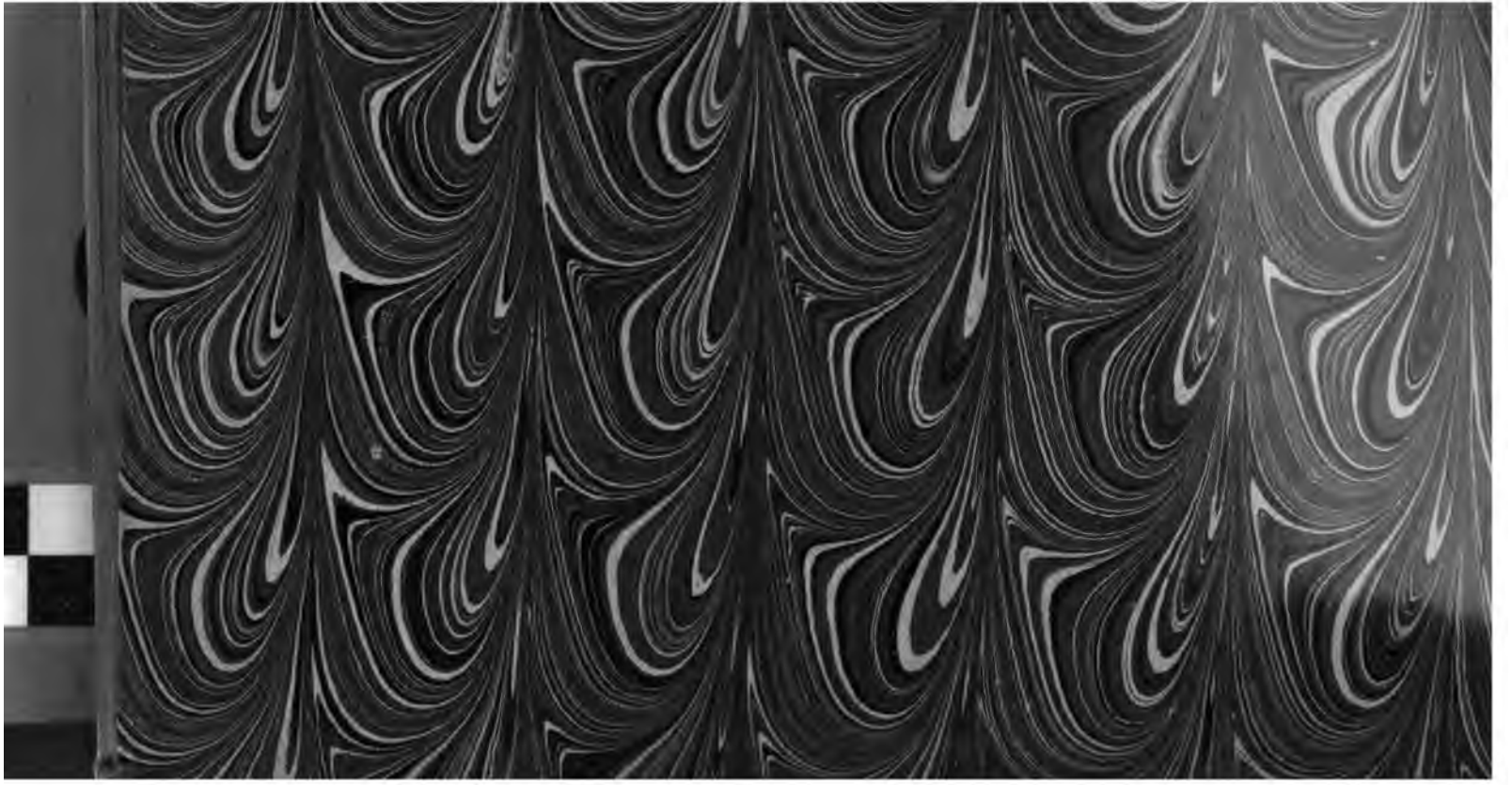
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 963,317


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Bequest of
Prof. Max Winkler



30
V43un
896

[redacted]

Max Winkler
University of Michy
Feb. '96.

Unſere Mutterſprache,

ihr Werden und ihr Weſen.

Von

Prof. Dr. O. Weiſe.

Zweite, verbeſſerte Auflage.

5tes bis 8tes Tauſend.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1896.

Alle Rechte,
einschließlich des Übersetzungsrechts vorbehalten.

Gift
Winkler Bequest
1-8-31

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Die vorliegende Schrift verdankt zwei verschiedenen Anregungen ihr Dasein: einmal der günstigen Aufnahme, die meine Charakteristik der lateinischen Sprache[1]) überall gefunden hat, und der darin liegenden Ermutigung, auch eine andre Sprache in ähnlicher Weise zu behandeln, und sodann einem Preisausschreiben des allgemeinen deutschen Sprachvereins mit der Aufgabe, unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen auf wissenschaftlicher Grundlage, aber allgemein verständlich und anregend zu behandeln. Sie bezweckt gemäß den Wünschen dieses Vereins, von dem sie durch Verleihung einer Ehrengabe von 600 Mark ausgezeichnet worden ist, die noch vielfach verbreitete äußerliche Auffassung vom Wesen der Sprache zu bekämpfen, beabsichtigt sonach über die Ursachen des Sprachlebens aufzuklären und die Entwickelung der einzelnen Spracherscheinungen, besonders während der neuhochdeutschen Zeit, zu verfolgen.

Von den über den gleichen Gegenstand geschriebenen Büchern Schleichers und Behaghels unterscheidet sie sich hauptsächlich dadurch, daß sie die Sprache mehr im Zusammenhange mit dem Volkstum zu betrachten sucht und mit größerem Nachdrucke die Bedeutung der Wörter betont. Denn das rechte Verständnis für das Wesen unserer Sprache läßt sich nur dann gewinnen, wenn die Quellen erschlossen werden, aus denen sich ihre Eigenart erklärt, die Bedeutungslehre aber ist bisher, obwohl in weitern Kreisen besonders beliebt, bei der Darstellung unserer Muttersprache zu sehr in den Hintergrund getreten.

Von einschlägigen Schriften sind vorwiegend die neuesten und besten angeführt, ohne daß Vollständigkeit beabsichtigt wäre.

1) Leipzig, B. G. Teubner 1891. 2 Mk. 40 Pf.

Die Abkürzung ahd. bedeutet althochdeutsch, mhd. mittelhochdeutsch, nhd. neuhochdeutsch, md. mitteldeutsch, nd. niederdeutsch, as. altsächsisch, agf. angelsächsisch, an. altnordisch, frz. französisch, it. italienisch, lat. lateinisch; ę ist ein aus i hervorgegangener, offener e-Laut, z entspricht etwa dem neuhochdeutschen ß.

Eisenberg, S.-A., im Januar 1895.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Fünf Monate nach ihrem Erscheinen war die starke erste Auflage meines Schriftchens fast vergriffen. Konnte ich schon daraus ersehen, daß es sich schnell die Zuneigung eines großen Leserkreises erworben hat, so noch mehr aus der Menge günstiger Beurteilungen, die es in Zeitschriften und Zeitungen bisher gefunden. Mehrfach wird es bereits in höheren Schulen, namentlich an Universitäten des Auslandes benutzt, auch die Erlaubnis zur Übersetzung ins Englische ist einem amerikanischen Professor auf sein Ansuchen erteilt worden.

Die zweite Auflage läßt überall die nachbessernde Hand erkennen. Sorgfältig sind die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Litteratur herangezogen, wichtig erscheinende Einzelheiten da und dort eingefügt, die Abschnitte über den Lautwandel und die Wortbiegung gemeinfaßlicher dargestellt. Endlich ist das von mehreren Seiten erbetene Wort- und Sachregister beigegeben und überhaupt den durch öffentliche Besprechungen und briefliche Mitteilungen an mich gerichteten Wünschen nach Möglichkeit Rechnung getragen worden.

So möge denn das Büchlein in verbesserter Form seinen zweiten Gang gehen und sich dabei ebensoviele Freunde erwerben als es beim ersten gewonnen!

Eisenberg, S.-A., im September 1895.

O. Weise.

Inhaltsübersicht.

A. Geschichte der deutschen Sprache. § 1—32.

1. Unsere Sprache ein Glied des indogermanischen Sprachstammes. 2. Germanische Lautverschiebung. 3. Germanisches Betonungsgesetz. 4. Völkerwanderung. 5. Deutsche Lautverschiebung: ihre Art und ihr Ausbreitungsgebiet. 6. Die germanischen Sprachzweige. 7. Die hochdeutsche Sprache. 8—10. Ahd. Zeit: 8. Wortschatz des ahd. 9. Wohlklang und Formenreichtum. 10. Mangel einer einheitlichen Schriftsprache. 11. Übergangszeit. Gesittung des 12. Jahrh. 12—17. Mhd. Zeit: 12. Schriftsprachliche Einigung. 13—14. Abweichungen des mhd. vom ahd. 15. Vorzüge des mhd. vor dem nhd. 16. Östliche Ausbreitung der deutschen Sprache. 17. Neue Lautbewegungen von Süden her: Übergang von î in ei u. s. f. 18. von s in sch. 19. Mitteldeutsche Mundarten. 20—32: Die nhd. Schriftsprache: 20. Die Sprache der Kanzleien und 21. der Druckereien. 22. Die Sprache der Lutherschen Bibel in ihrer Übereinstimmung mit dem mhd.; Luthers Stil. 23—26: Ausbreitung der Bibelsprache. 23—24. zunächst im Norden. 25—26. dann im Süden: 25. in der protestantischen Schweiz. 26. in den katholischen Ländern Süddeutschlands. 27. Verdienste der Sprachgesellschaften und Grammatiker. 28. Thätigkeit andrer Gelehrter. 29. Einfluß der Dichter. 30. Die Schriftsprache des 19. Jahrh.: ungünstige Einwirkung der Wissenschaften. 31. Der allgemeine deutsche Sprachverein. 32. Rückblick.

B. Wesen der neuhochdeutschen Sprache. § 33—180.

1. Deutsche Sprache und deutsche Volksart. § 33—55.

33. Sprache und Art eines Volkes in Wechselwirkung. 34. Vergleich zwischen Germanen und Romanen als Grundlage für eine Gegenüberstellung ihrer sprachlichen Besonderheiten. 35. Freiheiten der deutschen Sprache. 36. Formlosigkeit im Stil. 37—38. in der äußern Wortform: a) Schrift; b) Laute. 39. Das innere Leben der Wörter: Tonverhältnisse; Wortstellung. 40. Verskunst. 41. Wortbildung. 42. Recht-

schreibung. 43. Satzzeichen. 44—53. Wortschatz: a) Volksgemüt im Wortschatz. 44. Tiere und Pflanzen. 45. Anredeformen. 46. Wertschätzung des Weibes. 47. Treue. 48. Demut, Liebe, Gastfreundschaft. 49. Unübersetzbare Wörter. b) Volkswille im Wortschatz. 50. Volks- und Stammnamen. 51. Personen- und Götternamen. 52. Bilder und Gleichnisse. 53. Geringe Neigung der Deutschen zu äußerer Verfeinerung. 54. Grammatisches Geschlecht. 55. Zusammenfassung.

2. Sprache Norddeutschlands und Süddeutschlands. § 56—66.

56. Süddeutsche mehr für Künste angelegt; 57. Norddeutsche mehr für Staats- und Kriegswesen. 58. Gegensätze im Schrifttum. 59—61. Verstand und Einbildungskraft im sprachlichen Ausdruck. 59. Größere Sprachschöpfungskraft im Süden: Lautentwickelung. 60. Wortbiegung, Zahl der Fremdwörter, Adelsbezeichnungen, Doppelnamen u. a. 61. Neigung zu grammatischer Regelung im Norden. 62. Gemütsseite im sprachlichen Ausdruck: Doppellaute, Aussprache, Betonung, Verkleinerungswörter; nd. und hd. Ausdrücke. 63. Gegensätze zwischen Nord und Süd bei einzelnen Männern. Mittelstellung der Mitteldeutschen. 64—66. Lessing und Goethe. 64. Verhältnis beider zur Natur. 65. Heitere Ruhe Goethes gegenüber der Kampfesfreudigkeit Lessings. 66. Äußere Einflüsse und Anregungen beider.

3. Unterschiede zwischen Mundart und Schriftsprache. § 67—74.

67. Gegensätze zwischen Mundart und Schriftsprache. 68—72. Die Mundart: 68. a) Thätigkeit der Einbildungskraft und des Verstandes darin; Lautgesetze. 69. Wortbiegung. 70. Wortbildung und Satzlehre. 71. Wortschatz. 72. b) Beteiligung des Gemüts. 73. Dichtersprache; Vergleich mit der Mundart. 74. Sprache der Kanzleien und der Gelehrten.

4. Altdeutsche Gesittung im Spiegel des Wortschatzes. § 75—84.

75. Der Wortschatz als Spiegel der Gesittung einer Zeit. 76. Deutschland in ahd. Zeit nach Maßgabe des Wortschatzes. 77. Das deutsche Volk vor der Seßhaftigkeit: Kriegszüge, Wegemaße, Zeitrechnung u. a. 78. Feste Ansiedelung: Ackerbau, Holzbau. 79. Sitten und Gewohnheiten. 80. Religion. 81. Rechtsanschauungen. 82. Kunstfertigkeiten. 83. Römische Einflüsse: Steinbau, geschlossene Ortschaften, Handel, Münzen. 84. Andre Gebräuche.

5. Entwickelung des Stils und der Kultur. § 85—97.

85. Der Stil als Ausdruck des Zeitgeistes: 86. in der heidnischen Zeit. 87. in der christlichen Zeit des ahd. 88. im mhd. 89. Renaissance in der Sprache. 90. Luther. 91. Barockstil und Rokoko. 92. Aufklärung.

93. Pietismus. 94. Sturm und Drang. 95. Weltbürgertum. 96. Romantik. 97. Zeitalter der Wissenschaft.

6. Gesetze des Lautwandels. § 98—107.

98. Ursachen des Lautwandels. 99. Unvollkommenheit der Schrift. 100—103. Mitlaute: 100. Abfall. 101. Antritt. 102. Umstellung und Angleichung. 103. Grammatischer Wechsel. 104—107. Selbstlaute: 104. Umlaut, Erhöhung, Brechung. 105. Verlängerung. 106. Verkürzung. 107. Rundung und Entrundung.

7. Gesetze der Wortbiegung. § 108—117.

108. Verlust an Wortbiegungsmitteln. 109. Starke und schwache Biegung bei Haupt- und Zeitwörtern. 110. Übergang beider in einander beim Hauptwort. 111. beim Zeitwort. 112. Sprachbildende Kraft des Umlauts. 113. Mehrzahl auf -er. 114. Übergang von Einzahl und Mehrzahl in einander. 115. Wörter mit mangelhafter Biegung. 116. Ausgleichungen beim Zeitwort in der Endung, 117. im Stammvokal.

8. Wortbildung der deutschen Sprache. § 118—130.

118. Wortbildungsmittel der Sprache. 119—125. Ableitung: 119. Ableitung als verblaßte Zusammensetzung. 120—121. Jüngere und ältere Ableitungssilben. 122. Vorliebe einzelner Zeitabschnitte und Schriftsteller für bestimmte Endungen. 123. Gebrauch der Mundarten. 124. Ableitungssilben außerhalb des ihnen zukommenden Gebietes. 125. Fremde Eindringlinge. 126—130. Zusammensetzung: 126. Ihre Geschichte. 127. Zwitterbildungen und verdeutlichende Zusammensetzungen. 128. Neigung unserer Sprache zur Komposition 129. Unregelmäßigkeiten. 130. Bedeutung der zusammengesetzten Wörter.

9. Geschichte der Fremdwörter. § 131—142.

131. Häufigkeit fremder Ausdrücke im Deutschen. 132. Latein. Lehnwörter im Deutschen: Pflanzen, Tiere, Hausbau, Handel. 133. Künste, Wissenschaften, Christentum. 134. Französ. Lehnwörter des Mittelalters. 135. Latein. Fremdwörter der Humanistenzeit. 136. Namengebung. 137. Französ. Fremdwörter der Zeit Ludwigs XIV. 138. Reinigungsbestrebungen und 139. ihre Hindernisse. 140. Volkssprache und Fremdwörter: geringere Zahl, 141. lautliche Angleichung; 142. volkstümliche Umdeutung.

10. Reichtum des heimischen Wortschatzes. § 143—148.

143. Reichtum der ältesten Zeit an sinnverwandten Ausdrücken. 144. Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen für gewisse Gegenstände in

den Mundarten. 145. Verluste der Schriftsprache im Wortschatz aus den Mundarten ersetzt. 146. Gründe für den Verlust und die Erhaltung alter Ausdrücke. 147. Eigennamen als Bewahrer alten Sprachgutes. 148. Ausgestorbene Wörter als Lehngut in den romanischen Sprachen oder als Erbstücke aus alten Schriften.

11. **Natürliches und grammatisches Geschlecht.** § 149—158.

149. Einfluß der Natur auf die Geschlechtsbestimmung. 150. Abweichung in der Geschlechtsauffassung verschiedener Völker bei Erscheinungen von größerer und 151. von geringerer Lebensäußerung. 152. Geschlechtlose Wörter. 153—156. Innere Sprachform: natürliches Geschlecht bei Tieren und 154. andern Wesen. 155. Einwirkung von Gattungsbegriffen und 156. bedeutungsverwandten Wörtern auf das Geschlecht. 157. Äußere Sprachform: Einfluß von Wörtern gleicher Endung. 158. Innere und äußere Sprachform zusammenwirkend.

12. **Bedeutungswandel in der deutschen Sprache.** § 159—171.

159. Bewußte Wortschöpfung und unbewußter Bedeutungswandel. 160. Ursachen des Bedeutungswandels. Einfluß der Kultur auf die Wortbedeutung. 161. Der Bedeutungsübergang meist rein seelischer Vorgang: Bedeutungsverengerung, 162. Bedeutungserweiterung. 163. Beide Gesetze bei dem nämlichen Worte wirksam. 164. Der Gefühlswert der Wörter: Bedeutungsverschlechterung. 165. Rangerhöhung. 166. Anreihender Bedeutungswandel: Eigenschaftswörter oder Beifügungen im Wesfalle selbständig gemacht. 167. Bedeutungsübertragung. 168. Gedankensprünge. 169. Gleiche Bedeutungsübergänge in verschiedenen Sprachen. 170. Zwei entgegengesetzte Bedeutungen bei einem Worte. 171. Schallnachahmung und Lautmalerei.

13. **Lehre vom Satzgefüge.** § 172—180.

172. Auflösende Thätigkeit der neuern Sprachen; Verhältniswörter bei den Biegungsfällen. 173. Verlust des Wesfalles an den Wenfall. 174. Spuren des früher umfangreichern Gebrauches der Biegungsfälle. 175. Bildung der Umstandswörter. 176. Haupt- und Eigenschaftswort erstarrt. 177. Gebrauch der Zeitformen. 178. Austausch zwischen Mittelwort und Nennwort. 179. Wortfolge. 180. Satzunterordnung.

C. **Aussprüche E. M. Arndts und Ad. Stöbers.**

Der möchte ein Stock und ſo zu reden kein rechter Teutſcher ſein, der nit auch gern etwas wiſſen wolte von der alten Sprach ſeiner Vorfahren und Eltern.

Flacius Illyricus (1571).

A. Einleitung.

Kurzer Überblick über die Geſchichte der deutſchen Sprache.[1])

1. Die älteſte Geſchichte der deutſchen Sprache iſt wie der Urſprung unſeres Volks in tiefes Dunkel gehüllt. Wohl lehrt uns die Wiſſenſchaft, daß die Germanen einſt mit den Griechen und Römern, Kelten und Slaven, Litauern und Armeniern, Indern und Iraniern bei benachbarten Wohnſitzen und übereinſtimmender Geſittung auch eine gemeinſchaftliche Sprache gehabt haben, ebenſo können wir uns noch ein ziemlich klares Bild von deren Wortſchatz, Wortbildung und Wortabwandlung machen, aber ſo wenig wir anzugeben vermögen, wann und unter welchen Umſtänden ſich jener Völkerbund aufgelöſt hat, ebenſowenig ſind wir imſtande, das damit anhebende Geburtsjahr germaniſcher Zunge zu beſtimmen. Erſt von der Zeit an,

1) Vgl. J. Grimm, Geſchichte der deutſchen Sprache. 4. Aufl. Leipzig 1880; A. Schleicher, Die deutſche Sprache. 5. Aufl. Stuttg. 1888; Behaghel, Geſchichte d. deutſch. Sprache in Pauls Grundriß d. germ. Philol. I, 526—633; Derſelbe, Die deutſche Sprache. Leipzig u. Prag 1886; F. Linnig, Bilder z. Geſchichte d. deutſch. Sprache. Paderborn 1881; A. Socin, Schriftſprache und Dialekte im Deutſchen nach Zeugniſſen älterer u. neuerer Zeit. Heilbronn 1888; Fr. Kaufmann, Geſchichte der ſchwäbiſchen Mundart. Straßburg 1890; K. Müllenhoff u. W. Scherer, Denkmäler deutſcher Poeſie und Proſa. 2. Aufl. Berlin 1873. Vorrede.

wo das Morgenrot der Geschichte das geheimnisvolle Düster aufhellt, das über dem Lande unserer Urväter lagerte, fällt auch einiges Licht auf die Lautgestalt ihrer Sprache.

2. Mehrere Jahrtausende sind inzwischen dahingegangen. Die einzelnen Völker haben sich von einander getrennt und über Europa und Südwestasien verbreitet. Die Germanen umwohnen, in mehrere Zweige geschieden, die Gestade der Ostsee. Aber wie siedendes Wasser leicht überwallt, so ist auch die überschäumende Kraft des wanderlustigen Volks noch nicht zur Ruhe gekommen, so sucht auch seine Sprache bald die Fesseln der altüberlieferten Form zu sprengen. Während die Genossen der Urzeit, die übrigen Indogermanen, bis dahin mehr die weicheren Selbstlauter, das zarte Fleisch des Wortkörpers, angetastet hatten, waren die Schläge, die die Germanen unbewußt ihrer Sprache versetzten, vornehmlich gegen die härteren Mitlaute, das feste Knochengerüst am Leibe der Wörter, gerichtet. bh, gh, dh finden wir des Hauchlautes verlustig gegangen, statt b, g und d treten uns p, k und t entgegen, und wo wir in den verwandten Sprachen diese antreffen, bietet das Germanische in jener Zeit f, h und th[1]).

3. Steht die freie Behandlung dieser Mitlaute (Lautverschiebung) mit dem kühnen Freiheitssinn und dem unbändigen Thatendurst der alten Germanen in Einklang, so zeigt ihr Verfahren gegen den Wortton, daß sie bald den Inhalt höher schätzen lernten als die Form, das Wesen höher als den Schein. Die Wörter der Ursprache hatten die Fähigkeit gehabt, den Hauptton auf alle möglichen Silben zu legen, im Latein und Griechischen bewegte er sich zwischen den drei letzten Silben und konnte ebensogut auf dem Stamme wie auf der Endung ruhen: trápeza, trapézês, trapezôn; Róma, Románi, Romanórum. Diesem Schwanken machten unsere Altvordern ein Ende. Sie

1) Es entsprechen sich daher:

lat. helvus	= nhd. gelb.		griech. thêr	= engl. deer.	
„ gena	= „ Kinn.		„ dyo	= „ two.	
„ cornu	= „ Horn.		„ treis	= „ three.	
	lat. fero	= got. baira.			
	„ plenus	= „ fulls.			

legten den Hochton ein für allemal auf die für die Bedeutung wesentlichste Silbe, also in der Regel auf den Wortstamm: Thát, thätig, Thätigkeit, Thätigkeitstrieb; trüben, Trübsal, trübselig, Trübseligkeit.

4. So war die Selbständigkeit und Eigenart der germanischen Sprache entschieden; aber Jahrhunderte währte es noch, bis der beweg|liche Volks|stamm feste Wohnsitze gewann. Denn nicht selten zogen ganze Scharen aus, um in wärmern und fruchtbarern Gefilden ihrer Kriegslust zu frönen. So schweiften die Cimbern im 2. vorchristlichen Jahrhundert von der Nordsee durch Deutschland, Gallien und Spanien nach der Apenninenhalbinsel, so drängten zu Cäsars Zeit ganze Schwärme von Germanen westwärts über den Mittel- und Unterrhein nach Gallien hinüber, so streiften auch die Goten in unbekannter Zeit von der Weichselgegend südostwärts an die Mündung der Donau und die Gestade des schwarzen Meeres, brachen, geschoben durch die Hunnen, ums Jahr 300 von neuem auf und durchzogen fast ganz Europa, um nach kurzem Thatenlenze im Völkergewoge unterzugehn. Was sie hinterlassen haben, sind in der Hauptsache die Trümmer einst blühender Städte, in die sie mit blutgetränktem Schwerte ihre Namen eingehauen haben. Fast nur die Bibelübersetzung des westgotischen Bischofs Ulfilas (311—381) legt noch von der Schönheit und Kraft ihrer Sprache beredtes Zeugnis ab.

Aber auch andre Völker wurden von der großen Bewegung ergriffen. So schlug die brandende Woge den Stamm der Burgunder von der Ostseeküste (Bornholm = Burgunderholm) an den Mittelrhein und später an die Saône, die Lombarden an den Po. Die Alemannen und Baiern ließen sich zwischen Alpen und Donau, die Franken an Rhein und Main, die Thüringer, in der Hauptsache die Nachkommen der alten Hermunduren, in Mitteldeutschland nieder, Scharen von Angeln, Sachsen und Jüten endlich zogen über das Ärmelmeer nach England hinüber. Das von den Germanen verlassene Land östlich der Elbe aber bot nachdrängenden Slaven willkommenen Platz zur Ansiedelung. Nur die Friesen und die zurückgebliebenen

Sachsen und Jüten treffen wir nach der Völkerwanderung in denselben Sitzen an wie in den Zeiten des Cäsar und Tacitus.

5. Als sich die Stürme der Völkerwanderung wieder gelegt hatten, wurde der Lautstand unserer Sprache abermals von Grund aus erschüttert. Hatte die erste Lautverschiebung, die bereits zu Beginn unserer Zeitrechnung erfolgt war, alle germanischen Sprachen ergriffen, so beschränkte sich die zweite auf ein viel engeres Gebiet. War jene gleichmäßig bei sämtlichen Verschlußlauten durchgedrungen, so wirkte diese nicht bei allen in gleicher Stärke.[1])

Die neue Bewegung nahm vermutlich im 6. Jahrhundert ihren Anfang und pflanzte sich bis zum 8. Jahrhundert fort; zunächst beobachten wir sie auf alemannischem und bairischem Boden, dann drang sie weiter nordwärts nach Mitteldeutschland hinein, wo der Wellenschlag immer schwächer wurde, bis sich die Ge-

---

1) Die Störung begann vermutlich bei p, t und t. t wurde in der Regel anlautend zu z, p zu pf und k zu kh verschoben, während im In- und Auslaute daraus meist ſ (ſſ), f (ff) und ch hervorgingen. ſ und h blieben unverändert, th ging in d über; endlich b, g und d wurden vielfach wie p, t und t gesprochen.

Am leichtesten übersieht man diese Lautwandlungen an folgenden Beispielen:

1. Anlaut:

engl.	deer	= ahd.	tior,	Tier.	
„	two	= „	zwô,	zwei.	
„	three	= „	drî,	drei.	
„	pale	= „	pfâl,	Pfahl.	

2. Inlaut:

got.	beitan	= nhd.	beißen.		
„	hlaupan	= „	laufen.		
„	brikan	= „	brechen.		

3. Auslaut:

engl.	skip	= nhd.	Schiff.		
„	joke	= „	Joch.		
„	what	= „	was.		

Ausnahmen der hd. Lautverschiebung sind besprochen in den einschlägigen Schriften: z. B. von Braune in Paul und Braunes Beiträgen I, 1—56; Paul ebenda I, 147 ff.; Nörrenberg ebenda IX, 371 ff.; Kaufmann a. a. O. S. 208—251. Vgl. auch F. Devantier, Über die Lautverschiebung und das Verhältnis des Hochdeutschen zum Niederdeutschen. Berlin 1881 (Sammlung gemeinverst. wissensch. Vortr. Heft 376).

walt der Wogen an dem starren Felsen niederdeutschen Wesens brach; denn sorgfältig bewahrten die Sachsen den alten Lautstand vor der anbringenden Flut sprachlicher Neuerung und schufen damit eine wichtige Scheidelinie in Deutschlands Gauen. Darum steht neben hochdeutschem Waffe und Staffel niederdeutsch Wappen und Stapel, neben Lachen und machen: Laken und makeln, neben Weißenburg, Schneeweißchen und Altenburg: Wittenberg, S(ch)neewittchen und Oldenburg. Wenn unser Vaterland noch jetzt sprachlich in zwei große Gebiete, ein hochdeutsches und ein niederdeutsches, gespalten erscheint, so ist das besonders ein Werk jener Zeit. Zwar hat sich die Sprachgrenze im Laufe der Jahrhunderte an verschiedenen Stellen noch etwas zu Gunsten des Hochdeutschen verschoben, doch ist in der Hauptsache der Besitzstand beider Teile unverändert geblieben: Die Grenzlinie geht über Aachen, Köln, Kassel, Duderstadt, Aschersleben und erreicht in der Gegend von Barby an der Mündung der Saale in die Elbe die alte deutsch-slavische Grenze.

6. So sind denn beide *Sprachzweige* fortan selbständig weiter gewachsen und haben sich unabhängig von einander fortentwickelt. Daher unterscheiden wir neben ahd. (etwa bis zum Jahre 1100), mhd. (bis 1500) und nhd. (bis zur Gegenwart) auch and. (Altniederfränkisch[1]), Altsächsisch und Altfriesisch), mnd.[2]) und nnd. (Plattdeutsch). Daneben entwickelte sich in England, wo seit der Besitznahme durch die Normannen sich germanische und romanische Sprache mischten, die angelsächsische Mundart zur englischen Sprache; in den skandinavischen Ländern dagegen blühen die Töchter des Altnordischen: Schwedisch, Norwegisch, Isländisch und Dänisch.

---

1) Dieses hat sich infolge staatlicher Sonderung als Mittelniederländisch, Holländisch und Vlämisch weitergebildet. Aber noch bis ins 16. Jahrh. betrachten sich die Niederländer als Deutsche; daher bezeichnet man das Holländische noch jetzt im Englischen als Dutch (Deutsch). Vgl. P. Piper, Die Verbreitung der deutschen Dialekte bis 1300. 1884.

2) In allen deutschen Küstenländern an der Nordsee und Ostsee von Friesland und Westfalen bis nach Ostpreußen.

7. Von allen genannten germanischen Schwestern hat neben der englischen die hochdeutsche wohl am stärksten den mächtigen Einfluß der eher entwickelten römischen und romanischen Gesittung erfahren und im Schrifttum erkennen lassen. An Rhein und Donau hatten schon frühzeitig römische Kaufleute und Soldaten mit fremden Warenballen auch wertvollere Gaben mitgebracht, unwägbare geistige Güter, die dazu beitrugen, daß in jenen Gegenden rascher als anderswo in deutschen Landen eine feinere Bildung des Geistes und Herzens erwuchs. Dort ging daher auch zuerst der Same christlicher Lehre auf, den irische und schottische Mönche glaubenseifrig ausgestreut hatten. Und mit den Klöstern, die diese Sendboten anlegten, hielt die Wissenschaft und die Dichtkunst ihren Einzug in Deutschland. Wohl ist uns manches Schriftstück jener Zeit verloren gegangen, aber aus den erhaltenen läßt sich mit Sicherheit erschließen, daß fast nur in der Stille der Klosterzellen geforscht und geschrieben wurde. Die Selbständigkeit war dabei freilich nicht allzugroß. Wie die bedeutendste wissenschaftliche Leistung des westgotischen Stammes eine Bibelübersetzung gewesen war, so lehnten sich auch die frommen Mönche von St. Gallen und Reichenau, Wessobrunn und Weißenburg bei ihrer Schriftstellerei fast durchweg an das Buch der Bücher an und beschränkten sich häufig darauf, in deutsche Form zu gießen oder zu erklären, was die Kirchenväter und andre christliche Vorgänger in lateinischer oder griechischer Zunge geschrieben hatten. Selbst die Evangelienbearbeitung eines Otfried von Weißenburg (um 870) ist vom Standpunkte der Kunst betrachtet nur eine schwache Leistung; das Hauptverdienst dieses Mannes liegt darin, daß er in einer Zeit, wo die lateinische Sprache in der Kirche und in kirchlichen Angelegenheiten unumschränkt herrschte, das verachtete Deutsch durch Verwendung zu dichterischem Schaffen im Ansehen hob.[1]) Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß er den Stabreim zuerst in einem größeren Werke durch den Endreim ersetzt

1) Für ihn war in erster Linie der Gedanke an seine Gemeinde maßgebend, der er den Inhalt der Evangelien erschließen wollte.

und auch sonst durch dieses Buch fördernd auf die Muttersprache eingewirkt hat.

8. Da dem ahd. noch viele Ausdrücke für abgezogene, namentlich christliche Begriffe fehlten, so waren die fleißigen Mönche, wie Kero, Notker Labeo, Williram u. a., eifrig darauf bedacht, diesem Mangel abzuhelfen. Wenn man, wie in vielen Fällen geschah, die lateinischen Wörter nicht einfach entlehnte, so übersetzte man sie entweder möglichst getreu oder verlieh die fehlende Bedeutung heimischen Ausdrücken, die man damit oft aus dem Bereiche des Sinnlichen in das sittliche oder geistige Gebiet emporhob. Den Namen der Wochentage (Montag = dies lunae, frz. lundi, Freitag, ahd. Frîatag, Tag der Freia = Veneris dies, frz. vendredi u. a.) sieht man ebenso leicht den lateinischen Ursprung an wie den christlichen Begriffen b(e-)armherzig (ahd. armhërzi = misericors), Ge-wissen (con-scientia), Mittler (mediator), Beichte (ahd. bi-jiht = con-fessio) oder den wissenschaftlichen Fachausdrücken teilnëmunga, furisezida u. a., mit denen der St. Gallener Mönch Ruodpert Ersatz für Partizip, Präposition u. s. w. zu schaffen beabsichtigte.[1]) Freier verfuhr man bei der Wiedergabe von paganus, apostolus, discipulus und prophetia, die man in heidan (heidan: heide = paganus: pagus), zwelfboto (Zwölfbote), jungiro (Jünger) und wîssagunga (Weissagung) umsetzte. Von deutschen Wörtern wurden für christliche Zwecke zugestutzt und mit tiefsittlichem Gehalte erfüllt Glaube, Gnade, Buße, Heil, Sünde, Schuld, Reue, Taufe, Hölle, Schöpfer, Heiland u. a., dagegen entnahm man Wörter wie Marter und Pein, Segen und Messe, predigen und feiern, opfern und verdammen[2]) einfach aus dem Latein und gestaltete sie nach deutschen Sprachgesetzen um. In geringerem Maße ist das Satzgefüge damals von außen beeinflußt worden. Es war einfach und konnte nur ungelenk werden, wenn es in die

1) Vgl. Joh. Müller, Quellenschriften und Gesch. d. deutschsprachl. Unterr. bis z. Mitte des 16. Jahrh. Gotha 1882, S. 1; ebenda S. 197 über Notker Teutonicus.

2) von martyrium, poena, signum, missa, praedicare, feriae, operari, damnare.

Zwangsjacke lateinischer Perioden gesteckt wurde. Wohl klagt Otfried in der Vorrede zu seinem Evangelienbuche, die barbarische deutsche Sprache sei rauh und wild und des regelnden Zügels der grammatischen Kunst ungewohnt, aber einen Vorzug hatte doch unsere Muttersprache damals vor der „geglätteten lateinischen" (latinitatis planities): sie war getragen von sinnlicher Kraft und lebendiger Anschaulichkeit. Die Wörter zeigten noch deutlich das Gepräge, das sie in der Münzstätte erhalten hatten.

9. Auch besaß die ahd. Sprache infolge der Fülle und des Farbenreichtums ihrer Selbstlaute noch bedeutend größeren Wohlklang, als ihre Nachfolgerinnen, die mhd. und nhd. Darüber geben uns verschiedene altertümliche Sprachreste noch einigermaßen Auskunft, die durch glückliche Umstände ihr Dasein bis zur Gegenwart gefristet haben. Wie der Bernstein, der an der samländischen Küste ausgebaggert wird, Zeugnis davon ablegt, daß einstmals harzreiche Nadelwälder den jetzt kahlen Seestrand umsäumt haben, so sind auch diese Trümmer alter Wortformen untrügliche Zeugen einer längst entschwundenen Herrlichkeit. Durch ihre Abschließung den zerstörenden Einflüssen der Zeit entrückt, haben beide das glanzvolle Äußere bewahrt, womit sie noch gegenwärtig das Auge des Forschers erfreuen. Besonders Eigennamen, die man von jeher gleich Urkunden als unantastbares Gut betrachtete, ferner Zusammensetzungen, die durch ihr festes Gefüge manches Wortgebilde vor dem Untergange gerettet haben, endlich Fachausdrücke, die in engern Kreisen von Geschlecht zu Geschlecht weiter fortgepflanzt den Stürmen von Jahrtausenden Trotz boten, zeigen vereinzelt bis in die neueste Zeit ahd. Lautform. In den Namen Hansa (die Schar, dann die Kaufmannsgilde)[1]) und Walhalla (die Halle für die im Kriege Gefallenen) schauen wir alte weibliche a-Stämme, in Widukind (Waldkind) und Heribert (der Heerglänzende) sind Reste von u- und i-(ja-)Stämmen erhalten. Otto, Udo, Botho, Hugo, Poppo, Kuno bieten Beispiele für den ahd. Werfall der schwachen

1) ahd. hansa, mhd. hanse, aber jetzt wieder in ahd. Form.

Biegung. In Nachtigall (Sängerin der Nacht, vgl. ahd. galan, tönen) und Bräutigam (Mann der Braut, vgl. ahd. gomo, Mann = lat. homo) liegt vielleicht der alte Wesfall der Einheit[1]), in ihro (iro) und dero (dëro) der der Mehrheit vor. Dagegen sind die Namen der Klöster Seeon (in der Nähe des Chiemsees) und Beuron (in Hohenzollern) alte Wemfälle. Auch Vor- und Nachsilben enthalten bisweilen noch die ursprünglichen farbigeren Selbstlaute. Neben den unbetonten Formen er- (erteilen, erlauben) und ent- (entgegnen) haben sich unter dem Einflusse des Hochtons erhalten ur- und ant- in Urteil, Urlaub, Antwort, Antlitz u. a.; -and und -und in Heiland (der Heilende), Weigand, Wiegand (der Kämpfende) und Leumund (ahd. hliumunt) entsprechen nhd. -end in liebend und Jugend; -ist in Obrist ist alte Superlativendung; endlich können wir an halô (neben holla), der ahd. Befehlsform von halôn, holen (also = hol über!) noch den vollern Stammauslaut der schwachen Zeitwörter auf -ôn erkennen.

10. So war die Sprache, die im 8.—11. Jahrhundert in ganz Oberdeutschland, im Lande der Alemannen, Baiern und Franken gesprochen wurde. Zu einer einheitlichen Schriftsprache kam es freilich damals noch nicht trotz der Macht, die Karls des Großen erhabene Persönlichkeit über alle Länder deutscher Zunge ausübte.[2]) Wohl hat sich dieser gewaltige Herrscher um Schrifttum, Grammatik und Wortschatz[3]) seines geliebten Deutsch verdient gemacht, aber er vermochte nicht

1) Freilich ist das i im nhd. erst wieder aufgefrischt; denn im mhd. hießen die Formen nahtegal und briutegome. Vgl. Hildebrand in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht VI, 640 ff. und Wilmanns, Deutsche Grammatik, Straßburg 1893. I. § 322.

2) Daß der Glanz seines Namens noch weiter drang, geht schon daraus hervor, daß viele osteuropäische Völker das Wort Karl im Sinne von König übernahmen: poln. król, böhm. král, russ. karólĭ, ungar. király, lit. karãlius u. a.; vgl. Caesar = Kaiser.

3) Er führte z. B. deutsche Monatsnamen (Wintarmanoth, Lenzinmanoth, Ostarmanoth, Hornung u. s. f.) ein, ließ die alten deutschen Volkslieder sammeln und begann die Abfassung einer deutschen Grammatik.

einer einzigen Mundart die Geltung einer über allen übrigen stehenden Schriftsprache zu verschaffen. Nach Karls Tode sank gleich dem Kaiserreiche auch das Schrifttum wieder von seiner Höhe herab.

11. Ende des 12. Jahrhunderts ging die führende Stellung im Bereiche der Dichtkunst von den Geistlichen an die Laien, aus den Händen der Mönche in die der Ritter über. Durch die Kreuzzüge war der Ritterstand rasch zu hoher Blüte gelangt; die Anregungen, die man in den durchwanderten fremden Gegenden, namentlich in dem vielgepriesenen Wunderlande des Ostens, gefunden, gaben dem Geiste neue Nahrung und der Einbildungskraft mächtige Schwingen. Unwillkürlich fühlte man sich veranlaßt, Abenteuer, wie man sie auf der Kreuzfahrt erlebt hatte, in poetische Form zu gießen und dem Schreiber in die Feder zu 'diktieren'[1]). Meist freilich fanden die Ritter es bequemer, den Inhalt ihrer Heldengesänge aus fremder Quelle zu schöpfen, und zwar übernahmen sie die Stoffe gewöhnlich aus Frankreich, der hohen Schule des feinen Tons und der höfischen Dichtung, wo die Troubadours und Trouveres Abenteuer 'erfanden' (trouver) und dichterisch gestalteten. Übermittelt wurde uns diese fremde Kunstrichtung auf mehreren Wegen[2]), hauptsächlich aber durch die Niederlande, durch Flandern und Brabant. Der Niederfranke Heinrich von Veldeke brach ihr in Deutschland Bahn, der Schwabe Hartmann von Aue war sein gelehriger Schüler; bald wetteiferte der mainfränkische und bairisch-österreichische Adel mit dem mittelrheinischen und schwäbischen in der Kunst des Helden- und Minnegesangs; am Mittelmain stand die Wiege Wolframs von Eschenbach, vielleicht im Eisakthal die Walthers von der Vogelweide, und in Österreich sind Nibelungenlied und Gudrun in ihre letzte Gestalt gebracht worden. In diesen Dichtern und Dichtungen erreicht das poetische Schaffen der mhd. Zeit seinen Höhepunkt.

---

1) Von dictare stammt das deutsche Wort dichten.

2) Vgl. Lamprecht, Deutsche Geschichte, III², 1894, S. 188 f.

12. Ob es jetzt auch zu einer *schriftsprachlichen Einigung* kam[1]), d. h. zu einer Richtschnur, die gleichmäßig vom Hofe der Staufer wie von den oberdeutschen Dichtern befolgt wurde, ja sogar da und dort in niederdeutschen Ländern beim 'Singen und Sagen' Verwendung fand, bleibt dahingestellt. Viele nehmen es an und betrachten meist die alemannische Mundart als Grundlage, andre wie Hermann Paul[2]) bestreiten es, doch giebt dieser zu, daß 'wechselseitige sprachliche Beeinflussungen zwischen Dichtern, die einem verschiedenen Gebiete angehörten, stattgefunden hätten, ja daß solche auf dem Gebiete des Wortschatzes und der Syntax zweifellos wären'. Auch werden gewisse mundartliche Formen geflissentlich im Reime gemieden.

13. Diese mhd. Dichtersprache hat ihre großen Vorzüge. Denn höfisch und höflich wie die Ritter war auch ihre Schreibweise. Wie der Edelstein erst, wenn er geschliffen und gefaßt ist, seinen ganzen Glanz entfaltet, so ist auch der deutsche Stil zuerst unter den Händen der Ritter zu voller Schönheit gediehen und sticht von der schwerfälligern Art der frühern Jahrhunderte so stark ab wie das Wesen der weltgewandten Höflinge von dem der behäbigen Mönche. Aber während so die Sprache an Beweglichkeit und Gewandtheit des Ausdrucks gewann, ging ihr ein gut Teil der sinnlichen Kraft und Klangfülle verloren.

Durch die Einwirkung eines folgenden i-Lautes waren vorangegangene hochtonige a, o, u und andre Selbstlaute umgewandelt und durch die Tonverstärkung der Stammsilbe die volltönenden Endungen abgeschliffen worden; jenen Vorgang nennen wir Umlaut, diesen Schwächung. Beide Spracherscheinungen traten nach und nach in Kraft. Der *Umlaut* verbreitete sich

---

1) Vgl. Behaghel, Zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache. Basel 1886; H. Pischek, Realschulprogramm, Teschen 1893; Fr. Pfeiffer, Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache, Freie Forschung. Wien 1867. S. 309 ff.; H. Paul, Gab es eine mhd. Schriftsprache? Freiburg 1873; O. Lyon in f. Zeitschr. II, 162; Socin, Schriftsprache und Dialekte. S. 80 ff.; Kaufmann, Paul und Braunes Beiträge XIII, 464 ff.; P. Pietsch, Luther und die hochdeutsche Schriftsprache. S. 5 f.

2) Mhd. Gramm. 4. Aufl. Halle 1894. § 4.

seit dem Beginn des 5. Jahrhunderts von Norden aus. Das Altnordische und Angelsächsische zeigen ihn schon in ihren ältesten Denkmälern in vollem Umfange, das Altsächsische in beschränktem Maße, ebenso auch das Althochdeutsche. Seiner Natur nach ist er eine Angleichung des Stammvokals an das folgende i: gast, Mehrzahl gesti, lamb (Lamm), lembir. Aber bei andern Lauten als kurzem a tritt er vor dem 10. Jahrhundert selten im ahd. Schrifttum auf.[1]) Erst von diesem Zeitpunkte an greift er auch auf solche z. B. auf û über, ist jedoch erst im mhd. in vollem Umfange durchgedrungen. Hier werden a, o, u; â, ô, û; ou und uo regelmäßig in e (ä), ö, ü; ae, oe, iu; öu und üe umgelautet.[2])

14. Erhielt schon damit das mhd. ein wesentlich anderes Aussehen als das ahd., so wurde die Abweichung noch größer dadurch, daß die tieftonigen Selbstlaute sich abschwächten. Je entschiedener die Stammsilbe hervorgehoben wurde, um so weniger Kraft blieb für die Ableitungssilben übrig; so schwanden hier die volltönenden a-, o-, u- und i-Laute völlig[3]) oder machten dem farblosen e Platz: aus haba, boto, sigu und burdi wurde habe, bote, sige, bürde, aus salbôn und lôsjan: salben und loesen. Dies geschah ganz allmählich, hier langsamer, dort schneller. Auch die einzelnen Selbstlaute hatten verschiedene Widerstandskraft, z. B. sind a und o fester als i

1) Zur Geschichte des ahd. Umlauts ist zu vergleichen: Wilmanns, Deutsche Grammatik § 191 ff.; E. v. Borries, Das erste Stadium des i-Umlauts im Germanischen. 1887. Hildebrand in Lyons Zeitschr. VII, 750 ff. Andre Schriften sind aufgezählt von Braune, Ahd. Gramm. 2. Aufl. Halle 1891. § 27. A. 1.

2) Ausnahmen giebt es allerdings auch hier. So verhindern nach K. v. Bahder, Grundlagen des nhd. Lautsystems S. 199 im Oberdeutschen gg, ck, pf und tz den Umlaut. Daher kommt es, daß sich in manchen Wörtern bis zur Gegenwart vielfach Formen mit u neben solchen mit ü erhalten haben: vgl. drücken und drucken, zücken und zucken, nützen und nutzen, rücken und rucken, Mücke und Mucke, Gülden und Gulden, Brügge (Osnabrück) und Bruck (Innsbruck); auch n + Konsonant hemmt öfter: daher Münden, aber Gmunden.

3) Z. B. steht mhd. vil, zal, mer für ahd. filu, zala, meri.

und u. Besonders zäh hielten das schwache Zeitwort und die Steigerungsformen des Eigenschaftsworts die langen Selbstlaute fest, sodaß in den Handschriften von mhd. Gedichten Formen wie gemanôt (gemahnt), oberôst (oberst) u. a. nicht selten vorkommen.[1]) Aber das sind eben nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel, und auch hier drang bald das saft- und kraftlose e siegreich durch. So schrumpfte die Zahl der verschiedenen Biegungsendungen des Hauptworts, die im Gotischen nach J. Grimms Berechnung 40, im ahd. noch 25 betragen hatte, auf 6 zusammen.

15. Aber im Vergleich zu unserer jetzigen Sprache zeigt das mhd. immerhin noch große Abwechselung und reiche Mannigfaltigkeit. Die weiblichen Hauptwörter, die gegenwärtig in der Einzahl unveränderlich sind, hatten damals mehr Lebenskraft[2]), die Eigennamen konnten abweichend vom jetzigen Gebrauche zum Teil noch schwach abgewandelt werden (Otte, Otten vgl. Ottendorf), die Umstandswörter, die sich jetzt in der Form nicht mehr von den dazu gehörigen Eigenschaftswörtern unterscheiden, hatten meist ein andres Aussehen[3]), endlich die Fürwörter boten vielfach andre Formen: dës, wës, dër, dën = nhd. dessen, wessen, deren, denen, u. a.; daher noch im Sprichwort: Wes Brot ich eß, des Lied ich sing und in Zusammensetzungen: des-halb, wes-wegen.

Was aber dem mhd. einen besondern Reiz und einen großen Vorzug vor dem nhd. verleiht, das ist die große Zahl kurzer Stammsilben, durch die es so beweglich wird und einen so muntern, lebhaften Gang erhält. Wohl haben wir noch die Spuren der frühern Aussprache von Silben, die mit

1) Vgl. Pauls Grundriß der german. Philol. I, 572 und Weinhold, Mhd. Grammatik § 295. 364.

2) Vgl. Gänsefuß = Fuß der Gans.

3) Eine Nachwirkung dieses Verhältnisses erkennt man in den nhd. Spaltformen fest (ahd. festi) und fast (ahd. fasto), schön (ahd. scôni) und schon (ahd. scôno), wo wohl der Bedeutungswechsel des Umstandswortes mit zur Erhaltung der abweichenden Form beigetragen hat; vgl. auch lange neben lang und spat (veraltet) neben spät.

einem Konsonanten endigten, in den einsilbigen Wörtern mit, an, in, bin, ab, ob, weg, doch, ich, noch, was, es, des[1]) und in den Zusammensetzungen bär-fuß (aber bâr bezahlen), Vŏr-teil (aber vôr), Hĕr-berge (aber ein Heer bergen), Hĕr-zog (aber Heerführer), Wŏl-luſt (aber Wohllaut), Wälkyre, Wälhalla (aber Wahlſtatt), Schĕl-lack, Schĕllfiſch (aber Schâle), Ūrteil (aber Urkunde), viel-leicht (mhd. villîhte, aber vielſagend); wohl wird noch jetzt in manchen Gegenden unſeres Vaterlandes Glăs und Grăb (Grăp) geſprochen; aber faſt nirgends mehr hört man kurze Selbſtlaute in offenen Silben: Glă-ſes, Gră-bes, klă-gen, lĕ-ben, Wĭ-ſe, lŏ-ben, Tŭ-gende.[2])

16. Mit der wachſenden Macht des Reiches hielt die räumliche Verbreitung der deutſchen Sprache faſt gleichen Schritt. In ahd. Zeit hatten Elbe und Saale die öſtliche Grenze unſeres deutſchen Vaterlandes gebildet; aber ſchon die ſächſiſchen Kaiſer hatten damit begonnen, die von den Slaven beſetzten urdeutſchen Gebiete zurückzuerobern. Ihre Nachfolger führten das angefangene Werk erfolgreich fort, thatkräftig unterſtützt von wackern Reichsfürſten wie Heinrich dem Löwen. Unter dem Schutze der Burgen, die kühne Ritter in dem fremden Lande erbauten, beſtellten deutſche Anſiedler die ihnen zugeteilten Äcker und verkündigten fromme Mönche den heidniſchen Bewohnern die chriſtliche Lehre. So gewann auch unſere Sprache neuen Boden: in den Ländern an der Oſtſee von Mecklenburg bis Kurland, die vorwiegend von Sachſen beſiedelt wurden, ſprach man fortan meiſt niederdeutſch, in den von Baiern aus bevölkerten Gebieten (Öſterreich, Salzburg, Steyermark u. a.) oberdeutſch, ferner in Meißen, Böhmen und Schleſien,[3])

1) Aber vor r iſt der Selbſtlaut gewöhnlich gedehnt in mir, ihr, vor, für, wer u. a.

2) Im übrigen vgl. H. Burghauſer, Die nhd. Dehnung des mhd. kurzen Stammvokals in offener Silbe, Programm, Karolinenthal 1891.

3) Auch das Ordensland Preußen erhielt z. T. mitteldeutſche Bevölkerung. König Ottokar von Böhmen gründete das nach ihm benannte Königsberg, Biſchof Bruno von Olmütz Braunsberg. Vgl. M. Beheim-Schwarzbach, Die Beſiedelung von Oſtdeutſchland 1882,

die hauptſächlich aus Thüringen und dem Mainlande Zuzug erhalten hatten, vernahm man nunmehr mitteldeutſche Laute d. h. eine Sprache, die in mancher Beziehung eine Mittelſtellung zwiſchen jenen beiden einnahm. So erhielt die oben erwähnte Scheidelinie zwiſchen Nord und Süd eine öſtliche Fortſetzung, lief von Barby a. d. E. über Wittenberg, Lübben, Guben, Kroſſen, Züllichau, Meſeritz und ging in der Gegend von Birnbaum an der Warthe ins ſlaviſche Gebiet über.[1]) Einige Bezirke des Kurfürſtentums Sachſen, die nach Ausweis der Urkunden urſprünglich niederdeutſch waren, ſchloſſen ſich noch im Laufe der Zeit den hochdeutſch redenden Landesteilen an, ſo Merſeburg um 1340, Halle um 1400, Mansfeld im 15. Jahrhundert, ja die ſüdlichen Kreiſe der Provinz Brandenburg ſind noch im 16. Jahrhundert für die hochdeutſche Sprache gewonnen worden. Erwägt man, daß der Süden durch das Schrifttum und durch ſprachſchöpferiſche Begabung geiſtig, als Sitz des Kaiſerhofes aber auch ſtaatlich das Übergewicht hatte, ſo wird man ſich über dieſen Gebietszuwachs nicht wundern.

17. Bis zu jener Grenzlinie drang auch eine neue Lautbewegung, die im 12. Jahrhundert im ſüdöſtlichen Deutſchland ihren Anfang genommen hatte; ſie beſtand darin, daß die Laute î, û und iu (= langes ü) in ei, au (ou) und eu (äu) auseinandergezogen wurden. Aus mîn, rûm, hiute wurde mein, Raum und heute. Im 13. Jahrhundert läßt ſich dieſes 'ſprachliche Naturereignis' faſt nur in Niederöſterreich beobachten[2]), im

S. 50 f.; P. Pietſch, Luther u. d. hochd. Schriftſpr. 1883, S. 10 f.; J. Stuhrmann, Das Mitteldeutſche in Oſtpreußen I (mit Karte), Programm des Gymn. in Deutſch-Krone 1895, S. 6 ff.

1) Genaueres bei B. Haushalter, Die Grenze zwiſchen d. hochd. und niederd. Sprachgeb. öſtl. der Elbe. Rudolſtädter Programm 1886.

2) Die früheſten Spuren finden ſich im Gebiete der Enns und Mur ſchon in der 2. Hälfte des 12. Jahrh., für Oberbaiern iſt der Lautwandel in einzelnen Spuren ſicher bezeugt um 1200. Vgl. Weinhold, Mhd. Grammat. § 105. 106. 108; Schilling, Die Diphthongierung der Vokale û, iu und î, Werdauer Programm, 1878; Kluge, Von Luther bis Leſſing, S. 60 ff.; Brenner, Mundarten und Schriftſprache in Baiern, Bamberg 1890. S. 28.

darauf folgenden schon in ganz Österreich, aber auch in Baiern und Ostfranken. Schlesien wird noch in demselben Jahrhundert für die Neuerung gewonnen, in Obersachsen dagegen dringen die Doppellaute erst um 1470 in größerem Umfange durch; in Mainz, Worms und Frankfurt erst um 1500. Mittlerweile war auch das alemannische Gebiet ergriffen worden, wo besonders die Buchdrucker (in Augsburg, Ulm und Straßburg) die einfachen Buchstaben in Werken, die auf ein größeres Absatzgebiet berechnet waren, nicht mehr verwendeten. Nur die Schweiz leistete noch lange Widerstand. Die Baseler Kanzlei[1]) nahm den neuen Lautstand erst um 1580, die Züricher zwischen 1650 und 1675 an. Die niederdeutschen (aber auch einige mittel- und oberdeutsche) Mundarten haben bis zum heutigen Tage die alte Aussprache beibehalten. So erklärt sich, daß wir bei verschiedenen Ausdrücken der Schriftsprache je nach ihrer Herkunft die alten oder die neuen Laute finden: den ursprünglichen Bestand zeigen Dune, Bude, Lurlei (= Lauerfels), Rhin, den veränderten Daune, Baude, lauern und Rhein.[2])

18. Gleichfalls an der niederdeutschen Sprachgrenze wurde der Umwandlung des ſ in sch ein Ziel gesetzt, während sie auf alemannisch-schwäbischem Boden, wo sie begonnen hatte, die weiteste Verbreitung gefunden hat. Im 13. Jahrhundert war aus der Lautgruppe ſk der Laut sch (forskôn: forschen) hervorgegangen; dieser trat seit Ausgang der mhd. Zeit auch bei sm, sn, sl und sw hervor, die, wenigstens in Ober- und Mitteldeutschland, zu schm, schn, schl und schw umgestaltet wurden, während anlautendes sp und st zwar seit Beginn der nhd. Zeit in denselben Gebieten wie schp und scht gesprochen, aber nicht geschrieben wurden. Darum sagt Chr. Gueintz (1592—1650): 'S, wenn nachfolgt P und T, wird gemeinlich gelesen, als

1) Die Baseler Druckereien waren schon vorangegangen.

2) Mehrfach erscheinen Doppelformen, wenn ältere Bezeichnungen durch das Schrifttum künstlich wieder erweckt worden sind, z. B. bei Ur (mhd. ûr) neben Auerochs und bei Rune (vgl. raunen). Am häufigsten sind sie bei Namen wie Gertrud und Gertraud, Wigand und Weigand. Vgl. Böcklin und Böcklein, Wölfflin und Wölflein.

wenn ch dabei wäre.'[1]) Noch weiter ging die alemanniſch-ſchwäbiſche Mundart; denn ſie ſetzte auch im In- und Auslaute unter den gleichen Verhältniſſen überall ſch ein (iſcht = iſt u. ſ. f.), und wie Zwinglis Zeitgenoſſen in Zürich Geiſcht und Gaſcht ſagten, ſo hört man noch heutiges Tages in Schwaben die gleichen Ziſchlaute. Dagegen beſitzt das Plattdeutſche noch immer die Verbindungen ſm, ſn, ſl und ſw, und auch vor p und t ſpricht man noch gegenwärtig in Hannover, Holſtein, Friesland und andern Gegenden ein ſcharfes ſ (S-pruch, S-tein), ja die 'weſtfäliſch-frieſiſche Ecke' hat ſogar die geſonderte Ausſprache des alten ſk als ſg ſtatt ſch (Sginken = Schinken) bis jetzt erhalten.

19. Anders liegen die Dinge in Mitteldeutſchland, das nicht nur in der Lautgeſtaltung zwiſchen Süden und Norden[2]) die Mitte hält, ſondern auch im Wortſchatze; denn unverkennbar

---

1) A. Diederichs, Über d. Ausſprache von ſp und ſt. Straßburg 1884.

2) Jenem folgt das md. bei der Behandlung der Lautgruppe ſ + Konſonant im Wortbeginn, dieſem im Wortinnern und am Wortende. Nur hinter r und in einigen Fällen hinter l hat es den Ziſchlaut ſch angenommen. Im übrigen ſtimmen die Konſonanten mehr mit den oberdeutſchen überein, wiewohl ſich dabei mannigfache Abſtufungen ergeben. So ſteht unter allen mitteldeutſchen Mundarten die oſtfränkiſche Oberdeutſchland am nächſten; beſonders hat ſie die ſtummen Laute in gleicher Weiſe verſchoben und nur b, g, d unverändert feſtgehalten, ſowie t nicht in th umgewandelt. Auch im Bereiche der Selbſtlaute nehmen die mitteldeutſchen Gebiete eine beſondere Stellung ein. So ziehen ſie nachweislich ſeit dem 11. Jahrhundert ahd. ie (ia) und uo (ua), (die im 8. und 9. Jahrhundert aus urſprünglichem und im nd. erhaltenem ê und ô hervorgegangen waren), ſowie das aus uo umgelautete üe in î (auch ie geſchrieben), û und ü zuſammen, ſodaß wir nunmehr Formen wie Flut = ahd. fluot = got. flôdus und hier (geſpr. hîr) = ahd. hiar, hi-er = got. hêr antreffen. Eine weitere Eigentümlichkeit des mitteldeutſchen Sprachgebiets iſt, daß hier h zwiſchen Vokalen häufiger verſtummt, z. B. in nhd. Stahl = mhd. stahel (mit geſprochenem h), daß mb früher zu mm ausgeglichen (zimmern = mhd. zimbern), o (ö) öfter für u (ü) geſetzt (Wonne = mhd. wunne), kurze Selbſtlaute in betonten Stammſilben eher als in Oberdeutſchland verlängert (trâgen, Aar = mhd. trägen, ar) und umgekehrt lange vor zwei Konſonanten öfter verkürzt werden (Klafter = mhd. klâfter).

zeigen hier die mitteldeutschen Mundarten bei oberdeutscher Grundlage vielfach Übereinstimmung mit dem niederdeutschen Sprachgebiete.[1]) Daher eigneten sie sich am besten zu der auf Ausbreitung über ganz Deutschland berechneten Bibelübersetzung Luthers, und so kann es als besonders glücklicher Griff des Reformators bezeichnet werden, daß er sich dabei an die Sprache der kursächsischen Kanzlei anschloß. Darüber sagt er Kap. 69 seiner Tischreden selbst: 'Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigne Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte und Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Kanzlei. Darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog von Sachsen, haben im römischen Reiche die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache zusammengezogen.'

20. Seit der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts nämlich, wo man aufhörte, das Latein fast ausschließlich als Urkundensprache zu verwenden, hatte sich am Hofe der sächsischen Kurfürsten zu Wittenberg aus der obersächsischen Mundart eine Kanzleisprache herausgebildet, die für den Verkehr mit den Höfen der übrigen Fürsten benutzt wurde. Da aber auch diese sich aus den Mundarten ihrer Länder ein Kanzleideutsch geschaffen hatten, so machte sich bald des leichtern Verständnisses halber das Verlangen nach einheitlicher Regelung der Urkundensprache bemerkbar. Dabei erhielt natürlich das Schriftdeutsch des kaiserlichen Hofes, das

1) Daher waren in Luthers Bibel viele Ausdrücke den Oberdeutschen anfangs unverständlich, sodaß verschiedene Verleger von Nachdrucken des neuen Testamentes in Basel, Straßburg und Augsburg es für angezeigt hielten, kurze Wörterbücher beizufügen, in denen die dunklern mittel- und norddeutschen Bezeichnungen durch süddeutsche erläutert wurden. Zuerst that dies Adam Petri 1523, zuletzt geschah es 1532, ein Beweis, wie schnell man den Lutherschen Wortschatz verstehen lernte. Kluge, Von Luther bis Lessing, S. 75—91; Derselbe, Wissenschaftl. Beihefte des allg. deutschen Sprachvereins VI, 14.

sich während der böhmisch-luxemburgischen Herrschaft in Prag aus der böhmischen Mundart entwickelt hatte, wegen seines größern Ansehens einen maßgebenden Einfluß. Durch den Bischof Johann VIII. von Olmütz, den langjährigen Vorsteher der Kanzlei Karls IV., um die Mitte des 14. Jahrhunderts in den Grundzügen festgestellt[1]), wurde es etwa 100 Jahre später das Vorbild für den Schriftgebrauch der kursächsischen Geheimschreiber, dergestalt, daß man sich in allen schwankenden Fällen nach dem Muster des Kaiserhofes richtete. Bereits beim Regierungsantritte Friedrichs des Weisen (1486) war diese Annäherung in der Hauptsache vollzogen und nicht nur in Wittenberg, sondern nach Luthers obiger Angabe auch an andern Fürstensitzen durchgeführt.

21. Unbedeutender war dagegen die Einwirkung, die von der kaiserlichen Kanzlei auf die deutschen Druckereien ausgeübt wurde, schon deshalb, weil diese meist nicht unmittelbar beeinflußt wurden, sondern mittelbar durch die Kanzleien der Reichsfürsten und freien Reichsstädte, in deren Gebieten die Druckorte lagen; ja nach und nach machten sich die Druckereien ganz von ihren Vorbildern unabhängig und thaten es ihnen zuvor in dem Bestreben, den Sprachgebrauch möglichst übereinstimmend zu gestalten; und ihr Einfluß ist schon aus dem Grunde nicht zu unterschätzen, weil damals meist der Buchdrucker die sprachliche Form der Bücher bestimmte und diesem ganz besonders an einer einheitlichen Regelung des Sprachgebrauchs liegen mußte; denn nur so konnte er auf einen weitern Absatz seiner Bücher zählen. Die wichtigsten Druckorte jener Zeit lagen in Ober- und Mitteldeutschland: in Schwaben (Augsburg), am Oberrhein (Basel, Straßburg), in Franken (Nürnberg), am Mittelrhein (Worms, Mainz, Frankfurt) und in Obersachsen (Leipzig, Wittenberg). Bei allen Druckereien dieser Städte läßt sich erkennen, daß sie zunächst mehr vom örtlichen Sprachgebrauch abhängig waren,

1) Die Fürstl. Jablonowskische Gesellschaft in Leipzig hat für das Jahr 1897 eine Preisaufgabe über die deutschen Urkunden in der kaiserlichen Kanzlei Karls IV. ausgeschrieben.

dann aber, besonders seit etwa 1530, sich mehr und mehr dem Gemeindeutschen näherten. Die Augsburger Drucke kamen in ihren Sprachformen der Kanzlei des Kaiserhofes am nächsten, die mitteldeutschen standen ihr jetzt ferner. Doch erhielten diese mit der Zeit eine immer größere Bedeutung, einmal deshalb, weil die Reichstagsabschiede in mittelrheinischen Plätzen gedruckt wurden und Frankfurt einer der bedeutendsten Mittelpunkte des Buchhandels in jener Zeit war, und sodann, weil die protestantischen Schriften, die überall verbreitet wurden, besonders vom Kurfürstentum Sachsen ausgingen. Den nachhaltigsten Einfluß erlangte aber Luthers Bibelübersetzung. Diese gewaltige, das Herz des ganzen deutschen Volkes packende Geistesthat verhalf allmählich der kursächsischen Schriftsprache zum Siege in ganz Deutschland.[1])

22. Wer freilich meint, dieses Lutherische Deutsch decke sich vollkommen mit dem heutigen Schriftgebrauche, der irrt gewaltig. Namentlich zeigt es in mancher Beziehung noch größere Ähnlichkeit mit dem mhd.[2]) Auch wäre es irrig zu glauben, daß Luthers

---

1) Vgl. auch E. Wülcker, Luthers Stellung zur kursächs. Kanzleisprache, Germania 28, 191 ff. und K. v. Bahder, a. a. O. S. 53 ff.

2) So schreibt Luther noch e für jetziges ö in Helle, Leffel, zwelf, leschen u. a., ie für ü in liegen, triegen und i für ü in wirdig = lügen, trügen, würdig; -lîn neben -lein (Pünktlîn, Megdlîn, Stündlîn, Gebetlîn); -lich für -ig in abellich, billich, unzelich, e für ä in Veter, Hende, teglich, allmechtig = Väter, Hände, täglich, allmächtig, ferner nu (mhd. nû, vgl. in einem Nu) = nun, rauch = rauh, Heubt = Haupt, gülden = golden, frum = fromm u. s. f. Er bildet die Vergangenheit nach mhd. Art ich beiß, bleib, greif, reit für ich biß, blieb, griff, ritt; wir schwunden, funden, drungen, hulfen für schwanden, fanden, drangen, halfen; stund und hub = stand und hob, weiste und preiste = wies und pries; worden, kommen, geben, funden, bracht, missethan = geworden, gekommen u. s. f.; ebenso sagt er noch häufig zeuch, kreucht, fleucht = zieh, kriecht, fliegt. Angel, Gewalt, Lust, Sitte gebraucht er als männliche, manche Ausdrücke auf -nis wie Bekenntnis, Ärgernis, Gefängnis als weibliche Wörter; Garten, Balken u. a. wandelt er immer ab: Garte, Garten, Balke, Balken u. s. f., schwache Genitive der Einheit wie Gallen, Kirchen, Pforten, Zungen sind bei ihm häufig, ebenso Nominative der Mehrheit wie Tugende, Meinunge; bei dem Zahlworte zwei unterscheidet er die drei Geschlechter zween, zwô, zwei und gebraucht

Sprache gleich von Anfang an fix und fertig gewesen sei. Wie auf religiösem und sittlichem Gebiete sehen wir ihn hier ringen, wachsen und werden, sodaß Franke (Grundzüge der Schriftsprache Luthers § 11) drei Entwickelungsstufen seiner Schriftsprache annehmen kann: 1516—20, 1521—31 und 1532—46 je nach dem Maße, in dem sich die Beimischung von mhd. und md. Formen vermindert.[1])

---

in den Verbindungen ein unverdient Fluch und manch frum Priester das Eigenschaftswort ohne Endung. Auch im Wortschatze der Bibel finden wir noch Altertümliches: lecken (mit den Füßen ausschlagen), thüren = mhd. turren (wagen), evern (wiederholen), ergern (zur Sünde verführen), hellig (ermüdet), freidig (kühn), ehrlich (ansehnlich), wacker (wachsam), richtig (gerade), Ort (Ende), Reise (Kriegszug), Fahrt (Reise), Elend (Ausland), weil (so lange als) u. a.

1) Über Luthers Sprache vgl. P. Pietsch, M. Luther u. die nhd. Schriftsprache. Breslau 1883; K. Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers. Görlitz 1888; Opitz, Die Sprache Luthers. Halle 1869; A. Lehmann, Luthers Sprache in s. Übersetzung des neuen Testaments. Halle 1873; E. Walter, Die Sprache der revidierten Lutherbibel. Bernburg 1885; Joh. Luther, Die Sprache Luthers in der Septemberbibel. Halle 1887; Göpfert, Die Sprache Luthers im kleinen Katechismus, Lyons Zeitschr. II, 488 ff.; G. Kießling, Bibelsprache und mhd. 1876; Burdach, Die Einigung der nhd. Schriftsprache. Halle 1883; R. Hildebrand, Der Anteil Kursachsens an der Ausbildung der nhd. Schriftsprache, Gesammelte Aufsätze. Leipzig 1890. S. 315—35; E. Wülcker, Die Entstehung der kursächs. Kanzleisprache, Zeitschr. d. Vereins f. Thür. Geschichte u. Altertumskunde. N. F. I, 349 ff.; H. Rinn, Bild u. Gleichnis in Luthers Briefen, Lyons Zeitschr. IX, 476 ff; ein Wörterbuch zu Luthers deutschen Schriften von Ph. Dietz (Marburg) 1877 blieb unvollendet. Im übrigen sind für die Beurteilung der nhd. Schriftsprache noch folgende Schriften wichtig: O. Böhme, Zur Kenntnis des Oberfränkischen im 13., 14. u. 15. Jahrh., Leipziger Dissert. 1893; F. Wrede, Hochfränkisch u. Oberdeutsch, Zeitschr. f. deutsch. Altert. 37, 288—303; K. Franke, Ostfränkisches u. Obersächsisches, Baierns Mundarten Bd. I; R. Heinzel, Geschichte der niederfränk. Geschäftssprache. Paderborn 1874; W. Scheel, Beiträge zur Geschichte der nhd. Gemeinsprache in Köln, Marburger Dissert. 1892; R. Brandstetter, Die Luzerner Kanzleisprache 1250—1600. Einsiedeln 1892; J. Kehrein, Gramm. der deutschen Sprache des 15.—17. Jahrh. Leipzig 1854; H. Rückert, Geschichte der nhd. Schriftsprache bis zur Mitte des 18. Jahrh. Leipzig 1875; K. v. Bahder, Die nhd. Sprachforschung u. s. w. in Lyons Zeitschr. V, 6—23.

Ebenso gestaltete sich Luther allmählich seinen Stil, der ganz die urwüchsige, kernige Persönlichkeit des gewaltigen Mannes widerspiegelt und sehr dazu beigetragen hat, sein Bibelwerk volkstümlich zu machen: so anschaulich und deutlich, so lebendig und packend, einfach und wahr konnte eben nur Luther schreiben. Scheute er sich doch nicht, die Werkstätten der Handwerker aufzusuchen und die Rede des gemeinen Mannes auf der Straße zu belauschen, um recht im Sinne und nach Art des Volkes die Worte setzen zu können. Wenn es aber gleichwohl noch mehrerer Jahrhunderte bedurfte, ehe auf dieser Grundlage eine volle Einigung im schriftlichen Gebrauch vom Rhein bis zum Niemen und von der Schlei bis zu den Alpen erzielt wurde, so lag das an besonderen Umständen, die wir nun zu erörtern haben.

23. Zunächst breitete sich die neue Schriftsprache im Norden aus. Daß sie dort eher Wurzel faßte, als in den Ländern bairisch-österreichischer und alemannisch-schwäbischer Zunge, erklärt sich, abgesehen von andern begünstigenden Umständen, hauptsächlich daraus, daß man die Sprachfrage mit der kirchlichen verquickte. Der Lutherische Norden nahm im Anschluß an die Glaubensreinigung und die Bibelverdeutschung Luthers dessen Sprache mit geringerem Widerstreben auf als der katholische Süden, der, von den Jesuiten beeinflußt, darin nur die Mundart des abtrünnigen Ketzers erblickte. Gleichwie die 1582 von Papst Gregor XIII. angeordnete Kalenderverbesserung sogleich in den katholischen Ländern Italien, Spanien, Portugal und Frankreich durchdrang und bald darauf in den katholischen Teilen Deutschlands Eingang fand, von den evangelischen Ständen unseres Vaterlandes aber erst 1700[1]) eingeführt wurde, so entschloß sich im entgegengesetzten Falle der katholische Süden auch nur schwer und spät zur endgiltigen Annahme einer Schriftsprache, die unter Luthers Namen ging. Dazu kam, daß im Gottesdienste und auch sonst in der katholischen Kirche immer noch das Latein eine hervorragende Rolle spielte, während man

1) Von England und Schweden erst 1752 und 1753.

in den evangelischen Ländern von Kanzel und Altar aus[1]) in deutscher, oft sogar in Lutherscher Sprache zur Gemeinde redete. Wurden doch auf Luthers Empfehlung vielfach gerade mitteldeutsche Geistliche in den niederdeutschen Gemeinden als Pfarrer angestellt! Endlich übernahmen jetzt Mittel- und Norddeutschland die Führerschaft auf dem Gebiete des Schrifttums, die niederdeutschen Schriftsteller aber bedienten sich bei der Abfassung und Drucklegung ihrer Werke um so lieber der nhd. Schriftsprache, als diesen dadurch eine größere Verbreitung in Deutschland ermöglicht wurde.

24. Naturgemäß vollzog sich dieser Umschwung auch in Niederdeutschland nur allmählich, am schnellsten auf dem früher slavischen Boden. Wie sich dort im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts noch an mehreren Stellen das Hochdeutsche auf Kosten des Niederdeutschen ausgebreitet hatte, so trat dort auch die überwältigende Kraft der Lutherschen Sprache zuerst in die Erscheinung. Von den Städten Magdeburg und Hamburg liegen uns die ältesten Zeugnisse vor. Schon im 1. Viertel des 16. Jahrhunderts schreibt der Magdeburger Ratsherr Torquatus seinen Lebenslauf in einer aus Meißnisch und Niederdeutsch gemischten Sprache, die man als Messingisch (vielleicht entstellt aus Meißnisch) bezeichnet, und der Hamburger Geschichtsschreiber Crantz giebt uns aus der nämlichen Zeit die Nachricht: 'Es heben itzt auch an die unsrigen sich zu befleißigen den öbern ihr Kirren nachzureden.' Ferner führen Magdeburg und Königsberg schon 1524 und 1525 hochdeutsche Kirchenordnungen ein, in den braunschweigisch-lüneburgischen Ländern aber leisten Geistliche und Gemeinden noch 1542 gegen diese Absicht einen derartigen Widerstand, daß sich der Landesherr zwei Jahre darauf entschließen muß, die niederdeutsche Sprache beizubehalten. Und wie bei den Kirchenordnungen, so erweisen sich auch sonst die sächsischen Länder als die Hochburgen des Niederdeutschen. In der Königsberger Kanzlei werden bereits seit 1530 hochdeutsche Urkunden aus-

1) So wurde z. B. in Wittenberg schon 1525 die erste deutsche Messe gehalten.

gestellt, in Pommern seit 1541, in Mecklenburg, wo die letzte niederdeutsche 1548 nachweisbar ist, um dieselbe Zeit; in den Kanzleien von Braunschweig, Osnabrück und Westfalen dagegen erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ähnlich verhält es sich mit der Sprache der Predigt und der Bibel. Seit 1603 wird das Wort Gottes in Hamburg von der Kanzel hochdeutsch verkündigt, und fast dreißig Jahre später beginnt man damit erst in Göttingen. In Stettin wird die Bibel zum letzten Male 1604 in niederdeutscher Sprache gedruckt, in Lübeck 1615, in Hamburg 1620, endlich in Goslar 1621.[1])

Von der Thatsache, daß die neue Schriftsprache zunächst hauptsächlich von den Gebildeten angenommen wird, legt ein beredtes Zeugnis ab das gewaltige Anschwellen hochdeutscher Druckschriften, aber auch die 1578 zuerst erschienene und in rascher Folge verschiedentlich neu aufgelegte Grammatik von Joh. Clajus aus Herzberg a. d. schwarzen Elster, die auf Luthers Sprache beruht. Die untern Volksschichten halten auch hier, wie so häufig auf andern Gebieten, länger am Alten fest.

25. Langsamer als der Norden schließt sich der Süden der Bewegung an. In Basel wird die Drucksprache um 1520, in Bern um 1560 gemeindeutsch; in den zu Zürich gedruckten Bibeln finden seit 1530 die Lutherschen Selbstlaute nach und nach Eingang; auch schreibt Zwingli abweichend von der Aussprache seines Landes krank und Kind für chrank und Chind, springen und Geist für schpringen und Geischt, aber im übrigen Schrifttum hält sich der alemannische Lautstand bis zum letzten

1) Kluge, Von Luther bis Lessing S. 97; Socin a. a. O. S. 221 ff.; E. Schröder, Göttingische gelehrte Anzeigen 1888 Nr. 7 S. 278 ff. Joh. Micrälius sagt in seiner Schrift über das alte Pommerland (1639), daß die Kinder in Pommern ihr Vaterunser hochdeutsch beten und daß man fast im ganzen Lande keine plattdeutsche Predigt mehr hören möge. Vgl. auch J. Lauremberg im 4. seiner Scherzgedichte (1652) 536 ff. — In Köln, wo der Rat mehr Beziehungen zu Niederdeutschland, der Erzbischof aber zu Oberdeutschland hatte, zeigt sich die mundartfreie Gemeinsprache eher in den Urkunden der kirchlichen (1544) als in denen der städtischen Behörde (1578). Vgl. W. Scheel, Beiträge zur Gesch. der nhd. Gemeinsprache in Köln S. 38.

Viertel des 16. Jahrhunderts, ja in volkstümlichen Werken noch länger. Allmählich bringt die Neuerung auch in die Kanzleien: die Baseler gewährt ihr um 1580, die Schaffhäuser etwa 1600 Eingang, Bern folgt in der ersten, Zürich in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach. Und wie hier, so macht auch im Bereiche der Grammatik Basel den Anfang und Zürich den Schluß: der Baseler Notar Sattler zieht bereits 1607 in seiner Teutschen Orthographey gegen den schriftlichen Gebrauch der heimischen Mundart zu Felde, während der Züricher Grammatiker Jakob Redinger noch 1656 für sein geliebtes Züricher Deutsch eine Lanze bricht. Ist nun auch damals die Mehrzahl der Gebildeten in der deutschen Schweiz für die neue Schriftsprache gewonnen, so zeigt doch ein Erlaß des Berner Rats an die Geistlichen aus dem Jahre 1671: 'Man solle sich beim Predigen eines ungewöhnlichen neuen Deutsch enthalten, als welches den Verständigen nur ärgern und das gemeine Volk in ihrem Christentume nicht unterweisen thue', daß die große Masse erst später — gegen Ende des Jahrhunderts — für das Neue erwärmt wird. So zäh wie die Schweizer in der Abgeschlossenheit ihres Berglandes und bei der politischen Trennung von dem übrigen Deutschland an alten Sitten und Gebräuchen festhalten, suchen sie auch im schriftlichen Verkehr die heimische Mundart zu behaupten.[1])

26. Und wenn das in protestantischen Gebieten möglich war, was konnte man da erst von den Luther feindlichen Katholiken Süddeutschlands erwarten? Bestrebt, die ihrer Kirche verloren gegangenen Länder zurückzugewinnen, waren sie nicht willens, die Wirkung von Luthers Vorgehen abzuwarten, sondern gingen der neuen Sprache thatkräftig zu Leibe. Einer Verbreitung der neuen Bibelübersetzung suchten sie möglichst dadurch entgegen zu treten, daß sie diese für süddeutsche Leser in die Sprache der kaiserlichen Kanzlei umgossen. Luthers neues

1) Vereinzelt zeigen sich in der Baseler Kanzleisprache schon 1533 Einflüsse des gemeinen Deutsch, vgl. A. Geßler, Beiträge zur Geschichte der Entwickelung der nhd. Schriftsprache in Basel. Baseler Dissertation 1888. S. 43 ff. S. auch oben S. 16.

Teſtament, das 1522 erſchienen war, arbeitete Hieronymus Emſer 1527 in dieſer Weiſe um, und der Geſamtausgabe der heiligen Schrift, die Luther 1534 der Öffentlichkeit übergab, folgten noch in demſelben Jahre die katholiſche von Dietenberger und 1537 die von Dr. Eck in Ingolſtadt.[1]) Doch damit begnügte man ſich nicht. Erasmus Wolf, der 1550 die Neubearbeitung der Eckſchen Bibel beſorgte, warnte im Vorwort geradezu 'vor den glatten Honigworten einer gulbenen Zunge'. Und wenn auch die katholiſchen Gelehrten nicht umhin konnten, die Grammatik des Clajus[2]) zu benutzen, ſo waren ſie doch voll Gift und Galle gegen die darin zur Richtſchnur erhobene 'Meißner' Sprache. Warum ſollte denn nicht das kraftvolle Baierndeutſch eines Aventin und Berthold von Chiemſee dem Oberſächſiſchen ebenbürtig ſein? Der Augsburger Grammatiker Laurentius Albertus (1573) und andre Gelehrte gaben ihrem Abſcheu gegen die ſich aufdrängende Neuerung unverhohlen Ausdruck, beſonders aber wirkten die Jeſuiten und ihre Geſinnungsgenoſſen mit dem größten Eifer gegen die ketzeriſche Lehre. In den Schulen dieſes Ordens, wo vorzugsweiſe römiſcher Geiſt zu Hauſe war und die lateiniſche Sprache gepflegt wurde, war das Leſen proteſtantiſcher Schriften als ſchädlich ſtreng unterſagt. Wenn man deutſch ſchrieb, bediente man ſich der landesüblichen Rede. Beſonders erbittert waren die Anhänger des Ignatius von Loyola über das 'Lutherſche e', da ihnen Formen wie Glaube und Wölfe ſtatt der heimiſchen Glaub und Wölf widerwärtig erſchienen; Luther ſelbſt hielten ſie für den größten Sprachverderber, der je gelebt habe. Noch 1755 trat der badiſche Benediktinerpater Auguſtin Dornblüth

1) Vgl. G. Keferſtein, Der Lautſtand in den Bibelüberſetzungen von Emſer u. Eck. Jenaer Diſſertation 1888.

2) Grammatica Germanicae linguae. Leipzig 1578. Den erſten Anfang zur grammatiſchen Behandlung der deutſchen Sprache machte Val. Ickelſamer, Luthers Zeitgenoſſe, mit ſeiner Schrift über 'Die rechte weis aufs kürziſt leſen zu lernen' 1527. Des Laurentius Albertus 'Teutſch Grammatik oder Sprachkunſt' erſchien 1573; in demſelben Jahre Albert Ölingers 'Underricht der Hochteutſchen Spraach'.

den Bestrebungen eines Gottsched ungestüm entgegen, und selbst zwei Jahrzehnte darauf zeterten Münchener Jesuiten über die Lutherische Sprache einiger in Baiern eingeführten Lehrbücher. Das war aber das letzte Aufflackern der erlöschenden Flamme. Schon anfangs der 60er Jahre entschloß sich der an der Freiburger Hochschule thätige Jesuit Weitenauer, eine Verständigung anzubahnen, und legte dar, daß das unglückliche Schluß-e mit dem Glauben nichts zu thun habe. Mit dieser Erkenntnis war der Bann gebrochen. 1768 fand das Lutherische Deutsch in der Jesuitenschule zu Mannheim Eingang und wurde nun durch die bald darauf gegründete Mannheimer 'teutsche Gesellschaft' weiter gefördert; um dieselbe Zeit (1765) geschah der entscheidende Schritt in Baiern: Mit landesherrlicher Genehmigung wurden dort die in der neuen Schriftsprache bearbeiteten Lehrbücher des Kanonikus Braun eingeführt. Ähnlich lagen die Dinge in Wien. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war dort nur wenig Neigung dazu vorhanden, bessernde Hand an die Sprache zu legen, und der Plan des kaiserlichen Rats Heräus (1716), durch eine Sprachakademie dem katholischen Oberdeutschland neben dem politischen auch den sprachlichen Vorrang zu verschaffen, scheiterte an der ablehnenden Haltung des Hofes. Was aber der Sprache Luthers auch hier schließlich den Sieg verschaffte, war der große Aufschwung, den Wissenschaft und Dichtkunst in den evangelischen Ländern nahm, und der Glanz, der damit auf die nhd. Schriftsprache fiel. Bedeutsam ist zunächst die Thätigkeit der Sprachgesellschaften.

27. Nach dem Vorbilde der 1582 gegründeten accademia de la crusca in Florenz stifteten vaterlandsliebende Männer 1617 zu Weimar die fruchtbringende Gesellschaft; ein Vierteljahrhundert später entstand Zesens deutschgesinnte Genossenschaft in Hamburg und der Orden der Pegnitzschäfer[1]); alle waren mehr

1) Barthold, Geschichte der fruchtbringend. Gesellsch. Berlin 1848; K. Dissel, Die sprachreinigenden Bestrebungen im 17. Jahrh. Hamburg 1890; K. Prahl, Philipp v. Zesen, ein Beitrag zur Geschichte der Sprachreinigung in Deutschland. Danziger Programm 1890; H. Wolff, Der Purismus in der deutschen Litteratur des 17. Jahrh. Straßburg 1888;

oder weniger von dem ernsten Drange erfüllt, die Sprache von fremden Zuthaten zu reinigen und die Flecken auszumerzen, die ihr von der Jahrhunderte langen Knechtschaft unter dem Joche des Lateins und des Welschen anhafteten. Wenn sie sich nun mitunter auch durch ihren Übereifer lächerlich machten und in der beabsichtigten Richtung verhältnismäßig wenig Gewinn erzielten, wenn auch die von ihnen gewählten Übersetzungen fremder Ausdrücke, wie Schauburg für Theater, Reimband für Vers, Tageleuchter für Fenster teilweise wieder aufgegeben wurden[1]), so verhalf doch das Beispiel vieler angesehener Männer, selbst fürstlicher Herkunft, die sich zu einem edlen Zweck verbunden hatten, der deutschen Sprache gegenüber dem Welschtum wieder zu Ehren, dem Neuhochdeutschen gegenüber den Mundarten zu höherem Ansehen. Wurden doch durch die Sprachgesellschaften auch Gelehrte wie Gueintz (1592—1650) und Schottel (1612—1676) veranlaßt, die Schriftsprache grammatisch zu behandeln und Gesetze für die Sprachrichtigkeit aufzustellen![2]) Und was diese Männer begonnen hatten, setzten Gottsched, Adelung u. a. fort.

28. Aber außer den Sprachgesellschaften und den Grammatikern machten sich auch *andere Gelehrte* um die weitere Entwickelung unserer Schriftsprache sehr verdient: Der brave Hamburger

---

H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrh. für Reinigung der deutschen Sprache. Göttingen 1888; P. Pietsch in Lyons Zeitschr. IV, S. 168 ff. und in der Tägl. Rundschau, 1893, Unterhaltungsbeil. Nr. 133 f. 137 f.

1) Wolff zählt im Anhang seiner Schrift 125 Neubildungen jener Zeit auf, die sich bis jetzt erhalten haben, so Beispiel, Statthalter, Gemeinwesen, Sinngedicht, Heerschau, Staatsmann, Lehrbegriff, Wechselgesang, Schaubühne, Leidenschaft, Mundart, Wörterbuch, Zeitwort, Beiwort, Selbstlauter, Mitlauter, Doppelpunkt u. a. Vgl. auch Gödeke, Grundriß z. Gesch. d. deutschen Dichtung III, 97 f.

2) Näheres bei Dunger, Wörterbuch der Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter. Leipzig 1882. S. 32 ff. So haben diese z. B. das Gesetz durchgeführt, daß entgegen dem mhd. Gebrauche überall da ä zu schreiben sei, wo das Grundwort mit a noch daneben besteht, z. B. ärgern (mhd. ergern) von arg.

Hauptpastor Balthasar Schuppius (1610—1661) erhob nicht nur gegen die gelehrte Poesie und die schulmäßige Sprache, besonders gegen das Übergewicht des Lateins, seine Stimme, sondern verfaßte auch seine Schriften in einem einfachen und volkstümlichen, von dem geschraubten und gekünstelten Wesen seiner Zeit freien Deutsch; ferner trat der Leipziger, später Hallische Professor Christian Thomas (Thomasius, 1655—1724), derselbe, der seit 1687 seine öffentlichen Vorlesungen in deutscher Sprache hielt, mit Entschiedenheit für den Gebrauch des Deutschen bei wissenschaftlichen Arbeiten[1]) und im Unterricht der Gelehrtenschulen ein, und während der Philosoph Gottfried Wilhelm v. Leibniz (1646—1716), ein Schüler Schottels[2]), seine zahlreichen Schriften dem Herkommen gemäß trotz wiederholt ausgesprochener Wertschätzung der deutschen Sprache meist lateinisch oder französisch schrieb, wurde der Hallische Professor Christian Wolff (1679—1754) der eigentliche Schöpfer einer Kunstsprache für Begriffe der Weltweisheit. Ihm sind dann die Philosophen Fichte, Schelling, Hegel, Kant u. a. auf dieser Bahn gefolgt. So kam der schon im bilderlosen Gottesdienste der alten Germanen und sodann der Lutherschen Kirche hervortretende Hang des deutschen Volks zu beschaulicher, nachsinnender, grübelnder Geistesthätigkeit auch unserer Sprache außerordentlich zu statten, indem er ihr eine hervorragende Fähigkeit zur Darstellung philosophischer Lehren verlieh, ja sie zur Hauptsprache der Philosophie erhob.

---

1) Vgl. auch P. Stötzner, Christ. Thomas u. s. Verdienst um d. deutsche Sprache, Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachver. III, 86 ff. Zwar hatte Tilemann Heverling schon 1501 zu Rostock den Juvenal in deutscher Sprache erklärt und Theophr. Paracelsus 1526 an der Baseler Hochschule deutsch unterrichtet, aber ihr Beispiel war unbeachtet geblieben; Thomas dagegen fand bald Nachahmer. Vgl. J. E. Wackernell, Wissensch. Beiheft II, 51; R. Hodermann, Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache an der Wende des 17. Jahrh. Friedrichsroda und Rudolstadt 1891 und Wissensch. Beiheft VIII, 99 ff., Sudhoff ebenda III, 142 f.

2) L. Keller, Leibniz u. die deutsche Sprache, Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachvereins VI, 121 f.; Aug. Schmarsow, Leibniz und Schottelius. Straßburg 1877.

29. Aber auch auf dem Gebiete der Dichtkunst führte das protestantische Deutschland seit dem 16. Jahrhundert den Reigen an. Das evangelische Kirchenlied atmete die ganze Glaubensinnigkeit der Anhänger Luthers, und das frisch aufblühende Volkslied erschloß die Tiefen des deutschen Gemüts; in Nürnberg dichtete Hans Sachs in echt volkstümlicher Weise seine zahlreichen Schwänke und in Straßburg schrieb der sprachgewaltige Joh. Fischart seine herrlichen Satiren. 'Wie man auf den Schießstätten seiner Zeit zweierlei Waffen gebrauchte, die neue Büchse und die altertümliche Armbrust, so besaß er neben der Schulgelehrsamkeit, wie sie damals betrieben wurde, noch die reiche Kenntnis heimischer Überlieferung. Seinem Deutschtum mußte alles andre sich unterordnen und dienen.'[1]) Ferner entfalteten in Schlesien, dann in Leipzig und Halle Gelehrte eine reiche poetische Thätigkeit. Was diesen Männern an Einbildungskraft abging, suchten sie durch ihren Verstand zu ersetzen. Mag auch mancher gegenwärtig über ihre Verse spötteln, so bleibt doch ihr Verdienst, die Schriftsprache in mehrfacher Hinsicht gefördert zu haben, ungeschmälert. Denn sie beschnitten die wilden Schößlinge und Auswüchse und schufen genaue Vorschriften, wie man künftighin deutsch zu schreiben und zu sprechen habe. Was Martin Opitz durch sein Büchlein von der deutschen Poeterei (1624) für die gebundene, wurde Gottsched durch seine deutsche Sprachkunst (1748) für die ungebundene Rede, ein bahnbrechender, einflußreicher Denker.[2])

---

1) Uhlands Schriften II, 571. Über Fischarts Sprache vgl. K. Müller in der Zeitschr. des allg. deutsch. Sprachvereins VII, 132 ff. und F. Galle, Der poetische Stil Fischarts. Dissertation 1893.

2) Osthoff, Schriftsprache und Mundart S. 11 sagt: 'Zur glücklichen Stunde, in einem Zeitpunkte, in welchem die letzten noch zusammenhaltenden Fugen des mittelalterlichen Reichsverbands sich zu lockern begannen, .. ward die deutsche Schriftsprache geboren; wiederum zur glücklichen Stunde ward sie befestigt: Opitz lebte etwa gleichzeitig mit den Stürmen des 30jährigen, Gottsched des 7jährigen Kriegs.' Über die Bedeutung der Grammatiker für die schriftsprachliche Einigung vgl. P. Pietsch a. a. O. S. 79 ff.; K. v. Bahder a. a O. S. 66 ff.; Rückert a. a. O. S. 162 ff.; J. Müller, Quellenschriften und Geschichte des deutsch-

Mehr noch verdankte das Neuhochdeutsche den Dichtern des nun beginnenden Zeitalters. Lessing, der alle seine Vorgänger an Schärfe des Urteils und der Geisteskraft überragt, machte die Sprache für Bühnenzwecke geschmeidig[1]), Klopstock fand sie brauchbar für die Ode und den Hexameter.[2]) Jener war vornehmlich in Ciceros Schule gegangen, dieser in die des Horaz. Jener paßte das Deutsche den Redefiguren, dieser den Versmaßen des klassischen Altertums an. Der Ostpreuße Herder setzte beider Werk fort durch seine wissenschaftlichen Arbeiten und die meisterhaften Übersetzungen von Volksliedern aller Länder. Wie sehr es ihm und seiner ganzen Zeit mit dem Streben, die Sprache zu vervollkommnen und künstlerisch zu gestalten, Ernst war, geht hervor aus einer Äußerung im 3. seiner Fragmente zur deutschen Litteratur (1767): 'Unsere Sprache ist in der Zeit der Bildung. Und das Wort Bildung der Sprache ist beinahe als ein Losungswort anzusehen, das heutzutage jedem auf der Zunge ist, Schriftstellern, Kunstrichtern, Übersetzern, Weltweisen. Jeder will sie auf seine Art bilden.' Nunmehr, nachdem der ordnende, sichtende Verstand des Nordens seine Schuldigkeit gethan hatte, blieb es dem nach Sturm und Drang von griechischem Geiste verklärten Schönheitssinne schwäbischer und fränkischer Dichter vorbehalten, den stolzen Bau seiner Vollendung entgegenzuführen: Wieland verlieh der Sprache

---

sprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrh. Gotha 1882. S. 372 ff. Über die Bedeutung der Wörterbücher in dieser Hinsicht vgl. K. v. Bahder a. a. O. S. 79 ff.; R. v. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie. München 1870, S. 83 f. und Grimm, Deutsches Wörterbuch I, S. XIX f.

1) 'So lange deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand wie Lessing deutsch geschrieben' (Herder 1781).

2) Chr. Würst, Über Klopstocks poetische Sprache. Braunschweig 1881; Derselbe, Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebr. Klopstocks, Brünner Programme 1883—85; F. Petri, Kritische Beiträge zur Gesch. der Dichtersprache Klopstocks. Greifswald 1894; Jul. Köster, Über Klopstocks Gleichnisse aus d. Natur, Iserlohner Programm 1878; Fr. Muncker, Klopstocks Verhältn. z. klassischen Altertum, Augsburger allgem. Zeitg. 1878. 26. u. 29. April.

Anmut und Zierlichkeit[1]), Schiller Schwung und Hoheit, Goethe Klarheit und volksmäßige Natürlichkeit. Das Erz, das der Mansfelder Bergmannssohn aus tiefem Schachte geschürft hatte, erscheint hier von allen Schlacken befreit, als blinkendes und tönendes Metall. Kernig und markig ist das Deutsche in Goethes Jugendgedichten, weich und einschmeichelnd in den Balladen, zu klassischer Vollendung gediehen in Iphigenie und Tasso.

30. Allerdings konnte sich die Sprache nicht auf der Höhe halten, zu der sie auf den Fittichen so bedeutender Geister emporgehoben worden war. Wie in der Natur Tag und Nacht einander ablösen, so folgte auch auf den glanzvollen Abschnitt deutscher Dichtung, der unter dem Doppelgestirn Goethe und Schiller stand, ein Rückgang. Schon der alternde Goethe hat sprachlich nicht mehr die Schaffenskraft des Jünglings, schon er deutet durch seine auf Pflanzenkunde, Farbenlehre und andre wissenschaftliche Stoffe gerichteten Forschungen das Hauptkennzeichen des folgenden Zeitalters an: Das 19. Jahrhundert steht im Dienste der Wissenschaft. Überall ist die Losung ernstes Ringen und Forschen nach Erkenntnis, Eindringen in die geheimnisvollen Tiefen der Wahrheit. Unter den pflegenden Händen bedeutender Männer erblühen Naturwissenschaft, Erd- und Völkerkunde, Geschichte, Weltweisheit, Sprachwissenschaft und andre Wissenszweige. Um Trost zu suchen in den trüben Zeiten der Erniedrigung unseres Vaterlandes durch den Korsen, wandten die Romantiker ihre Blicke in die deutsche Vergangenheit zurück und hoben damit ungeahnte Schätze deutschen Geisteslebens. Das kam auch der Muttersprache zu gute. Sie wurde jetzt sorgfältig durchforscht und zum Gegenstand gründlicher Untersuchungen gemacht. Der Beschäftigung mit ihr widmeten die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm die ganze Lebenszeit. Sie waren es, die ihre geschichtliche Betrachtung anbahnten, sie auch, die nun betonten, daß Sprache und Volk eins seien und daß die Sprachwissenschaft nicht Beherrscherin, sondern nur Er-

1) Vgl. F. Thalmayr, Über Wielands Klassicität, Sprache und Stil, Programm 1894.

gründerin und Verkünderin des Sprachgeistes sein könne und sein dürfe'.[1]) Doch in zweifacher Hinsicht war der Zeitgeist, zumal er sich mehr auf das Denken als auf das Empfinden erstreckte, der Entwickelung unserer Sprache nachteilig: Die wissenschaftliche Richtung leistete der Liebe zu Fremdwörtern Vorschub, und die zu starke Hingabe an die Sache führte zur Vernachlässigung des Stils. Noch mehr als die Gelehrten wurden die Romanschriftsteller und Zeitungsschreiber gleichgiltig gegen die Reinheit und Schönheit der Muttersprache und thaten ihr Möglichstes, sich gegenseitig im Gebrauch von fremden Brocken zu überbieten und prickelnde Begebenheiten in gespreizter, unnatürlicher Sprache darzustellen. Selbst die staatliche Wiedergeburt Deutschlands vermochte nicht dem Unwesen zur Genüge zu steuern, und nur wenige Männer der Feder fühlten sich nunmehr verpflichtet, von der Unnatur zur Natur zurückzukehren. Um so freudiger ist es daher zu begrüßen, daß neuerdings ein Verein ins Leben gerufen worden ist, der sich das Ziel gesteckt hat, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, gegen den papiernen Stil zu kämpfen: der allgemeine deutsche Sprachverein.

31. Von der richtigen Erkenntnis ausgehend, daß ein großes Volk, welches sich unter schweren äußern Kämpfen innerlich wiedergefunden hat, sich nicht damit begnügen dürfe, Münz- und Postwesen, Gesetzgebung und Heerwesen einheitlich zu regeln, sondern auch seine Sprache von allen entstellenden Auswüchsen reinigen und auf Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit bedacht sein müsse, sucht er seiner Aufgabe auf viel wirksamere Art gerecht zu werden als die wenig lebensfähigen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts.[2]) Beschränkten sich diese auf

1) Vgl. J. E. Wackernell a. a. O. II, 56; K. G. Andresen, Die Sprache Jak. Grimms. Leipzig 1869.

2) Allerdings darf nicht verkannt werden, daß diese nicht wenig 'durch die unglückliche Gesamtlage des deutschen Lebens und das Darniederliegen des Nationalgefühls in denjenigen Kreisen des Volks, deren freudige Teilnahme allein der Sache der Sprachreinigung hätte zum Siege verhelfen können', in ihren Erfolgen beeinträchtigt worden sind. Vgl. P. Pietsch in Lyons Zeitschr. IV, S. 174.

eine verhältnismäßig geringe Mitgliederzahl, so hat jener das Netz seiner Zweigvereine über ganz Deutschland und Deutsch-Österreich ausgedehnt; wirkten diese, abgesehen von dem persönlichen Einflusse der Mitglieder, fast nur durch den Eindruck der meist unbedeutenden Geisteserzeugnisse, so ist jener von dem Bewußtsein durchdrungen, daß nur Dichter und Denker ersten Ranges imstande sind, der Sprache neue Schwingen zu geben, und richtet, da gegenwärtig solche nicht hervortreten, sein Hauptaugenmerk darauf, die Schäden der Sprache bloßzulegen und zu heilen; er tadelt die Verstöße gegen Reinheit und Richtigkeit, wo er sie findet, bei Schriftstellern, in Zeitungen, in Erlassen der Behörden u. a. Aber dieser mehr abwehrenden und verbessernden Thätigkeit geht eine belehrende und anspornende zur Seite; denn der Verein sucht durch Aufklärung über streitige Fragen, Herausgabe von Verdeutschungswörterbüchern, Preisaufgaben, Gesuche an die Behörden, Belobung gut geschriebener Bücher und andere Mittel zum Besten der Muttersprache zu wirken. Überall beseelt ihn der ernste Wille, 'das Sprachgewissen zu rühren und das Sprachbewußtsein wach zu rufen', eine Gesinnung zu schaffen, aus der eine angemessene Verbesserung unserer Sprachmängel hervorgehen muß. Er beabsichtigt, 'dem Sprachgeiste nicht hinderlich zu sein, sondern ihm die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, daß er sich frei entfalten kann'.[1]) Da er das Übel an der Wurzel gepackt hat, so wird er es bessern, wenn auch langsam. Denn gerade diejenigen, denen vermöge ihrer geistigen Stellung am meisten daran liegen sollte, das höchste Gut unseres Volkes, seine Sprache, sorgfältig zu hüten, sind vielfach noch in Irrtümern befangen oder zu gleichgiltig, um Einkehr in sich zu halten. Aber eine gewaltige Bresche ist schon in das Bollwerk des innern Feindes geschossen; es wird genommen werden, wenn die mutigen Angreifer mit Beharrlichkeit und Ausdauer den Kampf fortsetzen.

---

1) Vgl. J. E. Wackernell a. a. O. II, S. 56; Max Jähns, Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachvereins IX, 169 u. Kluge, ebenda IX, 201 ff.

32. Wir sind am Ziel unserer Wanderung. Überschauen wir nochmals die zurückgelegte Strecke, so finden wir als weithin sichtbaren Markstein in der Geschichte unserer Sprache die bedeutende Persönlichkeit Luthers. Wie die Bibel weltumgestaltend und weltbeherrschend, so ist seine Bibelübersetzung sprachumgestaltend und sprachbeherrschend geworden. Er hat die deutsche Sprache wieder deutsch d. h. volkstümlich gemacht und durch frische Pfropfreiser vom vollen Baume des Volkslebens verjüngt. Ohne sein Bibelbuch wäre uns kein Goethe, kein Schiller erstanden.[1]) 'Dreimal benedeit' sind darum nach Geibels Ausdruck 'die Töne, in denen zuerst erfrischt das Wort des Herrn erklungen.' Wie die Römer Jahrhunderte lang in den Zwölftafelgesetzen eifrig ihre Sprache studierten und ihre Jugend unterwiesen, so wurde die verdeutschte Bibel Luthers für Jahrhunderte das Werk, aus dem das deutsche Volk seine geistige Nahrung erhielt, an dem groß und klein seinen Stil bildete. Ein Rechtsbuch war die sprachliche Richtschnur für die verstandesmäßig beanlagten Römer, eine religiöse Schrift für die gemütvollen Deutschen. Aber während das römische Schwert der lateinischen Sprache durch einen großen Teil Europas die Wege ebnete, hat umgekehrt die sprachschöpferische Thätigkeit eines Luther dem Schwerte vorgearbeitet und die staatliche Einigung Deutschlands angebahnt. Je mehr die äußere Macht des

1) 'Ich für meine Person,' sagt Goethe (Dichtung und Wahrheit VII), 'hatte die Bibel lieb und wert; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine und die andre Art wirksam gewesen.' Goethes Verhältnis zur Bibelsprache behandeln H. Henkel, Goethe und die Bibel. Leipzig 1890 und V. Hehn, Goethejahrbuch VIII (1887), S. 187—202. Für Schiller ist zu vergleichen J. Schlurick, Schiller und die Bibel, Jahresbericht des Königl. Gymn. in Leipzig 1895; Fr. Schnedermann in der Festschrift zu R. Hildebrands 70. Geburtstage. Leipzig 1894, S. 190 ff. und Boxberger, Über die Sprache der Bibel in Schillers Räubern, Erfurter Programm 1867; über das Verhältnis des Goethischen Faust zur Bibelsprache H. Lahnor, Wolfenbütteler Programm 1894 S. 10 ff.; über Lessing Erich Schmidts Lessing II, 700.

Reiches dahinschwand, um so fester wurde das geistige Band, das die Stämme zusammenkettete; je unerfreulicher die staatlichen Zustände unseres Vaterlandes waren, um so mehr suchte man sich an den allen gemeinsamen geistigen Gütern zu erheben und durch die Erinnerung an die großen Vorfahren, durch die Freude an der herrlichen Sprache zu trösten.[1]) Was Luther begonnen, wurde durch die siegreichen Feldzüge von 1866 und 1870 vollendet: die deutsche Einheit.

1) V. Hehn, Italien, S. 168: 'Der halbe und der ganze Teutonismus hat sich in allen seinen Stadien, bei Luther wie in den Gesellschaften des 17. Jahrhunderts, in der Zeit Klopstocks wie vor und nach dem Jahre 1813 immer mit ganz besonderer Vorliebe auf den beiden Gebieten Urzeit und deutsche Sprache getummelt.'

Es prägt des Menſchen Art ſich aus in
ſeiner Sprache. Menander.

B. Die neuhochdeutſche Sprache.

1. Deutſche Sprache und deutſche Volksart. [1])

33. Gewaltig hat ſich ſeit den Zeiten, wo das Hildebrandslied und andre Epen entſtanden, unſere Sprache verändert; aber doch ſind die Unterſchiede nicht ſo groß, daß nicht jeder gebildete Deutſche am ganzen Gepräge der Wörter in jenen alten Geſängen die germaniſche Eigenart wiedererkennen könnte. Wie Tiere und Pflanzen im Laufe der Zeit durch örtliche und ſonſtige Einflüſſe wohl im einzelnen eine etwas andre Geſtalt annehmen können, aber immer den nämlichen Geſamteindruck machen, ſo verwandelt ſich auch die Sprache eines Volkes, mag ſie ſich ſchnell oder langſam, mit oder ohne fremde Einflüſſe entwickeln, nicht bis zur Unkenntlichkeit. Denn die Grundſätze und Anſchauungen, von denen das Thun und Handeln der großen Gemeinſchaft allezeit beſtimmt wird, durchdringen gleich dem Sauerteige auch den Sprachſtoff und geben ihm Kraft und

1) Vgl. Fr. Stehlich, Die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter, Kaſſeler Programm 1881; H. Wedewer, Zur Sprachwiſſenſchaft. Freiburg i. B. 1861; K. Abel, Sprachwiſſenſchaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885 (darin: Über die Sprache als Ausdruck nationaler Denkweiſe); G. Heß, Geiſt und Weſen der deutſchen Sprache. Eiſenach 1892; A. Frank, Die Sprache, ein Spiegel des Volks, Zeitſchr. des allg. deutſchen Sprachver. III, 129 ff.; P. Graffunder, Der deutſche Nationalcharakter in den alten deutſchen Dichtungen. Fürſtenwalde 1893; G. Curtius, Über Sprache, Sprachen und Völker. Leipzig 1868; Stöcklein, Beobachtungen über den Zuſammenhang zwiſchen Sprache und Volkscharakter, Blätter für bairiſches Gymnaſialſchulweſen Bd. 30, S. 335 ff.

Festigkeit, Gestalt und Form; und so wenig jene urplötzlich in ihr Gegenteil umschlagen, da sie sich nur ganz allmählich und innerhalb gewisser Grenzen verschieben, so wenig verändert auch dieser sein Aussehen ganz und gar. Demnach gehen Sprache und Art eines Volkes immer Hand in Hand als rechte Zwillingskinder, die demselben Geiste entsprossen sind. Da sich nun die Völker in geistiger und körperlicher Anlage sämtlich mehr oder weniger unterscheiden, so hat sich auch ihre Sprache durchweg eigenartig entwickelt und ist in allen ihren Lebensäußerungen und auf allen Entwickelungsstufen umduftet vom Schollengeruche des heimatlichen Bodens. Wie das Griechische und Lateinische den Stempel des hellenischen und römischen Volksgeistes an der Stirne trugen, so sind auch unserer Sprache die Züge der deutschen Volksart unverkennbar aufgedrückt.[1]) Wollen wir daher das Wesen der Muttersprache recht verstehen, so müssen wir vorerst die geistigen Eigentümlichkeiten unseres Volkes kennen lernen; diese treten aber erst dann in hellere Beleuchtung, wenn wir sie mit fremder Geistesart vergleichend zusammenstellen.

34. Den schroffsten Gegensatz zum deutschen Wesen bildet das romanische, beide aber haben sich nicht ohne Einfluß des Klimas entwickelt, in dem die genannten Völker seit vielen Jahrhunderten gelebt haben. Der blaue Himmel, der das Auge des Italieners täglich labt, die klare, durchsichtige Luft, die sogar entfernte Gegenstände in scharfen Umrissen erscheinen läßt, das Lichtmeer, das die Landschaft vom Morgen bis zum Abend überflutet, und die Farbenpracht, in der selbst das tote Gestein erstrahlt, alles dies hat die Empfänglichkeit für Formenschönheit geweckt, den künstlerischen Sinn genährt und die Einbildungskraft mächtig angeregt. So hat die Natur die Bewohner jenes gesegneten Himmelsstriches nach und nach dazu erzogen, Großes im Bereiche der Künste hervorzubringen. Viel

1) Zahlreiche Aussprüche bedeutender Männer über die Beziehungen zwischen Art und Sprache eines Volks habe ich zusammengestellt in meiner Charakteristik der lateinischen Sprache. Leipzig 1891. S. 120 ff.

ſtiefmütterlicher iſt von ihr der Deutſche behandelt worden: Ein Drittel des Jahres überziehen Reif und Schnee ſeine Fluren, und wieder ein Drittel umdüſtern ihm herbſtliche Nebel und Regenwolken den Himmel. So nötigt ihn die Rauheit der Witterung, durch harte Arbeit im Kampfe ums Daſein ſeinen Willen zu ſtählen, dann aber auch, ſich Monate lang in das trauliche Heim zurückzuziehen und Einkehr in ſich ſelbſt zu halten. Wenn daher bei unſern Nachbarn im Süden die Phantaſie ſtärker entwickelt iſt, ſo ſpielt bei uns das Wollen und Empfinden eine wichtigere Rolle. 'Stärke, die mit dem Gefühle ringt', iſt nach W. v. Humboldt das Erbteil unſeres Volkes. Von deutſcher Treue und deutſcher Tapferkeit weiß die Geſchichte ſeit der Zeit der Cimbern und Teutonen und unſere Volksdichtung ſeit der Völkerwanderung zu erzählen. Wehrhaft und wahrhaft wie damals ſind die Deutſchen auch immer geblieben. An Stelle der Berechnung und Hinterliſt der Romanen finden wir bei unſerm Volke Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, gerades und biederes Weſen[1]), ſtatt leichter Erregbarkeit ruhiges Blut, aber auch ſtatt der Sicherheit des Auftretens im geſellſchaftlichen Leben, die häufig in Stolz und Prahlerei ausartet, ſcheue Zurückhaltung, die ſich nicht ſelten zu Schwerfälligkeit ſteigert. Dort nach kühnem Anlauf ſchnelles Ermatten, hier Beharrlichkeit und Ausdauer, dort Eitelkeit und Dünkel, der oft das Urteil trübt, hier Mangel an Selbſtgefühl, der vielfach das Vertrauen auf die eigene Kraft erſchüttert.[2]) Der Romane iſt mehr in den bildenden Künſten (Baukunſt, Malerei, Bildhauerkunſt) zu Hauſe, der Deutſche mehr in den tönenden (Tonkunſt, Dichtkunſt), die aus den Tiefen des Gemüts hervorquellen. Jener giebt ſich nur zu gern ſeiner oft zügelloſen Einbildungskraft, dieſer gleich Fauſt und Hamlet ſeiner großen Neigung zum Grübeln

1) Den Gegenſatz zwiſchen deutſcher Treue und welſchem Trug hebt Luther eingehend hervor in der Auslegung des 101. Pſalms V. 7 (1534).

2) Welcher Deutſche wäre wohl imſtande, mit Fontenelle zu ſagen: 'Nous avons l'avantage qu'on nous entend partout et que nous n'entendons point les autres; car notre ignorance en ce sens-là devient une espèce de gloire'? (Danzel, Gottſched und ſeine Zeit S. 88.)

hin; jener will geistreich, dieser gelehrt sein. Während die Wissenschaften dem welschen Geiste in der Regel nur zusagen, soweit sie dem Staate oder dem einzelnen Vorteil gewähren, pflegt sie der deutsche Gelehrte häufiger aus angeborener oder anerzogener Neigung. Der Romane eignet sich seine Kenntnisse meist spielend an, der Deutsche ringt mit dem Stoffe, bis er ihn mit Fleiß und Schweiß bezwungen hat. So gelten von unserem Volke in vollem Umfange die Worte des altgriechischen Dichters Menander, daß 'schlecht nährende Gegenden wackere Männer hervorbringen'.[1])

35. Der Franzose hat schon frühzeitig gelernt, seinen Willen dem der Gesamtheit unterzuordnen, für den Deutschen sind Freiheit und Geltendmachung persönlicher Eigenart von jeher die wichtigsten Schlagwörter gewesen. Während in Paris seit Jahrhunderten eine Akademie die Sprache meistert und zurechtstutzt wie die Schere Lenôtres die französischen Gartenhecken, hat in Deutschland eine derartige Einrichtung nicht Wurzel zu fassen vermocht, und so ist denn unsere Sprache frei und unbeschnitten aufgewachsen wie die aus germanischem Geiste geschaffene englische Parkanlage.[2]) Im Einklange damit steht die Thatsache, daß sich die Franzosen dem Zwange der durch große Meister ausgebildeten Stilregeln leicht fügen, während unsere Schriftsteller mehr darauf bedacht sind, möglichst eigenartig zu schreiben. Und hat sich nicht unsere Sprache eine weit größere Freiheit der Wortfügung gewahrt als alle romanischen? Ist nicht z. B. die Beweglichkeit der attributiven Bestimmungen (meines Vaters Haus: das Haus meines Vaters) und die Trennbarkeit des Verhältniswortes in Ausdrücken wie 'er hat es auf-ge-schrieben, er schreibt es auf' neben der Nennform auf-

1) Vgl. auch Herodot 9, 122 und Haller im Anfang seiner 'Alpen': 'Wohl dir, vergnügtes Volk! Dir hat ein hold Geschicke der Laster reichen Quell, den Überfluß, versagt!'

2) Schriften über eine Akademie der deutschen Sprache sind verfaßt von Herder, Du Bois-Reymond (Berlin 1874) u. a. Vgl. auch Riegel, Hauptstück von unserer Muttersprache. 2. Aufl. 1888. S. 61—70 und Arn. Berger, Grenzboten 1891 Nr. 20, S. 301—321.

ſchreiben als eine wertvolle Eigentümlichkeit deutſcher Zunge anzuſehen?

36. Eine andere hervorſtechende Eigenſchaft unſeres Nachbars jenſeit des Wasgenwaldes iſt ſeine Freude an gefälligen, ſchönen Formen und ſein entſchiedenes Geſchick zu überſichtlicher, klarer Anordnung. Auch das ſpiegelt ſich in ſeiner Sprache wider. Schon Voltaire hebt hervor: 'Jede Sprache hat ihre beſondere Anlage; die der unſrigen iſt Klarheit und Feinheit.'[1]) Darum liebt dieſes Volk ſo außerordentlich die ſchillernden, packenden Gegenſätze (Antitheſen), darum haſcht es ſo gern nach witzigen, geiſtreichen Wendungen und Sinnſpitzen (Pointen), darum iſt es überhaupt ſo eifrig auf ſorgfältige Auswahl des paſſenden Ausdrucks und auf Ausſchmückung der Rede bedacht. Ludwig XVIII. wußte ganz genau, worauf ſein Volk vor allem Wert legt, als er ſagte: 'Man muß die Grammatik und die Synonyme kennen, wenn man König von Frankreich ſein will.'[2]) Die Deutſchen dagegen vernachläſſigen oft auf Koſten des Inhalts die Form, und weit entfernt, dem Gedanken um jeden Preis ein ſchmuckes Kleid zu geben, begnügen ſie ſich leider allzuhäufig mit dem erſten beſten Gewande, das ihnen in die Hände kommt. Jene feilen zumeiſt an ihren Schriften, bis die Form ſich mit dem Inhalte deckt, dieſe müſſen oft genug den Vorwurf hören, daß ſie den angemeſſenen Ausdruck nicht kennen; jene haben gewöhnlich einen leichten, flüſſigen, dieſe oft einen ermüdenden, ſchwerfälligen

1) Im philoſophiſchen Wörterbuche unter langues: 'Chaque langue a son génie; le génie de notre langue est la clarté et l'élégance.' Vgl. auch Fuchs, Die romaniſchen Sprachen in ihrem Verhältnis zum Lateiniſchen. Halle 1849 S. 116; Lecoultre, Du génie de la langue française comparé à celui de la langue latine. Neufchâtel 1894. S. 24; Henri Schoen, Leçon d'ouverture d'un cours de littérature allemande sur la période de crise. Paris 1895, S. 14 ff. und M. G. A. Heinrich, Histoire de la littérature allemande. Paris 1888, préface.

2) Il faut savoir la grammaire et connaître les synonymes, lorsqu'on veut être Roi de France. Vgl. C. Abel, Sprachwiſſenſch. Abhandl. S. 218.

Stil.[1]) Man denke nur an den großen Königsberger Philosophen Kant. Wie wenig formvollendet und darum äußerlich abstoßend sind nicht seine Werke, und doch welche Fülle und Tiefe neuer Gedanken ist darin enthalten! So hat also Scherer nicht ganz Unrecht, wenn er das Urteil fällt[2]): 'Die Deutschen schätzen von alters her den Inhalt mehr als die Form, das innere Leben mehr als die Erscheinung. Erscheinung gilt ihnen allzu oft für Schein, und sie wollen nicht den Schein, sondern die Wahrheit.'

37. Schon unsere Schrift entspricht der deutschen Eigenart vollkommen. Während wir im Mittelalter gleich den romanischen Völkern die runden, den lateinischen Schriftzeichen entstammenden Buchstabenformen hatten, ist daraus in nhd. Zeit jene eckige, verschnörkelte Gestalt hervorgegangen, die gleich den Spitzen und Ecken der gotischen Baukunst dem deutschen Sinne am meisten zusagt. Ähnlich verhält es sich mit den Lauten. Wenn man, wie vielfach geschieht, das stärkere Hervortreten der Vokale in dem Wortschatze einer Sprache als Zeugnis größern Formsinnes auffaßt, dann steht das Deutsche in dieser Hinsicht z. B. unter dem Italienischen. Denn hier kommen schon auf 11 Mitlaute 10 Selbstlaute, dort erst auf 18; hier hat die Klang- und Farbenfülle der Vokale im Laufe der Jahrhunderte sich eher vermehrt, dort hat sie entschieden abgenommen. Ist doch das farblose e in neuhochdeutscher Zeit so häufig geworden, daß es gegenwärtig 43 v. H. aller Selbstlaute ausmacht![3])

38. Ein andres Bild gewähren die Konsonanten. In den romanischen Sprachen sind die flüssigen, halbvokalischen l r m n in besonders großer Menge vertreten, im Deutschen die rauhern

1) Nous sommes si épris de la beauté de la forme, qu'un ouvrage mal écrit est le plus souvent comme s'il n'existait pas. H. Schoen a. a. O. S. 27.

2) In der Rede auf Geibel S. 10. Vgl. auch den Ausspruch Lamartines, die deutsche Sprache sei faltig wie ein Königsmantel und tief versenke sich darin der Gedanke, bei G. Heß, Geist und Wesen der deutschen Sprache, S. 22 und bei Heußner, Unsere Muttersprache. Kassel 1879. S. 12 f.

3) Das Verhältnis der Doppellaute zu den einfachen Selbstlauten ist im Gotischen 30 : 70, im Neuhochdeutschen dagegen 9 : 91.

Reibelaute f ch u. a. Häufung von Mitlauten wie in den Wörtern 'du flichtst, springst, darfst, schlägst' kommt dem Südländer unerträglich vor, und Lautverbindungen wie lzpsl in Holzpflock, chtspr in Machtspruch, pfpfl in Sumpfpflanze sind für ihn geradezu unaussprechbar; das deutsche Lehnwort Halsberge gestaltet der Italiener zu usbergo, ahd. gundfano, Kampfahne zu gonfalone, aus Faltstuhl und Marschalk macht der Franzose fauteuil und maréchal. Es hat daher eine gewisse Berechtigung, wenn A. W. Schlegel in seinem Aufsatze über den 'Wettstreit der Sprachen' (1798) sagt: 'Pfropf' stopfe wirklich den Mund zu und 'Kopfschmerz' verursache das damit bezeichnete Leiden, oder wenn V. Hehn ergänzend hinzufügt[1]), bei 'stampfen' zittere der Boden und bei 'Angstschweiß' brächen auf der Stelle die Tropfen aus. Doch ist es entschieden übertrieben, wenn Herzog Karl August von Weimar 1805 nach Empfang der Phädraübersetzung an Schiller schreibt: 'Die deutsche Sprache sanft klingen zu machen ist gewiß sehr schwer; sie tönt gar zu häufig wie Hagel, der an die Fenster schlägt.'

Konsonanten am Wortende sind im Italienischen nur noch in sehr mäßigem Umfange vorhanden, im Französischen werden sie meist nicht gesprochen, im Deutschen haben sie ihre volle Geltung bewahrt. Vokale am Wortschlusse sind dem Romanen dann lästig, wenn sie mit vokalischem Anlaute des folgenden Worts zusammentreffen, der Deutsche hat seit Jahrhunderten gegen diesen klaffenden Spalt zwischen zwei Wörtern (Hiatus) keine besondere Abneigung und nimmt daher an Wortverbindungen wie eine_unangenehme_Erinnerung oder diese_entzückende_Aussicht durchaus keinen Anstoß.[2]) Doch ist dabei

1) Hehn, Italien. 3. Aufl. S. 206. Vgl. auch A. Grabow, Die Musik in der deutschen Sprache. Lemgoer Programm 1876, und Werneke, Die Bedeutung des Lautes in der Sprache. Paderborn 1864.

2) Nur die Dichter sind in dieser Beziehung etwas peinlicher. Vgl. Scherer, Über den Hiatus in der neuern deutschen Metrik. 1877; Schröder, Vom papiernen Stil. Berlin 1889, S. 75—93, Brief Goethes an Schiller vom 14. Januar 1805. Scherer fand in der Iphigenie und im Tasso zusammen 6 Hiate (Philol. Aufsätze zu Ehren Th. Mommsens. Berlin 1877, S. 224), Schröder a. a. O. S. 82 trägt deren 11 nach.

allerdings in Betracht zu ziehen, daß vielfach die verſchiedene Tonſtärke der zuſammentreffenden Selbſtlaute die Sache erträglicher macht.

39. Iſt ſo die äußere Lautentwickelung ein treues Abbild germaniſcher Formloſigkeit und Derbheit, aber auch Kraft und Stärke, ſo eröffnet uns das mehr innere Leben der Wörter einen Ausblick auf andere Eigenſchaften unſeres Volkes.

Schroff ſteht das Deutſche den romaniſchen Sprachen in der Regelung der Tonverhältniſſe gegenüber. Das beweiſt zunächſt ein Vergleich zwiſchen Soldát und Söldner, Lieferánt und liefernd. Im Franzöſiſchen iſt jedes zwei- oder mehrſilbige Wort auf der letzten Silbe betont, wobei natürlich ſtummes e am Schluſſe wie in der weiblichen Form brillante (von brillant) nicht als beſondere Silbe gerechnet wird; im Deutſchen dagegen liegt ſchon ſeit ſehr langer Zeit der Hauptnachdruck meiſt auf der Stammſilbe, welche die Bedeutung, den eigentlichen Gehalt des Wortes, in ſich ſchließt.[1]) Und wie mit dem Wortton verhält es ſich mit dem Satzton. Der Franzoſe rückt ihn möglichſt an das Ende, der Deutſche aber, für den ſelbſtverſtändlich wieder nur die Bedeutung den Ausſchlag giebt, ſetzt ihn auf das wichtigſte Wort. Ja auch in der Art, wie er hervorgebracht wird, liegt ein Unterſchied. Ein gemütvolles Volk wie das unſrige erzeugt ihn meiſt ſingend, ein mehr verſtandesmäßig angelegtes wie unſere ſüdweſtlichen Nachbarn weit ſeltener; wir betonen langſam, aber ſtark, ſie ſchnell, aber ſchwächer. Ein anderer Gegenſatz zeigt ſich in der Wortſtellung; ſie lehrt uns, daß die Deutſchen viel Geduld und Ruhe beſitzen. Trennt die franzöſiſche Sprache das Hilfszeitwort und das dazu gehörige Partizip faſt nur durch ein dazwiſchen geſtelltes, kurzes Fürwort, ſo iſt es in der deutſchen ganz gewöhnlich, daß beide durch eine größere Zahl von Objekten und Umſtandswörtern auseinandergehalten werden zum Entſetzen des verwöhnten Fran-

1) Dieſe Regel erleidet meiſt nur dann eine Ausnahme, wenn eine andere Silbe für den Wortſinn von ausſchlaggebender Wichtigkeit iſt: z. B. únklar als Gegenſatz zu klar.

zoſen, der ungebärdig den Zwiſchenruf: 'j'attends le verbe' ausſtößt.[1])

40. Weitere Gegenſätze können wir auf dem Gebiete der Verskunſt beobachten. Während der franzöſiſche Alexandriner zwar nicht rein jambiſch oder trochäiſch gebaut iſt, aber doch in ſeiner rhythmiſchen Gliederung wie die griechiſchen und lateiniſchen Verſe durch die faſt ſtets gleich bleibende Silbenzahl beſtimmt wird, entſcheidet in der deutſchen Dichtung nicht die Zahl der Silben, ſondern die der Hebungen, wie in der Muſik nicht die Zahl der Noten, ſondern der Takte. 'Schreitend fanden die Germanen den Rhythmus ihrer Verſe.' Die Zahl der Senkungen zwiſchen zwei hochbetonten Silben ſchwankt in den alten Volksepen zwiſchen 0 und 3, die der Hebungen iſt feſt geregelt. Die Thatſache, daß in einer Vershälfte 4—11 Silben vorkommen können wie im Nibelungenliede, iſt in der romaniſchen Verskunſt ohne Seitenſtück; und wenn äußerlich formloſe Gedichte, wie die Jugendſchöpfungen Goethes, Harzreiſe, Prometheus u. a., der romaniſchen Empfindung vielleicht weniger zuſagen, ſo ſind ſie doch echt deutſch.

41. Eine andere Seite des deutſchen Geiſteslebens wird uns durch die Betrachtung der Wortbildung erſchloſſen. Wie unſere Altvordern das Wort deutſch von der Sprache der Heimat im Gegenſatz zur römiſchen Vulgärſprache in Italien und zum Latein der deutſchen Geiſtlichkeit herleiteten[2]) und

1) De même qu'au théâtre la patience du spectateur allemand est grande, de même, dans la phrase, il attend patiemment, pendant plusieurs périodes consécutives, le verbe, qui la termine. H. Schoen a. a. O. S. 15.

2) Vgl. Lamprecht, Deutſche Geſchichte I², 12 ('Schon in der 2. Hälfte des 8. Jahrh. findet ſich aus dem bereits weſtariſchen Wortſtamm diot, Volk, und ſeinen Ableitungen diuten, volksgemäß machen und githiuti, Verſtändlichkeit, das Wort deutſch entwickelt im Sinne von volksverſtändlich und in Anwendung auf die Sprache Im Beginn des 9. Jahrh. wird das Wort ausdrücklich der römiſchen Vulgärſprache, dem aufkommenden Romaniſch, gegenübergeſtellt. Einen umfaſſendern Sinn mußte es am eheſten da annehmen, wo Deutſche mit Fremden untermiſcht ſaßen oder Deutſche wenigſtens häufig unter Fremde gelangten. Das war in Italien der Fall: hier wird teutiscus im

somit die Volkstümlichkeit der Sprache für wichtig genug hielten, das ganze Volk darnach zu benennen, so ist im deutschen Wesen auch die Neigung begründet, volkstümlich und allgemein verständlich, offen und frei, klar und deutlich zu reden. Talleyrands Behauptung, das Wort sei dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen, verletzt das Gefühl eines echt deutschen Mannes[1]) und bestätigt die Richtigkeit des deutschen Sprichwortes: 'Was welsch ist, falsch ist.' Ängstlich ist unser Volk immer darauf bedacht gewesen, Mißverständnisse zu verhüten, oft mehr als nötig ist. Daher erklärt sich der Überfluß und die Fülle des Ausdrucks in zusammengesetzten Wörtern, in denen beide Bestandteile dasselbe bedeuten oder sich zu einander verhalten wie der Einzelbegriff zum Gattungsbegriffe. Das ahd. tâmo = lat. dama ist jetzt zu Damhirsch, stâla (von stehlen) zu Diebstahl erweitert worden; aus mûl = lat. mulus ist Maultier, aus wint Windhund hervorgegangen. Auch Kichererbse (= lat. cicer), Sahlweide (= lat. salix), Lorbeer (= lat. laurus), Ebenholz (= lat. ebenus), Schöllkraut (= lat. chelidonia), Bimsstein (ahd. pumiz, mhd. bimz = lat. pumex), Schalksknecht, Schienbein, Renntier, Elentier u. a.[2]) enthalten schon in ihrem

---

Jahre 845 zum erstenmal zur Bezeichnung des deutschen Typus überhaupt, zur Kenntlichmachung der Volksangehörigkeit verwendet. . . Erst im 11. Jahrh. erwächst das Wort in der gelehrten Form teutonicus zur vollen Bezeichnung des nationalen Typus, zunächst bei Schriftstellern, die Beziehungen zu Italien hatten; und nicht vor dem Jahre 1080 ertönt zum erstenmal das Wort vom deutschen Vaterlande, 'teutonica patria') und F. Cramer, Archiv für lat. Lexikographie V, 141 f.

1) Im Gegensatze dazu steht der größte Staatsmann der Gegenwart, der deutsche Fürst Bismarck, dessen große Offenheit stets gerühmt worden ist. Bismarcks Sprache behandeln L. Gerlach, Fürst Bismarck als Redner. 3. Aufl. Dessau-Leipzig 1891; H. Blümner, Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck. Leipzig 1891; Derselbe, Der bildliche Ausdruck in den Briefen und Ansprachen des Fürsten Bismarck in der Zeitschr. Euphorion, Bd. I, Heft 4, und in der Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins X, S. 77 ff.; O. Lyon, Bismarcks Reden und Briefe. Leipzig 1895. S. 56—76.

2) Weitere Beispiele bei Mushacke, Pleonasmus und Tautologie in der deutschen Wortzusammensetzung. Programm, Hannover 1883.

erſten Teile den das Ganze ausdrückenden Sinn. Demnach iſt es begreiflich, daß das deutſche Volk wie kein andres zu volkstümlichen Wortumbildungen befähigt iſt. Sagt doch G. Andreſen[1]) ausdrücklich: 'Wenngleich in allen Sprachen Volksetymologieen angetroffen werden, ſo erſcheint doch das auf Umbildung des Unverſtändlichen ins Allgemeinverſtändliche gerichtete Beſtreben des Volksgeiſtes in keiner Sprache ſo umfangreich, ſo ausgeprägt als in der deutſchen.'[2])

42. Oft freilich artet die löbliche Neigung unſeres Volkes, ſich alles recht leicht verſtändlich zu machen, in *Kleinlichkeit* und allzugroße *Peinlichkeit* aus. Mit Recht hat ſchon J. Grimm den Vorwurf der Pedanterie gegen die Deutſchen erhoben. Im mhd. wurde, wie in den romaniſchen Sprachen noch jetzt, jedes Wort außer an der Spitze des Satzes mit einem kleinen Anfangsbuchſtaben geſchrieben. Gegen dieſe ſchöne und für die lernende Jugend ſo bequeme Regel empörte ſich der Geiſt deutſcher Gewiſſenhaftigkeit und Kleinigkeitskrämerei. Er fand es nicht in der Ordnung, daß Hauptwörter und Eigenſchaftswörter über einen Kamm geſchoren wurden, und wünſchte, daß jene ein äußeres Abzeichen erhielten. So ſchrieb er ſie denn mit großen Anfangsbuchſtaben. Da nun in vielen Wortverbindungen gar nicht mit Sicherheit zu entſcheiden iſt, ob ein Eigenſchaftswort ſchon die volle Kraft eines Hauptworts erhalten hat oder umgekehrt, ob ein Hauptwort noch die Geltung eines ſolchen beanſpruchen kann[3]), ſo iſt für jedermann die Erlernung der Sprache und ihrer Rechtſchreibung ſehr erſchwert.

43. Großer Überfluß beſteht bei uns im Gebrauche der *Satzzeichen*. Welches andere Volk ſetzt ſo viel Striche (Kommata), Strichpunkte (Semikola), Fragezeichen, Doppelpunkte und Ausrufezeichen? Welches ſoviel Gänſefüßchen als An-

1) Über deutſche Volksetymologie, S. 16.

2) Nächſt ihr in der engliſchen, alſo auch einer germaniſchen.

3) So ſchreibt man jetzt nach der neuen Rechtſchreibung: 'Jung und alt, es beim alten laſſen, aber Altes und Neues, die Alten, etwas Altes; ferner außer aller Acht, aber außer acht laſſen, in acht nehmen.' (Vgl. Duden, Orthograph. Wörterbuch. 4. Aufl. Leipzig 1894.)

führungszeichen der wörtlich mitgeteilten Rede? Überall sucht man es dem Leser so leicht als möglich zu machen. Doch wäre es traurig, wenn dieser solcher Krücken bedürfte, um ohne Mühe in das Verständnis des Gelesenen einzudringen. Noch schlimmer steht es um den Gebrauch des Auslassungszeichens (Apostrophs), das in unserem Schrifttum eine unheimliche Rolle spielt. Nicht mehr wie früher schreibt man torgisch Bier (von Torgau) und lündisch Tuch (von London), oder lübisch und rügisch, wie es den Sprachgesetzen gemäß wäre, sondern lübeck'sch, rügen'sch u. a., auch nicht Goethisch und Fichtisch, sondern Goethe'sch und Fichte'sch, als ob man sich scheute, ein so wertvolles Glied des Wortes, wie das schließende e ist, über Bord zu werfen. Denn es könnte bei Leibe sonst jemand auf den Gedanken kommen, daß der Eigentümer des Namens Goethi oder Fichti, Goeth oder Ficht hieße. Muß man angesichts solcher Erscheinungen, deren Zahl sich leicht noch vermehren ließe, nicht Grimm beipflichten, der sich dahin äußert: 'Wenn das Pedantische früher noch gar nicht vorhanden gewesen wäre, so würden es die Deutschen erfunden haben'?[1])

44. Den reichsten und vielseitigsten Aufschluß über deutsche Volksart gewährt uns der Wortschatz unserer Sprache. Wenn irgend etwas, so läßt uns gerade die Wortbedeutung tiefe Einblicke in die Volksseele thun. 'Jedes Wort ist gesättigt mit Leben, jeder einzelne Ausdruck zeigt uns die Grenze der Fassungskraft, ja selbst den Grundton der Stimmung, die einen Volksstamm beherrscht.'[2]) Können wir nicht an volkstümlichen Wendungen wie 'der liebe Gott, die liebe Sonne, das liebe Brot, die liebe Not' oder an den Redensarten 'herzlich lachen, jemand herzen, etwas nicht übers Herz bringen' das von Liebe erfüllte und liebebedürftige Herz des Deutschen erkennen? Spricht nicht aus Blumennamen wie Vergißmeinnicht, Engelsüß, Augentrost, Maßliebchen, Männertreu, Liebstöckel, Goldregen,

---

1) Kleine Schriften I, 328. Indes trifft dies weniger die breiten Schichten des Volks als die Gelehrten.

2) Karl Stieler, Kulturbilder aus Oberbaiern S. 64.

Himmelschlüsselchen, Gänseblümchen, Schneeglöckchen, Stiefmütterchen die Tiefe der deutschen Naturempfindung und die ganze Innigkeit des Volksgemüts? Lassen nicht die Wörter Männchen und Weibchen, deren verkleinernde, liebkosende Endung selbst da beibehalten wird, wo es sich um die größten Vertreter des Tiergeschlechts handelt, auf ein warmes, für die Tierwelt schlagendes und ihre Freuden und Leiden verstehendes Herz schließen? Und steht damit nicht die Thatsache in Einklang, daß gerade die Germanen mehr als andre Völker in Wort (Tiersage) und Bild (Stillleben) das Tierreich verherrlicht haben?

45. Doch nicht bloß die Pflanzen und Tiere sind in deutschen Ländern den Menschen näher gerückt, auch die Menschen selbst treten zu einander in ein innigeres, trauteres Verhältnis. Von deutscher Vertraulichkeit weiß besonders das Wörtlein du zu erzählen, dessen Gebrauch bei wenigen Kulturvölkern soweit verbreitet ist wie bei uns. Im Englischen dient thou zur Anrede bei den brüderlich mit einander verkehrenden Quäkern, sonst aber nur entweder zum Ausdruck der Geringschätzung oder — der gehobenen Stimmung: in der Gefühlsinnigkeit der lyrischen Dichtung und im Verkehr mit Gott. Im Französischen ist der Gebrauch von tu noch beschränkter; bei uns dagegen ist die Anrede mit du in allen Kreisen das äußere Zeichen der Liebe und freundschaftlichen Gesinnung; wo zwei Menschen einander irgendwie näher stehn, da erklingt auch das herzliche du von ihren Lippen.

46. Ein untrüglicher Gradmesser der Herzensbildung eines Volkes ist die Wertschätzung des Weibes.[1]) Von alters

1) Th. Vischer, Ästhetik II, 248: 'Die Tugenden, worin schon bei den alten Deutschen der Beruf zur Idealität sich ankündigte, kennen wir aus Tacitus. Sie weisen namentlich auf die Familie und Freundschaft hin: Achtung des Weibes, Treue des Freundes und was dem verwandt ist, sodaß man erkennt, diese winterlichen Menschen werden einst dahin kommen, wo sie der Ästhetik mehr Stoff in den Gemächern des Hauses, durch Schönheit des Privatlebens, als auf der Straße durch öffentliches Leben geben werden.'

her ist eine solche den Germanen eigen gewesen. Das Wort Weib bezeichnet von Haus aus ein begeistertes Wesen, also dasselbe, was Tacitus in seiner Germania mit den Worten 'etwas Heiliges und Ahnungsvolles'[1]) ausdrückt. So erklärt sich auch, daß man den Frauen, besonders den Priesterinnen, die Gabe der Weissagung zuschrieb; so ferner die hohe Auffassung von der Ehe: sie bezeichnet im Deutschen ein Rechtsverhältnis[2]), das durch die Hochzeit d. h. einen hohen Festtag geweiht wird. Und welche Verehrung des weiblichen Geschlechts spricht nicht aus den Wörtern Geschwister[3]) und Brautpaar? Wo der Franzose frère(s) et soeur(s), fiancés und nouveaux mariés sagt, leitet der zartfühlende Deutsche die entsprechenden Wörter von Schwester und Braut ab, stellt also den weiblichen Teil des Sammelbegriffs höher als den männlichen. Wenn ferner der Römer von einem sermo patrius und einer terra patria, einer Vatersprache und einem Vaterlande, redet, bezeichnen wir mit feinerem Gefühle die Sprache, in der wir die ersten Laute dem Muttermunde nachlallen, als Muttersprache, das Land aber, das der Mann nach der Sitte der Väter mit dem Schwerte zu verteidigen berufen ist, als Vaterland.[4])

47. Die am stärksten in die Augen springende Eigenschaft unsers Volkes ist die Treue. Deutsch sein heißt treu sein; blau ist die deutsche Leibfarbe.[5]) In unsern Heldengesängen ist keine Tugend so hoch gepriesen und gefeiert, keine uns in so mannigfaltigen Formen und Arten vorgeführt worden. Sie ist das hohe Lied unserer ganzen Volksdichtung oder, um mit

---

1) Sanctum aliquid et providum. Germ. 8.

2) ahd. êwa, Gesetz, Ehe, mhd. ê, êwe, Recht, Gesetz, Ehe.

3) 'Das Geschwister' bezeichnet im ahd. und mhd. noch die Schwestern. Auch die 'Schwieger', nicht der Schwäher ist zu verschiedenen Bildungen verwendet worden: Schwiegersohn, -vater u. a.

4) Vgl. meine Charakteristik der lateinischen Sprache S. 32. Bereits in mittelalterlichen Quellen des 14. Jahrhunderts finden wir lingua materna und nach dem Korrespondenzblatt für niederd. Sprachf. 1887 S. 56 im Jahre 1424 nd. modersprake.

5) Vgl. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867. II, S. 273 f.

Uhland zu reden: 'Das ganze deutsche Volksepos ist eine Poesie der Treue.' Treulosigkeit erscheint dem Deutschen als das Verabscheuungswürdigste, was es unter der Sonne giebt; und doch reicht die Bedeutung dieses Wortes noch keineswegs heran an den Sinn des französischen perfidie. Sagt doch Goethe in Wilhelm Meisters Lehrjahren V, 16: 'Ich finde, Gott sei Dank, kein deutsches Wort, um Perfidie in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermut und Schadenfreude.' Ja mit Rücksicht auf diesen und ähnliche Ausdrücke trägt unser Dichter kein Bedenken, die ganze französische Sprache selbst eine perfide Sprache zu nennen.[1]) Deutsche Art hingegen spiegelt der Spruch, der bei uns zu Recht besteht: ein Mann, ein Wort. Wie eng in unserer Heimat Herz und Zunge vereint sind, bezeugt die Etymologie von meinen und danken; jenes heißt ursprünglich denken (memini), dann eine Neigung zu jemand haben, ihn lieben, wie noch aus dem bekannten Liede: 'Freiheit, die ich meine' (= liebe, vgl. Minne) ersichtlich ist; dieses bedeutet zunächst jemandes gedenken und dann Worte des Dankes stammeln.

48. Was der Deutsche zu thun pflegt, wird ihm zur Pflicht; Demut heißt in seiner Sprache Dienstbeflissenheit, treue, hingebende, von christlichem Geiste durchdrungene Gesinnung des Dienenden. 'Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung'[2]) lautet das Bekenntnis eines kerndeutschen Weibes wie Dorothea, und Friedrich der Große nannte sich, von demselben Pflichtgefühl beseelt, den ersten Diener seines Staates. Auch ist es ein merkwürdiger Zufall, daß das älteste uns im

1) Frau v. Staël sagt in ihrem Buche de l'Allemagne: 'Es giebt in unserer (der französischen) Sprache sehr viele Redensarten, um etwas zu sagen und gleichzeitig nicht zu sagen, um Hoffnung zu erregen, ohne ein Versprechen zu geben, selbst um zu versprechen, ohne sich zu binden. Das Deutsche ist weniger nachgiebig und thut wohl daran, so zu bleiben.' Friedr. v. Logau aber betont in seinen Sinngedichten: 'Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein.' Vgl. auch Sueton, Claudius 25, Tacitus, Annal. 13, 54.

2) Vgl. Hermann und Dorothea VII, 114.

lateiniſchen Schrifttum überlieferte deutſchkeltiſche Wort, ambactus[1]), got. andbahts, Gefolgsmann (vgl. andbahti, das Amt = Ambet), das Verhältnis der Treue zwiſchen Diener und Herrn bezeichnet.

Im Boden des Gemüts wurzelt auch die Liebe. Sie iſt mit Glaube und Hoffnung innig verbunden, ja ſogar im Ausdruck wurzelverwandt.[2]) Von ihr konnte Luther ſagen: 'Ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch ſo herzlich und genugſam in lateiniſcher oder andern Sprachen reden möge, daß es alſo dringe und klinge in das Herz durch alle Sinne, wie es thut in unſerer Sprache'[3]), und Weinhold: 'Die deutſche Liebe iſt unvergänglich und hofft die Unſterblichkeit, die undeutſche entſteht und vergeht mit der Stunde des Rauſches; die deutſche Liebe iſt fromm und kindlich wie Gretchen, die undeutſche iſt wie die Semiramis der Sage.'[4])

Wenn ferner Tacitus in ſeiner Germania der Gaſtfreundſchaft unſeres Volkes ein ſo ehrendes Denkmal ſetzt, ſo wird dies beſtätigt durch die Bedeutungsentwickelung des Wortes Gaſt. Bei dem lautlich damit übereinſtimmenden lat. hostis hat ſich der Grundbegriff Fremdling (hostis altlat. = peregrinus) zu Feind, im deutſchen Worte aber entgegengeſetzt zu Gaſt entwickelt. Die große Liebe zur heimiſchen Scholle blickt aus dem Bedeutungswandel des Wortes Elend hervor, deſſen urſprünglicher Sinn noch aus dem Uhlandſchen Verſe erkennbar iſt: 'Jedem iſt das Elend[5]) finſter, jedem glänzt das Vaterland', aber ebenſo aus der Bedeutungsentwickelung von wohnen und

1) Da Paulus ex Festo 4, 13, der das Wort ambactus aus Ennius überliefert, es als keltiſch bezeichnet, ſo nehmen einige vielleicht mit mehr Recht an, das gotiſche Wort ſei aus dem Keltiſchen entlehnt und volksetymologiſch umgeſtaltet.

2) Liebe und G(e-)laube gehen zurück auf eine Wurzel lub, die auch im got. lubains, Hoffnung vorliegt.

3) Im Briefe vom Dolmetſchen. Vgl. ferner C. Abel, Sprachwiſſenſchaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885. S. 1 ff.

4) Vgl. Die deutſchen Frauen im Mittelalter I², 229.

5) ahd. ali-lenti, eli-lenti = alia terra. Vgl. auch die Redensart: 'Ich bin noch nicht auf deutſchen Boden gekommen'.

gewohnt sein, die mit Wonne verwandt sind und zunächst 'sich dauernd irgendwo aufhalten' bezeichnen[1]), endlich nicht zum wenigsten aus dem Zauber, mit dem das Wort Heim für den umgeben ist, der alles außerhalb des Heims Liegende als 'unheimlich' ansieht, der fern von seinem Vaterlande das Gefühl des 'Heimwehs' empfindet.

49. Das Wort Heimweh gehört zu denen, die sich nicht völlig in andre Sprachen übersetzen lassen. Denn jedes Volk hat in seinem Wortschatze Bezeichnungen, die eine hervorstechende Eigentümlichkeit einer Volksgemeinschaft ausdrücken und deren feine Bedeutungsabschattungen von andern nicht einmal durch Umschreibung genau wiedergegeben werden können. Solche Wörter sind französisch honnête, galant, élégant, coquet, esprit, gamin, causerie, courtoisie, englisch fashionable, gentleman, humour, comfort, spleen, respectability und deutsch Gemüt, Wehmut, Sehnsucht, Wonne, Heim, Heimweh, Heimat[2]), Innigkeit, Sinnigkeit, Sittsamkeit, Biederkeit, Ehrlichkeit u. a. Während also bei unsern Nachbarn jenseits des Wasgaus und des Kanals der Wortschatz besonders für die Art, wie sie sich äußerlich geben, schwer übersetzbare Bezeichnungen aufweist, verfügt unsere Sprache über eine Fülle von Ausdrücken, die von der Tiefe des Gemüts Zeugnis ablegen und darthun, daß Deutschland das Land ist, 'wo Treue hell vom Auge blitzt und Liebe warm im Herzen sitzt'.

50. Der Tiefe des Gemüts kommt die Stärke des Mutes gleich; Herz und Arm sind eng mit einander verbunden, Furchtlosigkeit und Tapferkeit innig verknüpft. Sagt doch schon Tacitus Annal. 13, 54: nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse! Den Griechen der Homerischen Gesänge ist der Kampf nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck; auch die be-

1) Vgl. den ähnlichen Bedeutungswandel von pflegen, sich jemandes in Liebe annehmen, gewöhnlich thun.

2) Die Liebe des Deutschen zu seinem Heim spricht sich auch darin aus, daß er am häufigsten unter allen Kulturvölkern sein Haus mit einem besondern Namen bezeichnet hat. Vgl. R. Mielke, Zeitschr. für Kulturgesch., herausgeg. v. Chr. Meyer, N. F. 1891. II, 1, 365 ff.

deutendsten Kriegshelden fühlen sich oft von ihm wie von einer drückenden Bürde belastet. Von dem kühnen Thatendurste und dem ungestümen Kampfesmute der alten Germanen, für die es kein größeres Vergnügen giebt als sich mit dem Feinde herumzuschlagen, ist in den altgriechischen Heldengesängen keine Rede. Das Raufen geht unsern Vätern über alles, ohne Beutezüge können sie nicht leben.[1]) Alles wollen sie mit den Waffen entscheiden.[2]) Schulbildung halten sie für unnötig, ja bedenklich; denn nach ihrer Ansicht macht diese furchtsam und weibisch. 'Dem Knaben gehöre der Ger und das Schwert zur Übung' sagten die Ostgoten zu Amalasvintha, als sie ihrem Sohne Athalarich Schulunterricht erteilen ließ. (Procop. b. goth. 1, 2.) Während die keltischen Nachbarn sich die Erhabenen (Celtae = celsi vgl. Bituriges = mundi reges) und die Slaven sich die Ruhmvollen nannten, haben die Deutschen, denen eine solche Überhebung fern lag, in ihren Stammnamen gern ihre Liebe zum Waffenhandwerk und Kriegswesen zum Ausdruck gebracht. Wenn nun auch die alten Cimbern wahrscheinlich nicht, wie man früher annahm, von ahd. chempho, agf. cempa, Kämpfer benannt sind[3]), so will doch der Name Langobarden so viel besagen als 'die mit langen Barten Bewaffneten', und Cherusker und Sachsen bedeutet 'Schwertleute' (von got. hairus und ahd. sahs, Schwert), wie denn schon das Annolied V. 341 angiebt: von mezzirn also wahsin (scharfen) wurden sie geheizzin Sahsin. Die Thatsache aber, daß sie die Waffen mit besondern Namen belegten und als beseelte Wesen auffaßten, sei es als tötende Schlangen oder als vernichtende Brände, läßt genugsam erkennen, wie sehr ihnen diese ans Herz gewachsen waren und was sie damit auszurichten verstanden.

1) Fr. Stehlich, Die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter. S. 15. Nil agunt nisi armati (Tacitus Germ. 13). Ingrata genti quies (ebenda 14).

2) Tacitus, Annalen 13, 57: libido cuncta armis agendi.

3) Denn der Stamm dieses Wortes (Kampf, ahd. kampf) ist mutmaßlich aus dem lat. campus entlehnt. Vgl. frz. camp, Lager, lagerndes Heer, campagne und champ, Feld, alle von campus.

51. Wenn man sodann den außerordentlich reichen Schatz der altdeutschen Personennamen und unserer jetzigen Vornamen durchmustert, so findet man, daß auch sie stark von Kampfeslust widerhallen. Nicht Wortgeklingel und Rücksicht auf volltönende Laute ist hier bei der Benennung maßgebend gewesen, sondern lediglich der Inhalt, die Bedeutung. Bezeichnend für den Unterschied zwischen romanischem und germanischem Wesen ist eine Beobachtung, die Julius Fröbel in Amerika machte. Als er nämlich aus den Vereinigten Staaten nach Nordmexiko zu spanisch redenden Menschen kam, da fielen ihm die pomphaft klingenden, weitschichtigen Namen der Männer aus dem Volke auf: Statt Jack, Dick und Bill hörte er Don José Jesus de la Luz Miramontes u. a., die ihn unwillkürlich zu dem Ausrufe veranlaßten: 'Welch hohler Wortschwall in Eigennamen!' Unsere Väter dagegen gaben ihren Kindern im Namen alles das, was ihr Herz bewegte, als Richtschnur und teures Vermächtnis mit auf die Lebensreise. Diese sollten jederzeit daran denken, daß des Menschen schönste Kraftäußerung in Tapferkeit und Unerschrockenheit, in mutigem und kühnem Vorgehen gegen den Feind bestehe.[1]) Zusammensetzungen mit gundja (Gundram), hadu (Hadubrand), hiltja (Hildebrand), wîg (Ludwig), batu (Marbod = Rossekämpfer), die sämtlich Kampf und Krieg bedeuten, ferner mit gêr, Speer (Gerhard, Rüdiger), ecke, Schwertspitze (Eckhart, Eckardt), brünne, Panzer (Brunward), sige, Sieg (Siegfried, Siegmund) und andre sind die verbreitetsten, ja sie begegnen uns in gleicher Weise wie bei den Männern auch bei den Frauen: Kunigunde, Hildegunde, Hedwig (= Haduwig), Gertrud,

1) Th. Vischer, Ästhetik II, 248: 'Tapferkeit, Kriegsgeist, eigentlich Passion für den Krieg, abgesehen selbst von allem Zweck, ist Grundeigenschaft der Deutschen, dieser ersten Reiter und Fechtmeister der Welt von Anfang an'. Vgl. auch Lohmeyer, Die deutschen Vornamen, ein Stück deutscher Sittengeschichte, Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins IV, 1, 5 ff.; W. Wackernagel im Schweizerischen Museum I, 1, 69—119; A. Heintze, Die deutschen Familiennamen geschichtlich, geographisch, sprachlich. Halle 1882.

Brunhild, Sigelinde.[1]) Haben doch germanische Weiber nicht nur oft hinter der Schlachtreihe die Ihrigen zur Tapferkeit aufgemuntert, sondern auch selbst Leben und Freiheit gegen die Feinde verteidigt![2]) Fast selbstverständlich muß es da erscheinen, daß auch die germanische Götterwelt so geartet ist. Denn die Götter sind nichts als Gebilde, die sich der gläubige Sinn und die kühne Einbildungskraft eines unbefangenen Gemüts als Muster zur Nachahmung allmählich ausgebildet hat. Griechen und Römer verehrten wie einst alle Indogermanen den alten Lichtgott Djaus d. h. Tag = Zeus = Juppiter (= Dju-pater) als höchstes Wesen, mit andern Worten: sie verliehen dem Glanze des unbewölkten Himmels persönliche Gestalt und göttliches Ansehen; die alten Germanen dagegen entsetzten diesen seiner Würde und machten ihn, den höchsten Herrscher, zum Kriegsgotte Ziu, an seiner Stelle erhoben sie den Wodan (Wuotan) zum allgewaltigen Göttervater. So zieht er denn mit seinem 'wütenden Heere' (= Wodans Heer) in stürmischer Winternacht über die Fluren gleich den ungestümen Germanenhorden, die einst ganz Europa überfluteten.[3])

52. Nach alledem kann es nicht auffallen, daß die deutsche Sprache stark von *Übertragungen*, Bildern und Gleichnissen *aus dem Kriegsleben* erfüllt ist. Schon das Wort Volk[4]) hatte altgermanisch u. a. die Bedeutung Heeresabteilung. Reise bedeutete ursprünglich Aufbruch, mhd. auch den Kriegszug, und noch zu Luthers Zeit versteht man unter reisen einen Kriegszug unternehmen; Reisig und Reisläufer gehen auf denselben

1) 'Von den Blumennamen der Inder und den klangvollen Schmucknamen der Hellenen, welche Glanz und Schönheit des Weibes bezeichnen, ist unter den Deutschen wenig zu finden. Speerlieb, Kampfwalterin, Wolfstraut klingen die Namen ihrer Frauen' (G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit). Vgl. auch K. Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter. 2. Aufl. Wien 1882. I, 1 ff.

2) Vgl. Tac. Germ. 7, Histor. 4, 18, Cäs. b. g. 1, 51.

3) Kluge, im etymolog. Wörterbuch, 5. Aufl., bringt den Namen des Gottes in Verbindung mit dem Stamme von lat. vates, gottbegeisterter Sänger, an. oðr, Poesie, Gesang und ahd. wuot, Wut.

4) Vgl. an. und ahd. folk, Heereshaufe.

Wortstamm zurück. Das Wort Gesinde bezeichnet schon im ahd. die Kriegsgefolgschaft (von sind, Reise, Heereszug), kriegen = bekommen fällt nach Form und Grundbedeutung mit kriegen = Krieg führen zusammen und beschirmen heißt von Haus aus mit hölzerner Brustwehr (scirm) gegen den Feind schützen. Bei der geringsten Veranlassung 'gerieten' unsere Vorfahren 'in Harnisch' und wehe dem, gegen den man 'etwas im Schilde führte'. Die 'rüstigen' (= gerüsteten) Leute waren alsbald zur Heerfahrt 'fertig'.[1]) Mit ihren Rossen fast verwachsen, verrichteten sie alles 'aus dem Stegreife' (= Steigbügel). Wenn man nicht gerade auf den Feind losging, legte man sich ins Versteck und 'hielt hinter' Bäumen im 'Hinterhalt'. Bei Nacht suchte man irgendwo Unterkunft zu finden. Daher verstand man unter ahd. heribërga ein Heerlager, dann aber auch ein Haus zum Übernachten für Fremde (Herberge). Mit Lanze und Bogen wußte man geschickt umzugehen. Vom Lanzenwerfen sind die Bezeichnungen trefflich, vortrefflich, unübertrefflich, treffend, triftig, überschwenglich, Tragweite, Spießgeselle = Waffengenosse, Spießbürger, wenn's zum Treffen kommt u. a. hergeleitet. Lange Lanzen waren überhaupt für die Germanen so charakteristisch, daß Seneca (Brief 36) sagen konnte: 'Wenn er in Germanien geboren wäre, so würde er sogleich als Knabe den dünnen Speer schwingen.' Bogen und Pfeil werden von den Schriftstellern der Römer und Griechen zwar für unsere Altvordern nicht ausdrücklich bezeugt, wie für die Gallier und Finnen, sind aber sicher vorhanden gewesen; denn sie spielen schon in der Mythologie bei Balders Tod eine Rolle. Strahl heißt ursprünglich Pfeil, während Pfeil aus dem lat. pilum entlehnt ist. Auch Eigennamen wie Eibenschütz (von ahd. iwa, Eibe, Bogen aus Eibenholz) und Pfeilsticker (Verfertiger von Stecken für Pfeile) erinnern noch an das Bogenschießen. Vom Spannen des Bogens stammen vielleicht auch Wendungen wie 'abgespannt' sein, auf jemand 'gespannt' sein, 'Anspannung' und 'Abspannung', während später vom

1) Abgeleitet von mhd. vart, Fahrt, Heerfahrt.

Schießen mit Armbruſt und Feuerrohr in unſerer Sprache Ausdrücke hergeleitet wurden wie ins Schwarze treffen, über das Ziel hinausſchießen, den Zweck[1]) verfehlen, Fehler = Nichttreffer, imſtande ſein, etwas aufs Korn nehmen und das gleichbedeutende ſein Abſehen auf etwas richten (vgl. Abſicht). Auch der Ausdruck Abc'ſchütz' iſt bedeutſam. Vor allen Dingen aber beachte man, daß die Wörter 'Fleiß, Eifer, Ernſt und Streben' urſprünglich Krieg, Streit bedeuten oder ſich mit dieſen Begriffen ſehr nahe berühren.

Mit der Tapferkeit war bei unſern Altvordern die Schnelligkeit eng verbunden. Kühnes Vorſtürmen und unerſchrockenes, raſches Draufgehen war beim Angriffe durchaus das Gewöhnliche: 'ſchnell' heißt ahd. und mhd. behende und tapfer, 'bald' ſoviel als ſchnell, kühn und tapfer, und 'hurtig' iſt abgeleitet von hurt = frz. heurt, Stoß, Anprall.

53. Bei einem ſo gearteten Volke kann es nicht befremden, daß es wenig Neigung zeigt, ſich äußerlich zu verfeinern. Die Plumpheit im Benehmen der alten Germanen hebt ſchon Tacitus (Hiſtorien 2, 88) hervor. Ihm als Römer fiel auch das große Getöſe auf, das ſie beim Angriff verurſachten, gerade ſo wie Homer den wüſten Lärm der troiſchen Heerhaufen gegenüber der Ruhe des Vormarſches griechiſcher Heere ausdrücklich als Zeichen geringer Geſittung hervorhebt.[2]) Die Fortſchritte, die ihre Nachkommen in dieſer Hinſicht gemacht haben, verdanken ſie faſt durchweg den Romanen, namentlich den Franzoſen, denen das Gefühl für feinere Sitte, Anſtand und Geſchick, etwas aus ſich zu machen, angeboren iſt. Ihnen bezeichnet fein das Ziel und Ende der Vollkommenheit; denn fin, fein iſt (vermutlich als ſpätere Adjektivbildung von finire) eng verwandt mit fin = lat. finis, Ende, und Kompliment von complere, anfüllen hat die gleiche Grundvorſtellung (achèvement de politesse). Uns kommt es vor allem darauf an, bieder zu ſein und dies iſt mit

1) Zweck = Nagel als Zielpunkt in der Mitte der Scheibe = Zwecke. Vgl. auch R. Hildebrand, Vom deutſchen Sprachunterricht. 3. Aufl. S. 113 und Lamprecht, Deutſche Geſchichte I², 161.

2) Ilias 7, 421 und Leſſing, Laokoon Kap. 1.

derb eines Stammes (mhd. biderbe). Deutsch mit jemand reden heißt eine derbe, kräftige Sprache führen. Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist, sagt schon Goethe im 2. Teile des Faust, 2. Aufzug, freilich mit starker Übertreibung, und im Unartig Teutschen Sprachverderber heißt es: 'Es ist ein gleicher Verstand in dieser Rede: Was erlogen ist, das muß mit Komplimenten geziert werden; und was mit Komplimenten geziert ist, das ist erlogen.'[1])

Schelten hat unsere Sprache in reicher Auswahl, alle möglichen Tiere haben die Namen dazu hergegeben, ihre Reihe zu vergrößern; ja sogar eine große Zahl der männlichen und weiblichen Vornamen hat sich eine derartige Verwendung gefallen lassen müssen: Hans, Jochen, Michel, Peter, Steffen, Christel, Lise, Trine u. a. Man spricht vom gallischen Hahn und vom deutschen Bären; von jenem ist die Koketterie (coquet, gefallsüchtig von coq, Hahn), von diesem die Bärbeißigkeit benannt worden.[2]) Bär, Wolf und Eber spielen in der Sprache der Germanen eine große Rolle Ulf (Wolf) und Björn (Bär) sind noch heute die häufigsten Vornamen in Skandinavien, und Jöfurr (Eber) hat im Altnordischen sogar die Bedeutung Fürst. Deutsche Namen wie Wolfgang, Wolfram (= Wolfrabe), Adolf, Rudolf; Bernhard, Berengar; Eberhard u. a. enthalten gleichfalls diese drei Wortstämme. Aber wie schon in den lateinischen Bearbeitungen der Tiersage die feineren Vertreter des Tierreichs französisch, die wilderen und plumperen dagegen deutsch benannt und als deutsch geschildert werden[3]), so vergleicht man noch heute, namentlich im Ausland,

1) Vgl. Wissensch Beih. z. Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachv. I, 32.

2) Einen andern Gegensatz berührt die Frau v. Staël a. a. O.: Sie sagt, wir liebten es, die Zeit gut auszufüllen, die Franzosen, sie vergessen zu machen. Wir würden im Gespräche zu leicht Grübler, selbst der deutsche Satzbau sei zur leichten, gefälligen Unterhaltung weniger geeignet; denn die zusammengehörigen Worte seien oft weit auseinander gerissen und an Anfang und Ende des Satzes gerückt, sodaß eine rasche Zwischenrede, wie sie den Franzosen so sehr zusage, schwer anzubringen sei.

3) Vgl. Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter I³, S. 160.

gern den ungelenken, geraden Deutſchen mit einem zottigen Brummbären, ſo läßt ſchon Leſſing im Nathan Daja zum Tempelherrn ſagen: 'So geh, du deutſcher Bär!'

54. Und nun noch ein Wort über das grammatiſche Geſchlecht! Denn auch dieſes iſt nicht willkürlich gewählt und geſtattet uns darum nicht ſelten tiefe Einblicke in das Weſen und die Geiſteswelt des Volkes. Oder iſt es Zufall, daß die Deutſchen übereinſtimmend mit den ernſten Römern das über den Menſchen waltende Schickſal als ſächliches Weſen (fatum; das Schickſal, Geſchick, Verhängnis, Glück, Unglück)[1] faſſen, während die romaniſchen Völker gleich den Griechen (Moira, Aisa) ihr Geſchick in die Hände einer milden, gütigen Fee legen, die bei ihnen an Stelle des düſtern Fatums der Römer trat (fée = fata, Mehrheit von fatum; it. ditta, ſpan. dicha, Glück = dicta, Mehrheit von dictum)?

55. So kommt alſo die Eigenart unſeres Volkes in der deutſchen Sprache klar und unverkennbar zum Ausdruck. Starr und ſteif wie die Tanne des heimiſchen Bodens, aber dabei auch weich wie die ſanften Linien der zarten Birke, knorrig und feſt wie die Eiche des germaniſchen Urwaldes, aber auch mild wie die duftige Linde, ſo iſt der Deutſche, ſo iſt auch ſeine Sprache: in rauher Schale ein edler Kern.[2])

---

1) Auch 'Gott' iſt, wie die an. und got. Form des Wortes noch erkennen läßt, urſprünglich ſächlich geweſen, doch kann man hier vielleicht annehmen, daß damit das männliche und weibliche Geſchlecht zuſammengefaßt worden iſt. Das aſ. wurd, Schickſal, war nicht ſächlich.

2) 'Kann die deutſche Sprache ſchnauben, ſchnarchen, poltern, donnern, krachen, kann ſie doch auch ſpielen, ſcherzen, lieben, gütteln, kürmeln (ſchmeichelnd lallen), lachen' (Logau). Man sagit von diutscher zungen, siu sî unbetwungen ze vuogene herte (hart zu fügen); swër si dicke berte (ſchlüge), si wurde wol zêhe (geſchmeidig): als dem stahele ir geschêhe, dër mit sînem gezouwe (Geräte) ûf dem anschouwe (Amboß) wurde gebouge (fügſam). (Anfang der Pilatuslegende.)

Sprache entſpringt wie Glaube, Sitte, Recht, Volksgeſang aus dem natürlichen Leben des Volks. E. Curtius.

2. Die Sprache Norddeutſchlands und Süddeutſchlands.[1])

56. Der Gegenſatz, den das griechiſche Altertum in der Geiſtesart der Dorer und Jonier aufweiſt, wiederholt ſich auf deutſchem Boden in den Ländern nördlich und ſüdlich der Mainlinie. Bei den Spartanern wie bei den Bewohnern des norddeutſchen Flachlandes kommt von den Geiſtesgaben mehr der Verſtand und der Wille zur Bethätigung, dagegen iſt den Athenern gleich den oberdeutſchen Stämmen eine reichere Einbildungskraft und ein froheres Gemüt als Erbteil zugefallen.[2]) Früher als die übrigen deutſchen Länder in den Kulturbereich des Altertums gezogen, mehr durch Naturſchönheiten und Farbenfülle der Landſchaft angeregt und mit milderem Himmel beglückt, hatten die Gebiete an Donau und Mittelrhein die weſentlichſten Vorbedingungen zu einer glücklichen Entfaltung der Künſte und waren daher wie geſchaffen, auf dem Gebiete des Schönen die Führung in Deutſchland zu übernehmen. So hat denn auch

1) Wir rechnen in dieſem Abſchnitte zu Norddeutſchland etwa die Länder nördlich des mitteldeutſchen Gebirgszugs und der Mainlinie, zu Süddeutſchland dagegen die Gebiete ſüdlich davon einſchließlich Öſterreichs. — Zu vergleichen iſt A. Kirchhoff, Norddeutſch und Süddeutſch in ihrem Gegenſatz und ihrer Verſöhnung, Vortrag gehalten im Verein für Geographie und Statiſtik zu Frankfurt a. M., 55. und 56. Jahresbericht.

2) Staatsform, Kunſt, Sitte und Sprache haben im Dorismus einen härteren, energiſcheren, männlicheren, im Jonismus dagegen einen weicheren, ſchmiegſameren, weiblicheren Charakter.

Österreich die bedeutendsten Tonkünstler hervorgebracht, Baiern ist seit langer Zeit ein wichtiger Sitz der Malerei und der bildenden Künste, und Schwaben und Franken haben unserem Vaterlande seine größten Dichter, Schiller und Goethe, geschenkt. Nicht minder beachtenswert dürfte sein, daß die süddeutschen Stämme vermöge ihrer reichern Phantasiebegabung auf eine große Zahl wichtiger Erfindungen geführt worden sind. Ihnen verdanken wir z. B. Holzschnitt und Kupferstich, Buchdruck und Schnellschrift, Schießpulver und Taschenuhr, Radschloß und Blasebalg. Süddeutsche waren der Astronom Kepler, der Chemiker Liebig und Rob. Mayer, der Entdecker des Gesetzes über die Erhaltung der Kraft.

57. Anders liegen die Verhältnisse im **Norden**. Nicht bloß 'Friesland singt nicht', wie ein altes Sprichwort sagt, sondern auch Holstein, überhaupt ganz Niederdeutschland nicht, wohl aber ist dieses die Heimat der hervorragendsten Staatsmänner und Feldherrn. Hier wird das Nützliche vor dem Schönen, das Schwert vor dem Pinsel bevorzugt. Niederdeutsche waren es, die zuerst das morsche Gebäude des römischen Staats in seinen Grundfesten erschütterten: Cimbern und Teutonen erfochten die ersten germanischen Siege über Rom, und ein Jahrhundert später schlug der Cherusker Arminius den Varus und die römischen Legionen im Teutoburger Walde. An staatsmännischer Begabung stehen die staufischen Kaiser hinter den sächsischen zurück und Metternich hinter Bismarck. Weist der Süden mehr volkstümliche Herrschergestalten auf wie Kaiser Rotbart und Maximilian, den letzten Ritter, so finden wir im Norden mehr Männer auf dem Throne, denen die Geschichte den ehrenden Beinamen 'der Große' verliehen hat: Kaiser Otto I., Kurfürst Friedrich Wilhelm I., König Friedrich II. Die auf Einigung unseres zerrissenen Vaterlandes gerichteten Bestrebungen gehen fast sämtlich von der märkischen Ebene aus: der Zollverein, der Fürstenbund Friedrichs des Großen, der Krieg von 1866. Auch Neuerungen, die auf Stärkung der Volkskraft nach innen und außen abzielen, haben hier ihren Anfang genommen. Hier haben die Hohenzollern zuerst die mittelalterliche Leibeigenschaft aufgehoben und die

großen Massen durch wirtschaftliche Maßregeln (Altersversorgung, Krankenkassen u. a.) zu befriedigen gesucht, den pflichtmäßigen Schulbesuch und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Und während die Rheinbundstaaten mit Napoleon gegen deutsche Stämme kämpften, ist seit den Tagen des großen Kurfürsten die Losung Brandenburg-Preußens gewesen, Einmischung von außen fern zu halten und Zerstückelung des deutschen Landes zu verhüten.

58. Aus dieser *verschiedenen politischen Beanlagung* erklärt sich, daß der Süddeutsche Uhland die Treue des gegen Kaiser und Reich aufständischen Ernst von Schwaben und der Norddeutsche Klopstock in seiner Hermannsschlacht den wackern Vorkämpfer Deutschlands gegen römische Anmaßung feiert, daß in der Isarstadt München die politisch gleichgiltigen Fliegenden Blätter, in der Spreestadt Berlin aber der ohne Kenntnis der Staatsangelegenheiten unverständliche Kladderadatsch erscheint. Entsprechend dieser Begabung hat der Norden den Sachsenspiegel, das erste Rechtsbuch unseres Vaterlandes, verfaßt, das Femgericht ins Leben gerufen und Geschichtsschreiber wie Niebuhr, Schlosser, Ranke und Mommsen hervorgebracht, der Süden dagegen die 3 Blütezeiten unserer Dichtkunst um 600, 1200 und 1800 geschaffen: Denn von den großen bei und nach der Völkerwanderung entstandenen Volksgesängen weisen die meisten nach Ort und Urheber auf die Länder südlich der Mainlinie, ebendort sind die Hauptvertreter des Helden- und Minnegesangs in mhd. Zeit zu Hause, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide, ebendort auch die großen Dichter des vorigen Jahrhunderts Schiller, Goethe und Wieland.

Noch mehr! Die Aufklärung ist hauptsächlich auf preußischem Boden heimisch gewesen, und die Dorfgeschichten und Volksstücke sind vom Schwarzwald (Auerbach), vom Berner Land (Jeremias Gotthelf) und von Österreich (Anzengruber) ausgegangen; dort ist mehr das Vaterland, hier mehr Natur und Minne besungen worden. Und ist es Zufall, daß der des Bilderschmucks fast entbehrende Protestantismus vor allem im Norden

dagegen der bilderliebende Katholicismus am festesten im Süden Wurzel gefaßt hat, daß man bei dem Gedanken an etwas Schreckliches dort ausruft: 'Da möchte man gleich katholisch werden', hier aber: 'Da möchte man gleich preußisch werden'? Vergleicht man ferner das altsächsische Haus in seiner einheitlichen Anlage mit dem Nebeneinander der fränkischen Bauart oder prüft man sonstige Einrichtungen und Lebensgewohnheiten Ober- und Niederdeutschlands, so kommt man überall zu dem Ergebnisse, daß zwischen den Ländern an der Donau und an der Spree einschneidende, auf der Verschiedenheit der Stammesart beruhende Unterschiede bestehen.

59. Das bestätigt auch ein Blick auf die Entwickelung der Sprache. Die kühnsten Wortbildner und sprachgewaltigsten Dichter unseres Volkes, Fischart, Rückert und Goethe, sind im Süden zu Hause; aber auch sonst ist der Süden dem Norden an sprachschöpferischer Kraft entschieden überlegen. Die niederdeutschen Mundarten zeigen weit mehr Stetigkeit und Festigkeit der Laute als die oberdeutschen und stehen vielfach noch auf derselben Stufe wie zu Tacitus' Zeit; aber sie haben nicht die Macht gehabt, eine für ganz Deutschland geltende Schriftsprache auszubilden. Wie das dunkle Haar und Auge des Südländers, von Oberdeutschland allmählich nach Norden vordringend, dem altgermanischen Gepräge immer mehr Gebiet streitig macht, so haben auch die wichtigsten Lautgesetze unserer Schriftsprache ihren Siegeslauf im Süden begonnen. Die deutsche Verschiebung der stummen Laute ist von Südwesten, die Spaltung des î, û und iu (ü) in ei, au und eu von Südosten ausgegangen, im alemannisch-schwäbischen Gebiete trat zuerst der Wandel des altüberlieferten[1]) ê in â (Suêbi: Schwaben) ein, der im 4. Jahrhundert begann und, allmählich nordwärts dringend, schon zur Zeit der Schöpfung des Heliand in Niederdeutschland durchgeführt war, desgleichen die Zerdehnung der auf germanischem Boden entstandenen ê- und ô-Laute[2]) in ia (ie) und uo (ua) = mhd. ie und uo

1) Vgl. Wilmanns, Deutsche Gr. § 188; Kluge Grundr. § 30, 1.

2) Vgl. W. Wilmanns a. a. O. § 189. 190; Singer in Paul und Braunes Beiträgen 11, 293 f. 301 f.; Jellinek ebenda 15, 297.

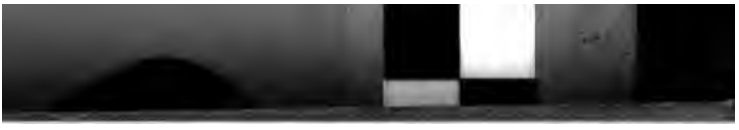
(ue) = nhd. î und û z. B. spiagal, Spiegel = lat. spēculum und scuola, Schule = lat. schōla.[1])

Doch nicht bloß an diesen in der nhd. Schriftsprache durchgedrungenen Erscheinungen zeigt sich die größere Beweglichkeit des Südens, auch die Mundarten sind dort veränderlicher und neuerungssüchtiger als die des Nordens. In Oberdeutschland sind die früher weichen, tönenden Verschluß- und Reibelaute b, d, g und j, die das Niederdeutsche noch jetzt hat, meist hart und stimmlos geworden und ſ neben gewissen Lauten zuerst und im weitesten Umfange zu sch verschoben worden.

60. Die süddeutschen Mundarten gebrauchen wie die romanischen Sprachen in der Vergangenheit der thätigen Zeitform die zusammengesetzten statt der einfachen Bildungen (da hat er gesagt = da sagte er u. s. f.), ja sie gehen in ihrer auflösenden Sprachrichtung zum Teil soweit, daß sie (z. B. in Österreich und am Oberrhein) die Vorstellungsform der Vergangenheit in der abhängigen Rede (und auch sonst) durch „würde" umschreiben und sagen: er erklärte, ich würde schön singen = ich sänge schön.[2]) Die schwache Abwandlung greift in Oberdeutschland am stärksten um sich. Während norddeutsche Dichter wie Voß und Klopstock meist noch 'gutes Mutes' u. a. schreiben, sind bei Schiller, Goethe u. a. süddeutschen Dichtern bereits die schwachen Formen guten Muts u. s. f. durchaus die gewöhnlichen. Damit steht in Einklang, daß die Fremdwörter im Donaugebiete meist schneller und häufiger in deutsches Gewand gekleidet oder wenigstens nach deutschen Gesetzen betont werden: Den Január nennt man in Österreich Jänner, die Kastánien Késten; Commis, Kamin, Bureau, Trompete, Anis u. a. betont man in Oberdeutschland vielfach

1) In diesen und andern Wörtern (vgl. brêve = Brief) ist der ursprünglich kurze Vokal im Spätlatein verlängert worden. — Auch die Schreibung ä für den nhd. Umlaut des a tritt zuerst in Oberdeutschland auf, später in Mitteldeutschland (z. B. in Mainz, Worms, Frankfurt Anfang des 16. Jahrhunderts).

2) Vgl. Lyons Zeitschrift V, 37—43.



auf der Stammsilbe.[1]) Weniger in Beziehung zur Stammes- und Volksart ist die Thatsache zu bringen, daß der Süden voran ging, als es im 13. Jahrhundert galt, wie in Frankreich und Spanien das bis dahin allmächtige Latein aus seiner Machtstellung zu verdrängen und der Muttersprache zu ihrem Rechte zu verhelfen.[2]) Auch steht wohl kaum in Zusammenhang mit dem Volkscharakter, daß in Süddeutschland die ersten Adelsbezeichnungen auftraten und sich die Ritter dort am frühesten nach ihren Besitzungen nannten; ebensowenig, daß dort, als infolge der ausgebreiteten Handelsbeziehungen bürgerliche Kaufurkunden häufiger wurden und sich eine genauere Unterscheidung gleich benannter Personen nötig machte, zuerst Doppelnamen (Vor- und Zunamen) statt der bisher wie in Altgriechenland üblichen einfachen gebraucht wurden.[3])

61. Im Gegensatz zum Süden hat sich der Norden mehr durch Verstandesthätigkeit hervorgethan. An Fähigkeit, den freien Fluß der Rede durch Dämme und Deiche zu regeln, ist er stets überlegen gewesen. Die Lautbewegungen, die von Oberdeutschland ausgingen, brachen sich meist an dem Walle des starren Sachsentums. Mit Stolz rühmt Lauremberg (1652) in seinen niederdeutschen Scherzgedichten[4]) die Festigkeit des Niederdeutschen mit den

1) Vgl. auch E. Mackel in Lyons Zeitschr. VIII, 186, der die verschiedene Behandlung fremder Namen in Ober- und Niederdeutschland bespricht: aus Nicolaus wird dort Nickel, hier Klaus, aus Bartholomäus dort Barthel, hier Mewes u. a., ferner VIII, 479. IX, 412.

2) Die erste deutsch geschriebene Verbriefung finden wir wohl auf schweizerischem Boden, etwa 1240 bürgert sich der Gebrauch in der Gegend des Bodensees, in den achtziger Jahren des nämlichen Jahrhunderts in München und Regensburg, im folgenden Jahrzehnt im Maingebiete und noch später in Mittel- und Norddeutschland ein. Deutsch geschriebene Urkunden liefern uns für 1240 Kaufbeuren, 1258 Isny bei Lindau, 1259 Freiburg im Breisgau, 1271 Ulm, 1273 Augsburg, 1284 München und Regensburg, 1289 Würzburg, 1293 Bamberg, 1294 Anhalt, 1296 Braunschweig, 1303 Lübeck.

3) Im 12. Jahrh. ist die Sitte an Rhein und Donau, im 13. und 14. in Mittel- und Norddeutschland nachweisbar; die Friesen haben sich dem Brauche erst im vorigen Jahrhundert angeschlossen.

4) 4, 561, nach der Ausgabe von Braune, Halle 1879.

Worten: 'Unse sprake blift altid beständig und fest, als se ersten was, evenso is se ock lest. Juwe (das Hochdeutsche) verändert sik alle föftig (50) jahr, dat können de schriften bewisen klar. Einer kann mit groeter Moey kuem dre Regen (3 Reihen) lesen Van der Spraek, de domals is im Gebruek geweſen; men de Sprake in ganz Nedderſaxenland blift unverrückt und heft Beſtand.' In Norddeutſchland wird mehr Wert auf ſorgfältige und richtige Ausſprache gelegt; mag es zufällig ſein, daß von Norden her ſchon in mhd. Zeit der genauere und ſtrengere Reim durch Heinrich von Veldeke eingeführt worden iſt, ſo bleibt doch beachtenswert, daß die wichtigſten Sprachgeſellſchaften dort thätig geweſen ſind. Klopſtock ſtellt grammatiſche Unterſuchungen über die Sprache an, Schiller und Goethe liegen ſie fern, und wie die Mehrzahl der hervorragenderen Grammatiker (z. B. Gottſched, Adelung u. a.) im Norden unſeres Vaterlandes geboren iſt, ſo wirkt noch gegenwärtig der allgemeine deutſche Sprachverein für Schönheit und Reinheit unſerer Mutterſprache von Berlin aus.

62. Betreffen die bisher erörterten Erſcheinungen mehr den Verſtand und die Einbildungskraft, ſo tritt auch die *Gemütsſeite im ſprachlichen Ausdruck* beider Ländergebiete in bezeichnender Weiſe hervor. Wie der Park des ſüddeutſchen Grundbeſitzers mehr im Schmucke bunter Blumen erglänzt, der des norddeutſchen dagegen mehr in dem ſtrengen Ernſte herrlicher Baumgruppen ſeine Eigenart entfaltet, ſo zeigt auch Oberdeutſchland ein farbenfreudigeres Vokalbild in ſeiner Sprache als die niederdeutſchen Länder: dort, namentlich im bairiſchen Oberlande, ſind mehr *Doppellaute* zu finden als in niederdeutſchen Mundarten. Und wie groß iſt nicht der Unterſchied zwiſchen beiden Gegenden in *Ausſprache* und *Betonung*! Nicht nur beſteht zwiſchen der gehobenen und der geſenkten Stimme bei den Süddeutſchen ein größerer Zwiſchenraum als bei den Bewohnern des Nordens, ſondern es herrſcht auch große Verſchiedenheit zwiſchen der breiten und langſamen, etwas näſelnden und ſingenden Sprechweiſe des gemütlichen Baiern und der raſchen, die hochtonigen Silben ſcharf hervorhebenden Rede des Preußen. Überhaupt iſt die Sprache im Süden von

lebhafterer Empfindung getragen, bilderreicher, daher sinnlicher und durchsichtiger. Nirgends sieht und hört man so viel Verkleinerungssilben: auf Wirtshausschildern und im täglichen Verkehr; nirgends werden so viele gemütliche Flick- und Bindewörter in die Rede eingeflochten; nirgends reicht die Verwendung der bequemen mundartlichen Redeweise in so hohe Kreise hinauf. Da die Süddeutschen im allgemeinen harmloser und treuherziger, mitteilsamer und offener sind, so zeigen sich auch die gebildeten Stände zugänglicher und schließen sich weniger nach unten hin ab, rücken dem Volke daher auch in der Sprache näher. Im Norden ist man zugeknöpfter und ernster; anstatt freundlich entgegenzukommen, zeigt man oft vornehme Zurückhaltung. Starr und steif, straff und stramm, barsch und bündig, die richtigen Schlagwörter der preußischen Zucht, sind niederdeutschen Ursprungs. Schlau stammt ebendaher und Wörter der Rechtssprache wie echt (= êhaft) und Ordalien[1]) (Urteile) haben sich mit dem Sachsenspiegel verbreitet. Die niederdeutschen Ausdrücke flott und flink sind dem preußischen Offizier ebenso auf den Leib zugeschnitten wie das Wort schneidig. Auch darf es uns nicht wundern, daß in einer Gegend, die den Reineke Fuchs, das Lalenbuch und den Till Eulenspiegel hervorgebracht hat, die also zum Schelmischen neigt, die Wörter drollig und Schnack heimatsberechtigt sind.

Doch der Wortschatz giebt uns noch andere Aufschlüsse. Er sagt uns, daß wir von den Oberdeutschen mit den Eigentümlichkeiten des Hochgebirges bekannt gemacht worden und bei den Niederdeutschen im Seewesen in die Lehre gegangen sind. Von jenen stammen die Ausdrücke Alp, Matte, Fluh, Senne, Firn, Föhn, Gletscher u. a., von diesen fast alle Bezeichnungen, die sich auf das Meer und die Schiffahrt beziehen, namentlich Bake, Bucht, Deich, Düne, Ebbe, Haff, Holm, Küste, Stapel, Reede, Klippe, Riff, Strand, Sund, Werft, Ufer, Boot, Jacht, Kahn, Wrack, Kajüte, Bugspriet, Deck, Südwind (vgl. dagegen ahd. sundwint und die Ortsnamen Sundheim, Sundhausen) u. a.,

1) ags. ordâl, Urteil, ist ins Mittellat. (ordalium) übergegangen.

natürlich auch Namen von Fischen und andern Seetieren, so Dorsch, Butt, Hai, Hummer, Krabbe, Roche, Quappe, Sprotte. Durch den Seehandel sind Namen überseeischer Erzeugnisse, z. B. Gewürznelken[1]), Schildpatt, Kork (= lat. cortex, Rinde) und Knaster (= span. canastro, Rohrkorb zum Versand des Varinastabaks) mit niederdeutscher Namensform in die Schriftsprache eingedrungen; aber auch Verkaufsgegenstände norddeutscher Abkunft wie Bernstein (= Brennstein) und Handelsausdrücke wie Fracht, Ware, Kran, Schuppen, Düte und Deut tragen nd. Namen. Und daß Nordwestdeutschland auch Linnen und Laken (nach dem Vorgange Flanderns) erzeugt, Mettwurst und Schnaps hervorbringt, Moore besitzt und darin Torf ausbeutet, lehrt mit Bestimmtheit die nd. Form dieser Ausdrücke.[2])

63. Was so von ganzen Volksstämmen gilt, läßt sich meist auch von einzelnen Vertretern behaupten. Die Kantische Philosophie spiegelt sittlich das den preußischen Staat durchdringende Pflichtgefühl, geistig das dort vorwaltende Element des kühlen Denkens wider, in Paracelsus († 1541) und Albertus Magnus († 1280), in Hegel und Schelling ist der hochfliegende Geist des Schwaben deutlich zu erkennen. Der Theolog Harms in Hermannsburg mit seinem festen Willen und seinem starken Zuge zur Gesetzlichkeit ist ein Niedersachse durch und durch, während der würtembergische Pfarrer Blumhardt die ausgeprägte Eigenart des schwäbischen Stammes zeigt. Der weichliche Zug des Wieners spricht aus Grillparzers Dichtungen, die schwermütige Stimmung des norddeutschen Marschlandes kommt in Storms Novellen zum Ausdruck, die heitere Lebensfreude des Rheinländers in Scheffels Liedern, die markige Art des Märkers in Theodor Fontanes Romanen. Gellert zeigt norddeutsche, nüchterne Denk- und Schreibart, Ad. Stifter süddeutsche, jenem gesellt sich

1) Aus nd. negelke, obd. Näglein = kleiner Nagel.

2) nd. sind auch die Wörter Bord, Backbord, Ballast, Brackwasser, Bramsegel, Ducht, Flagge, hissen, Kabuse, kalfatern, leck, Lee, lichten (Anker), löschen (Ladung), Lotse, Luke, Matrose, Pegel, Bagger, reffen, schleppen, Steuer, Takel. Im übrigen vgl. O. Jänicke, Die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache. Wriezen 1869.

der mannhaft trotzige Seume, dieſem der gefühlvolle, bilderreiche Jean Paul. Der Frankfurter Goethe iſt dem Süden geiſtesverwandt, der Oberſachſe Leſſing vom Scheitel bis zur Zehe ein Kind des Nordens. Vielleicht lohnt es ſich der Mühe, einmal an den zuletztgenannten beiden Dichtern nachzuweiſen, inwieweit ſich die Verſchiedenheit der Geiſtesart in ihrem Stile ausprägt.

64. Goethe und Leſſing ſtanden ſich geiſtig ſo wenig nahe, daß keiner von beiden das Bedürfnis hatte, den andern einmal aufzuſuchen; ſie haben ſich daher zeitlebens nicht geſehen. Die Luft der norddeutſchen Tiefebene ſagte dem Franken in gleich geringem Maße zu wie die des Südens dem Oberſachſen; und während ſich bei jenem unter Italiens heiterem Himmel der Geiſt erſt völlig erſchloß, während er dort alles gierig einſog, für alles, was um ihn lebte und webte, Auge und Ohr hatte, machten die wonnigen Gefilde der italieniſchen Landſchaft, die Art und Lebensweiſe des Volkes und die Kunſtſchätze Venedigs auf dieſen ſo geringen Eindruck, daß er die Zeit ſeines Aufenthalts hauptſächlich in Büchereien zubrachte und ſein Tagebuch mit trockenen Bemerkungen über Handſchriften und verwandte Dinge anfüllte. Die Natur war für Goethe alles, aus ihr ſchöpfte er wie aus einem nie verſiegenden Quickborn die Menge ſeiner Gleichniſſe, in denen er nach eignem Geſtändnis mit Sancho Panſas Sprichwörtern um die Wette lief[1]), aus ihr die Kraft der Sinnlichkeit und die Anſchaulichkeit ſeiner Sprache. Wenn er von der Zärtlichkeit ſpricht, die des Meeres blaue Welle an ſeinen Buſen anſchmiegt, oder von dem heraufſchwimmenden Dämmerſcheine der weggeſchiedenen Sonne oder vom feuchtverklärten Blau des Äthers, ſo fühlen wir unwillkürlich, daß der Dichter dies alles getreulich der Natur abgelauſcht hat und daß er durch enge Bande mit ihr verknüpft iſt. Wie er in der Wiſſenſchaft alle Reiche der Natur umſpannte, ſo waren ihm auch alle im ſprachlichen Ausdruck dienſtbar und gaben ihm Stoff zu ſeinen herrlichen Bildern. Anders war Leſſing. Für Naturſchönheiten zeigte er ſich nicht empfänglich, ſelbſt die Frühlingspracht ließ

1) Vgl. E. Schmidt, Leſſing II, 728.

ihn kalt. Die für den Dichter erforderliche Sinnlichkeit der Sprache wurde ihm nicht durch das Auge, ſondern durch den Verſtand zu teil. So konnte er ſelbſt am Schluſſe ſeiner Hamburgiſchen Dramaturgie das Geſtändnis ablegen, er verſpüre die lebendige Quelle nicht in ſich, die durch eigene Kraft in reichen, friſchen, reinen Strahlen aufſchieße, er müſſe vielmehr alles durch Druckwerke und Röhren aus ſich herauspreſſen. Auch er liebte die Bilder und die Gleichniſſe ſehr und erklärte: 'Gleichniſſe dürft ihr mir nicht verwehren, ich wüßte mich ſonſt nicht zu erklären'. Aber ſie drängten ſich nicht von ſelbſt ſeinem Geiſte auf, er mußte ſie vielmehr erſt ſuchen, künſtlich erzeugen. Überdies verwendete er ſie nicht zu allen Zeiten in gleichem Maße, ſondern je mehr er die Überzeugung gewann, daß ſie ein Haupthebel für die Anſchaulichkeit des Ausdrucks ſeien, um ſo häufiger flocht er ſie in ſeine Rede ein; und wie er ſich alles erſt mühſam erobern mußte, ſo war bezeichnenderweiſe ein gut Teil ſeiner Gleichniſſe vom Kampfe hergenommen.[1])

65. Eine heitere Ruhe bezeichnet das Weſen des fränkiſchen Dichters; um ſchaffen und geſtalten zu können, mußte er frei und froh ſein. Schönheit und Anmut, Abrundung und Wohllaut ſind daher auch hervorragende Kennzeichen ſeines Stils, und mit Recht kann er von ſich rühmen, daß er 'das Talent der Meiſterſchaft nahe gebracht habe, deutſch zu ſchreiben'.[2]) Im Maleriſch-Muſikaliſchen iſt er allen ſeinen Zeitgenoſſen überlegen. Die Empfindung ſtrömt bei ihm in langen Wellen aus. Darum ſagt ihm die breit dahinfließende epiſche Dichtung ſo ſehr zu; auch in der Lyrik iſt er Meiſter, beſonders in dem leichtbeſchwingten Liebesliede; ſelbſt ſeine Dramen ſind lyriſch angehaucht.[3]) Leſſing dagegen iſt eine trotzige, ſtreitbare Natur.

1) Über Leſſings Sprache ſind zu vergleichen: Erich Schmidt, Leſſing. Berlin 1892. II, S. 683—735; O. Immiſch, Jahrbücher für Philologie 1887. S. 331 ff. 393 ff; A. Lehmann, Forſchungen über Leſſings Sprache. Braunſchweig 1875; Coſack, Bild und Gleichnis in ihrer Bedeutung für Leſſings Stil. Programm, Danzig 1869.

2) Vgl. Epigramme 1790, Nr. 29.

3) Vgl. zu Goethes Sprache: H. Henkel, Das Goethiſche Gleichnis. Halle 1886; Lehmann, Über Goethes Sprache und ihren Geiſt. 1849;

Sein Wahlſpruch lautet (1780): 'Dies in lite'; er hätte auch mit Luther von ſich ſagen können: 'Ich habe kein beſſer Werk denn den Zorn und Eifer. Denn wenn ich wohl dichten, ſchreiben, beten und predigen will, ſo muß ich zornig ſein; da erfriſcht ſich mein Geblüt, mein Verſtand wird geſchärft und alle unluſtigen Gedanken und Anfechtungen weichen.'[1]) Der empfindſame Werther ſtößt ihn ab. Nach norddeutſcher Art ſcheut er ſich, die Innigkeit und Gemütstiefe hervorzukehren, echt norddeutſch iſt es auch, daß er ſeinen Gedanken im mündlichen und ſchriftlichen Ausdruck die knappſte Form giebt: er iſt ſparſam mit Beiwörtern, ſelten verwendet er mehrere neben einander, die Superlative wägt er vorſichtig ab, von Wortpaarungen wie 'mit Luſt und Liebe' macht er nur wenig Gebrauch. Nach ſeiner eignen Angabe iſt für ihn ſchon die möglichſte Kürze Wohlklang[2]) und darum hat er nie darnach geſtrebt, dem Tonfalle zuliebe einen Gedanken umzumodeln und in andre Form zu gießen. Doch neben der Kürze und Gedrungenheit ſind auch Klarheit und Schärfe Hauptmerkmale ſeines Stils. Die größte Deutlichkeit iſt für ihn immer die größte Schönheit. Das Sinngedicht mit ſeinen Spitzen und Gegenſätzen bietet ſeiner Muſe den liebſten Tummelplatz, das Bühnenſtück bildet ſeine hervorragendſte Leiſtung. Selbſt ſeine ungebundene Rede iſt dramatiſch belebt. Die Kunſt epiſcher Erzählung, die Goethe ſo meiſterhaft handhabt, hat ihm die Natur verſagt. Er erzählt und ſchildert nicht, ſondern er entwickelt mit uns, macht uns zu Teilnehmern ſeiner Unterſuchungen, zu Mitſtreitern im Kampfe. Die Form der Unterredung ſagt ihm am meiſten zu. Und während bei Goethe der

E. Albrecht, Zum Sprachgebrauch Goethes, Programm, Crimmitſchau 1877; V. Hehn ſchrieb 'Gedanken über Goethe', Berlin 1887 und Beiträge zur Erkenntnis des Typiſchen in Goethes Stil, Grenzboten 1883 Nr. 40—45, 1884 Nr. 7 und 8. Andre Schriften über Goethes Sprache ſind bei § 94 und § 96 angeführt.

1) Vgl. Aurifaber, Tiſchreden Luthers. Eisleben 1566. Bl. 203 a.

2) In dieſer wie in mancher andern Hinſicht gleicht Leſſings Stil dem Stile Moltkes, den Felix Dahn in der Zeitſchrift Nord und Süd, Jahrg. 1891 (Moltke als Erzieher) beſ. S. 191 ff. behandelt hat.

Schauſpielvers in gleichmäßigem Fluſſe mit reichem Wohlklang und ruhiger Schönheit dahingleitet, zeigt ſich die Bühnenſprache Leſſings aufgeregter und leidenſchaftlicher. Die Redewellen verlaufen ſich nicht am Schluſſe des Verſes, ſondern ſpringen noch in den nächſten hinüber, dazwiſchen kommen kurze Stoßwellen, die den Bau der einzelnen Verſe zerreißen.

66. Beide haben manches vom Auslande gelernt, Goethe von Griechen und Engländern, Leſſing dagegen von Römern und Franzoſen. Jener verſenkte ſich liebevoll in die Eigenart derer, die er ſich zum Muſter genommen hatte, dieſer warf ſich mit grübelndem Verſtande zu ihrem Kunſtrichter auf. Beide wurzelten mit allen Faſern im Boden ihrer Heimat. Aber wenn der Frankfurter mit vollen Zügen den belebenden Hauch der Mundart einſog und wie Antäus durch die Berührung der heimiſchen Scholle ſtark wurde, ſuchte der Kamenzer eifrig auszumerzen, was ſich etwa an mundartlichen Bildungen in ſeine Schriftſprache eingeſchlichen hatte. Beide verwerteten die Erfahrungen, die ſie auf ihrem Lebenswege geſammelt hatten; aber während Leſſing ſich ſelbſt, ſein Denken, Fühlen und Wollen und ſeine Erlebniſſe ſeltener zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung machte, griff Goethe überall in ſeinen eignen Buſen und bot ſo in ſeinen Dichtungen 'Bruchſtücke einer großen Konfeſſion'.

Darnach paßt weit beſſer auf Goethe als auf Leſſing, was Ebert ſingt:

'Der allgewalt'ge Zauberſtab,
Den Phöbus in dem Stil ihm gab,
Kann, was er will, zu Gold berühren
Und Dorngeſträuch mit Roſen zieren.'

Denn 'dieſem Lieblinge der Muſen war es verliehen, auf allen Saiten der Empfindung zu ſpielen, die zierlichen Grazien zu haſchen und den derbſten Holzſchnitt wiederzugeben, Götz und Werther, Fauſt und Prometheus den Mund zu löſen und in Liedern und Hymnen jede Falte im Labyrinth der Bruſt ahndevoll zu berühren.'[1])

1) Vgl. E. Schmidt, Leſſing II, S. 709.

Die Mundarten sind stets mehr Quellbäche
als Nebenkanäle der Litteratursprache gewesen.
M. Müller, Vorlesungen.

3. Mundart und Schriftsprache.[1])

67. Mundart und Schriftsprache sind nach ihrer Abstammung einander nahe verwandt, aber in ihrem Wesen grundverschieden. Jene zieht wie eine rotwangige Dorfschöne in schmuckem, einfachem Gewande harmlos und ungezwungen ihre Straße, diese gleicht der aufgeputzten Städterin, die das blasse Antlitz sorgfältig durch künstliche Mittel zu färben sucht, doch im Vollgefühl ihrer Würde anmaßend und selbstbewußt dahinschreitet; jene liebt die Freiheit, diese fügt sich dem Zwange, jene predigt Offenheit und Geradheit, diese ergeht sich oft in leeren, hohlen Redensarten. Wenn gleichwohl noch heutiges Tags die gebildeten Stände häufig mit Geringschätzung auf die Sprache des Bauern

1) Vgl. Paul, Grundriß der german. Philologie I, Abschnitt 5, Anhang: Deutsche und niederländische Mundarten, von F. Kauffmann; Osthoff, Schriftsprache und Volksmundart, Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge, Heft 411; Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Kiel 1858; Derselbe, Über Mundarten und mundartige Dichtung. Berlin 1873; F. Jostes, Schriftsprache und Volksdialekte, Jahrbuch des Vereins für niederd. Sprachforschung. Bd. XI, S. 85 ff. (1885); R. Reichel, Mundart und Schriftsprache. Graz 1892; O. Glöde, Die Stellung des niederd. Dialekts zur hochd. Schriftsprache in der Festschrift zu Hildebrands 70. Geburtstage; H. Wunderlich, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung. Weimar 1894; Hertel, Über den Wert mundartlicher Untersuchungen. Greizer Programm 1892; Behaghel, Die deutsche Sprache S. 30—34: Schriftsprache und Mundarten; Fr. Kaufmann, Geschichte der schwäbischen Mundart. Straßburg 1890; Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? Leipzig 1889; Th. Mundt, Die Kunst der deutschen Prosa. Berlin 1837.

herabblicken, so ist das eine schlechte Hinterlassenschaft der Zeit des Humanismus, die wir leider wie so manche andere Vorurteile noch nicht wieder los geworden sind. Wer aber mit unbefangenem Blicke und ohne Voreingenommenheit die Redeweise beider vergleichend neben einander stellt, wird bald zur Überzeugung kommen, daß die so scheel angesehene Mundart weit mehr Ahnen aufzuweisen hat, als die sich vornehm dünkende Schriftsprache. In ihren Adern fließt reines, seit Jahrtausenden unvermischtes Blut, ihr Stammbaum reicht um viele Jahrhunderte weiter zurück in die Vergangenheit. Und mit dem Adel der Geburt hat sie sich auch die Freiheit der Bewegung gewahrt.

68. Zunächst in der Art, wie sie die Lautgesetze handhabt. Völlig ungestört und ohne fremde Eingriffe geht in der Mundart das Räderwerk seinen Gang. Unbewußt spricht ein Geschlecht dem andern die Worte nach. Dabei ist es leicht möglich, daß Laute ungenau aufgefaßt werden; wenn sich aber solche Abweichungen, so gering sie an sich auch sein mögen, Jahrzehnte lang immer nach derselben Richtung bewegen, so treten sie schließlich augenfällig zu Tage. Anders verhält es sich mit der Schriftsprache. In ihr wird der Lautwandel durch den regelnden Einfluß des Schrifttums bedeutend erschwert; denn das lesende Auge kommt dem sprechenden Munde zu Hilfe.

Auch im einheitlichen Ausbau der Lautgesetze ist die Mundart entschieden überlegen. Sie wird von einem Geist getragen, von einem Odem durchweht; darum führt sie auch alle etwa eintretenden Veränderungen im Lautkörper gleichmäßig durch. Im Donaugebiete hat man das schließende e (Freud, Straß) fast durchweg beseitigt,[1]) im Pleißen- und Muldengau es ziel-

1) Bezeichnend ist dafür eine Stelle in Grimmelshausens Schrift über Pralerey und Gepräng mit dem teutschen Michel (1673) Kap. 12: 'Der fleißige teutsche Scribent Zeilerus meldet ..., daß in der teutschen Sprach mehr dann 2170 teutsche Wörter von einer Sylben sollen gefunden werden; aber was wolt diese Zahl seyn, wann man erwegt, daß der teutschen Sprach aigen Art ist, beynahe alle ihre Grund- oder Stammwörter nur mit einer Sylbe darzugeben?' Zu diesen Grundwörtern rechnet er Linß, Erbß, Bohn, Saam, Blum, Ros, Gart, Rub, Bueb, Waitz, Katz, Henn u. a.

bewußt festgehalten (Gesichte, Stücke, Öle), die Schriftsprache dagegen verfährt durchweg ungleichmäßig; sie sagt Freude, aber Freud und Leid; Gebirge, aber Bett; Knabe, aber Fürst. Wie sie schon bei ihrem Entstehen aus verschiedenen Quellen zusammengefloſſen ist, so ergänzt und erweitert sie ihren Wortschatz aus allen möglichen Mundarten, ohne daß sie es für nötig erachtete, alle neuen Eindringlinge den gleichen Lautgesetzen zu unterwerfen. Durch den Handel und Verkehr und durch den Einfluß hervorragender Dichter und Denker unseres Vaterlandes haben sich ober-, mittel- und niederdeutsche Wörter in das Bett der nhd. Schriftsprache ergossen, und so kann man denn auch die eigentümlichen Lauterscheinungen aller Mundarten darin vertreten finden: die Ausdrücke anberaumen (au = â) und versöhnen (ö = üe) zeigen altschwäbische, Kaiser[1]) altbairische Vokalfärbung, löschen und schwören[2]) vermutlich alemannische, erlaucht und traun[3]) mittelbeutsche; endlich die Lautverbindungen cht = ft in Schacht = Schaft, Nichte = Niftel, berüchtigt = verrufen, sacht = sanft, wr in Wrack und wringen und meist auch dd, gg, bb sind niederdeutschen Ursprungs. Nur wenige kennen den Sachverhalt, von den meisten wird die Sprachmischung kaum noch gefühlt, jedenfalls aber wird sie als etwas geschichtlich Gewordenes, als berechtigt anerkannt.

69. Doch die größere Ungebundenheit und Triebkraft der Mundart zeigt sich außer beim Lautwandel auch in der Wortbiegung. In der sich frei entwickelnden Sprache wirkt das Gesetz der Angleichung viel stärker und zieht viel weitere Kreise als in der beständig durch schriftlichen Gedankenaustausch und das Vorbild gedruckter Werke geregelten Schriftsprache. Gleich

1) Aus mhd. berâmen, versüenen, keiser. Vgl. die 2. Strophe des Kirchenliedes 'O du fröhliche u. s. f.': Christ ist erschienen, uns zu versühnen.

2) mhd. lëschen, swern. Vgl. K. v. Bahder a. a. O. 170.

3) mhd. erliuht, erleuchtet und (en)triuwen, in Treuen. Ortsnamen wie Naumburg, Nauheim, Naundorf sind ausschließlich mitteldeutsch, ebenso stammen aus Mitteldeutschland Personennamen wie Naumann = Neumann, Naubert = Neubert.

dem gebirgsgeborenen Wildbache ergießt sie sich hier und da schäumend über die einengenden Ufer und Dämme. Unwillkürlich paßt der Volksmund ein Wort in seiner Biegung dem andern an, sofern es ein gleiches oder ähnliches Aussehen hat. Was ein Mensch unabsichtlich abweichend vom bisherigen Gebrauche gestaltet, ahmt ein andrer unwillkürlich nach, und so verbreitet sich nach und nach eine derartige neue Form über einen ganzen Volksstamm, ohne daß man anzugeben vermöchte, von wannen sie kam und wer sie geschaffen. Nach dem Vorbilde von geweint bildet der Heidelberger g(e)schaint, nach gereb(e)t g(e)bitt = gebeten[1]; Gebilde wie ich scheute und ich welkte waren dem Obersachsen die Muster für ich schreite (= schrie) und ich melkte (= ich molk). Doch kann man kaum behaupten, daß dem sprachschaffenden Volksgeiste die schwache Form des Zeitworts bequemer gewesen wäre als die starke. Denn ebensogut sind die umgekehrten Übergänge belegt: jug (= jagte), kief (= kaufte), gewunken (= gewinkt), eingestochen (= eingesteckt) u. a.[2]) Aber auch sonst sind im Bereiche der starken Biegung die bestehenden Verschiedenheiten vielfach durch Angleichung beseitigt worden. In Süddeutschland ist der Umlaut bei vielen starken Hauptwörtern verwandt worden, um die Mehrheit (Täg = Tage) zu bilden, in Mittel- und Niederdeutschland bildet man ich blus, brut, ful, fung, schluf nach trug, fuhr u. a. Über ganz Deutschland verbreitet ist die Neigung, die Mehrheit sächlicher Wörter auf -er ausgehen zu lassen (Dinger). Solchen Neuerungen gegenüber verhält sich die Schriftsprache im allgemeinen zurückhaltend, und es bedarf besonders starker Anregungen, um ihnen Eingang zu verschaffen.

70. Daß das Volk sich die Rede möglichst einfach und übersichtlich gestaltet, können wir auch an der Wortbildung und Satzlehre beobachten; vor allem aber ist sein Streben auf

1) Vgl. Osthoff, Schriftsprache und Mundart S. 22.

2) Vgl. A. Heintze, Gut Deutsch. Berlin 1894. S. 38 und Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. Leipzig 1891. S. 70. Im Anschluß an die obersächsische Mundart gestattete sich Lessing Formen wie biegte, rufte, rung und schwung. E. Schmidt, Lessing II, 706.

Deutlichkeit gerichtet. Den ſtärkern und eindringlichern Wortformen auf -eln, -ern, -ſen (Intenſivbildungen) giebt es den Vorzug vor den ſchwächern, dieſer Endung ermangelnden: hippeln und hopſen vor hüpfen, knippeln vor knüpfen, rankern vor ſich renken, glitſchen und rapſchen vor gleiten und raffen. Die Verneinung wird nachdrücklich wiederholt, damit ſie recht ins Gewicht fällt. In Angelys Feſt der Handwerker wird einem Geſellen auf die Frage: 'Hat keener Schwamm?' nicht geantwortet; als er dann aber der Frage die Form giebt: 'Hat denn keener keenen Schwamm nich?' findet er Gehör. Doch kann einer der Anweſenden ſeinen Unwillen darüber nicht zurückhalten, daß er nicht gleich ordentlich deutſch geredet habe. Auch die Fügewörter werden nachdrücklich verſtärkt. Für das bloße indem heißt es häufig indem daß, und desſelben Zuſatzes erfreuen ſich auch ſeitdem, jemehr, damit u. a. Selbſt dem beſitzanzeigenden Wesfalle wird nicht ſelten ein verſtärkendes Fürwort hinzugefügt[1]): des Vaters ſein Garten = des Vaters Garten. Dieſen Kunſtgriff verwendet auch Schiller in Wallenſteins Lager, um der Rede volkstümliche Färbung zu geben, wenn er den Wachtmeiſter ſagen läßt: 'Auf der Fortuna ihrem Schiff' (7, 42) und 'Sie ſehen des Teufels ſein Angeſicht weit lieber als unſere gelben Kolletter' (11, 79 f.).

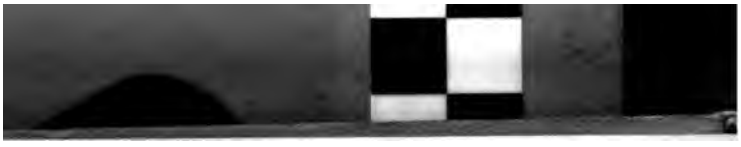
71. Nun begreifen wir auch die größere Vorliebe des Volks für *ſtabreimende Formeln* wie Stock und Stein, Stumpf und Stiel, dumm und dämiſch, fix und fertig, ſchieben und ſchergen, drunter und drüber.[2]) Sie geben dem Ausdrucke mehr Kraft und Nachdruck und vielfach, da ſie den Begriff in verſchiedener Färbung vorführen, auch größere Anſchaulichkeit und Klarheit. Dasſelbe erzielt das Volk durch eingeſtreute *Sprichwörter* und ſprichwörtliche Redensarten, vor allem aber durch *bildlichen Ausdruck*. Vergleiche und Bilder ſind ihm förmlich ans Herz gewachſen. Erſt was es ſich im Bilde vor die Augen zaubern

1) Über dieſe Eigenheit der Volksſprache vgl. Grimm, Grammatik IV, 351 und Vernaleken, Deutſche Syntax. Wien 1861 I, 231.

2) Vgl. Th. Heinze, Die Allitteration im Munde des deutſchen Volks. Anclamer Programm 1882.

kann, verſteht es vollkommen. Es will eben nicht bloß verſtändnismäßig auffaſſen, weil es mehr mit der Einbildungskraft und dem Herzen thätig iſt als mit dem Kopfe; mit dem kalten, nüchternen, ſtreng folgernden Verſtande kann es ſich nicht befreunden. Ein Menſch kann ihm baumlang, ein Gebirge himmelhoch erſcheinen. Indem ſo das Auge und die Phantaſie der Denkthätigkeit zu Hilfe kommen, wird der Ausdruck ſinnlicher und faßlicher. Knochenhart, windelweich, armſtark, ſtockfinſter, hundsgemein, fuchswild, praſſeldürr, grasgrün, knüppeldick, mordsſchlecht ſind beliebter als ſehr hart, weich u. ſ. w.[1]), ſich ſchneiden, verſchwitzen üblicher als ſich täuſchen, vergeſſen. So heißt es auch von einem Kinde, das laut ſchreit, es brülle wie ein Löwe, von einem Schlafenden, er ſchnarche wie ein Bär, von einem Eilenden, er laufe wie ein Schneider, von einer Scheibe, ſie ſei ſo groß wie ein Scheunenthor. Darum ſind die Schimpfwörter Hund, Schaf, Schwein, Ochſe ſo gebräuchlich; denn dieſe bekannten Haustiere haben ſtark ausgeprägte Eigenſchaften, die jedem auf den erſten Blick auffallen müſſen, und für den bildlichen Ausdruck greift das Volk gern zu den nächſtliegenden Beiſpielen. So nennt auch der Handwerker das Geld gern nach dem Hauptbindemittel, das er verwendet: der Schneider Zwirn oder Knöpfchen, der Bürſtenbinder Draht, der Tiſchler Leim; ſo bezeichnet der gemeine Mann die Ohren als Löffel, die menſchliche Körperhaut als Fell oder Pelz, das Gewehr als Kuhbein, Anſchauungen, wie ſie auch beim Übergang der römiſchen Volksſprache in die romaniſchen Sprachen hervortreten: denn frz. tête iſt = testa, Scherbe, épée, Säbel = spatha, Rührlöffel u. a. Von dieſer reichen Einbildungskraft des Volks legen auch die Ausdrücke

1) Für die Steigerung mit dem abgegriffenen Wörtchen 'ſehr' gebraucht es gern die Verſtärkung durch furchtbar, ſchrecklich, hölliſch, entſetzlich, und ſchon zu Schottels Zeiten ſagte man ſchrecklich fromm, grauſam froh. Vgl. auch Kubin, Die Hyperbel und die Schule, Lyons Zeitſchrift VII, S. 257 ff., L. Tobler, Verſtärkende Zuſammenſetzungen in Frommanns Zeitſchrift für deutſche Mundarten V, 1 ff., 180 ff., 302 ff. und meine Schrift über die Altenburger Mundart. Eiſenberg 1889. S. 44 ff.



Zeugnis ab, die es sich für eine große Menge von Tieren und Pflanzen geschaffen hat. Hier finden wir neben dem Nilpferd das Heupferd, neben dem Meerschweinchen den Seelöwen, neben der Butterblume die Käseblume, Gänseblume und viele andre, die meist schöner, sicherlich aber leichter verständlich sind als die lateinischen der wissenschaftlichen Pflanzenkunde. Überhaupt sind Fremdwörter dem Munde des Volkes meist so wenig bequem und seinem Verstande so wenig durchsichtig daß es sie, wenn sie in seine Rede eindringen, häufig umdeutet.[1])

72. Hatten wir es bisher mit der in der Volkssprache stark hervortretenden Thätigkeit der Einbildungskraft zu thun, so gilt es nun, von der darin erkennbaren regen Beteiligung des Gemüts zu sprechen. Hierher gehört zunächst die Freude an Verkleinerungssilben. So oft als möglich hängt man den Wörtern ein -chen oder -lein an und giebt damit klar zu erkennen, welchen persönlichen Anteil man an der Sache nimmt; ja man hat stehende Wendungen zur Verfügung, in denen das Hauptwort gar nicht anders als in der Verkleinerungsform gebraucht wird: sein Mütchen kühlen, sein Schäfchen scheren, ins Fettnäpfchen treten, ein Schnippchen schlagen, kein Unthätchen, beim Schlafittchen kriegen (= beim Schlagfittich fassen). Nirgends spielt der 'ethische Dativ' und das besitzanzeigende Fürwort mein eine so große Rolle. Den schönsten Ausdruck aber findet das Volksgemüt im Bau der Sätze. Die Rede bewegt sich nicht in langen, kunstvoll gedrechselten Gefügen, sondern in schlichten und einfachen Sätzen von mäßigem

1) Eine reiche Auswahl von Volksausdrücken bieten die Schriften von Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? Leipzig 1889; Söhns, Die Parias unserer Sprache. Leipzig 1888; Genthe, Deutsches Slang. Straßburg 1892. Beispiele von deutschen Wörtern der Mundart für fremde Bezeichnungen der Schriftsprache enthält die Schrift von Franke, Über Reinheit und Reichtum der deutschen Sprache, gefördert durch die Mundarten. Leipzig 1890; viele Umdeutungen fremder Wörter die Schrift von G. Andresen über deutsche Volksetymologie, 5. Aufl. Leipzig 1889 und das Programm von K. Schmidt, Die sprachliche Thätigkeit des niedern Volks. Minden 1873, S. 18 ff. Vgl. auch W. Wackernagel, Die Umdeutschung fremder Wörter. Leipzig 1861.

Umfange. Kühne Verschlingungen und Einschachtelungen sind ihr fremd. Das Volk läßt sich gern gehen und liebt nicht logisch scharf die Gedanken weiter zu spinnen; auch verschmäht es, die Sätze stets eng mit einander zu verknüpfen und durch Bindewörter regelmäßig zu verketten. Locker wie die Satzverbindung ist auch die Wortstellung (z. B. bairisch: das wenn ich hätt' = wenn ich das hätte), die mehr Freiheiten hat als die Schriftsprache gestattet, ganz den Neigungen des Volkes entsprechend, das die Zwangsjacke auch in der Sprache verabscheut.

Eine andere Richtung des Volksgemüts wird durch das Bestreben gekennzeichnet, Wörter, die anstößig erscheinen, zu verhüllen oder zu umschreiben. Nicht auf sittlichem Gebiete; denn hier hat das Volk ein weites Herz und läßt tagtäglich Bezeichnungen des Geschlechtslebens über die Lippen gleiten, die der Gebildete meidet, weil sie in der bessern Gesellschaft verfemt sind. Auch sonst kennt es die Zimperlichkeit der höhern Stände nicht und hat für gewisse Körperteile und natürliche Verrichtungen eine große Zahl derb erscheinender Ausdrücke. Aber auf dem Gebiete des Glaubens ist das Volk ängstlicher. Es scheut sich, die Namen Gottes und Christi bei Ausrufen und Verwünschungen immer im Munde zu führen, und sucht sie daher zu verstümmeln oder zu verdrehen. Aus Jesus wird Jesses, Jerum, Jemine, aus Gottes Blitz Potz Blitz. Vollends den Teufel verhüllt es zur Unkenntlichkeit in Pfui Deiker oder Deichsel, es nennt ihn den leibhaftigen Gottseibeiuns und ruft somit des allmächtigen Gottes Hilfe zum Schutze gegen seine bösen Einwirkungen an. Ferner wird aus Aberglauben in der Rede das Wort sterben gemieden und durch allerhand andre Wörter und Wendungen ersetzt; denn wenn man es unverhüllt ausspricht, fürchtet man, der Macht des finstern Verhängnisses anheimzufallen.

Das sind in großen Umrissen die Züge der volkstümlichen Rede. Mit solchen Mitteln haben sicherlich volksbeliebte Prediger wie der Franziskaner David von Augsburg und sein Schüler Berthold von Regensburg (1220—1272) zum Teil ihre gewaltigen Wirkungen erzielt; nach solchen Mitteln hat sich auch Luther

umgeſehen, als er in ſeiner Bibelüberſetzung Alldeutſchland das Wort Gottes nahe bringen wollte. Und wie Luther, ſo muß auch künftighin jeder, der ſich an die Geſamtheit des Volkes wendet, mit der Mundart Fühlung behalten; vor allem aber ſind die Dichter darauf angewieſen, immer und immer wieder durch einen kräftigen Trunk aus dem friſchen Quell der Volksrede ihre Sprache zu beleben. Denn ihre Ausdrucksweiſe iſt der des Volkes viel ähnlicher und viel näher verwandt als die der Gelehrten.

73. Auch die Dichterſprache will auf das Herz wirken und die Einbildungskraft anregen. Sobald ſich der Verſtand ins Mittel ſchlägt, geht ihr der poetiſche Hauch verloren. Schon von den älteſten Zeiten her ſind daher Volksſprache und Dichtung eng verquickt. Noch ehe die Schrift erfunden und die Schriftſprache ausgebildet wurde, ſind Heldengeſänge und Volkslieder entſtanden. Das höher geſtimmte, freudig erregte Gemüt läßt unwillkürlich der Rede freien Lauf, und die Wörter fügen ſich in der Jugendzeit der Völker ſo leicht zum Verſe, weil die Sprache noch jugendlich friſch und anſchaulich, alſo poetiſch iſt. Und finden wir nicht die Abneigung gegen verſtandesmäßig genaue Unterſcheidungen (blaugrau, grüngelb u. a.), die Vorliebe für abgerundete Zahlen (das habe ich dir ſchon hundertmal, tauſendmal geſagt), den Stabreim und die ſtehenden Wendungen, aber auch den Bilderſchmuck und alle die auf Gemüt und Phantaſie der Hörer berechneten Züge auch in der Sprache des wahren, gottbegnadeten Dichters wieder? Er erzählt uns, wie der Sturm das Meer peitſcht oder die Woge ſich aufbäumt, er ſpricht von Löwen der Schlacht und Schiffen der Wüſte. Röslein und Blümlein iſt ſeiner Ausdrucksweiſe ebenſo angemeſſen wie dem Munde des Volks. Beide lieben nicht weitſchichtige Satzgefüge und meiden es, die Haupt- und Eigenſchaftswörter durch viele Beſtimmungen auseinanderzureißen. Die Natürlichkeit und Urſprünglichkeit der älteſten Zeit bewahren ſie im Gebrauche der Zeitformen; ſie kennen ihrer faſt nur zwei: für die Zukunft ſetzen ſie die Gegenwart mit ein und für die Vergangenheit reicht meiſt das Imperfekt aus. Die leidende Zeitform wird mit Vorliebe durch die thätige erſetzt.

Den ſchönen Zug volkstümlicher Rede, die Verneinung doppelt zu ſetzen, haben ſich die Dichter nicht entgehen laſſen[1]) z. B. Schiller, wenn er im Wallenſtein (Ws. Tod III, 15, 157) ſagt: 'Alles iſt Partei und nirgends kein Richter'. Vor Fremdwörtern aber hat ſich die wirklich aus dem Herzen quellende Dichtung allezeit gehütet. Sagt doch das Sprachgefühl jedem, daß Schaumweinkelch und Heerſchau anſchaulicher und duftiger ſind als Champagnerglas und Armeerevue! So hat denn, wie ſchon Erich Schmidt hervorhebt, Schiller zwar in ſeinen Briefen das zeitgenöſſiſche Übermaß franzöſiſcher Ausdrücke wuchern laſſen, aber ſeine Dichtung rein davon erhalten, und ebenſo 'ſteht bei Leſſing die Poeſie ſtrenger auf der Wacht gegen Fremdwörter als die Abhandlung'.[2]) Dasſelbe Urteil über das Fremdwort in der Dichtung hören wir ſogar aus dem Munde eines Freundes

---

1) Belege in Lyons Zeitſchrift III, 149 ff. VII, 807 ff. und bei Brandes, Programm, Lemgo 1859. Für die Dichterſprache überhaupt ſind zu vergleichen: Klopſtock, Von der Sprache der Poeſie. Nord. Aufſ. 1759; J. A. Wagler, Beobachtungen über die deutſche Dichterſprache, 1850; Karl Bruchmann, Über die Dichterſprache, Preußiſche Jahrbücher April 1888; Rob. Müller, Zum dichteriſchen Ausdruck, Reichenberger Programm 1892; Viſcher, Äſthetik IV. § 850 ff.: Der ſprachliche Ausdruck der Dichtung.

2) Vgl. E. Schmidt, Leſſing II, S. 701. Nach O. Dehnicke, Goethe und die Fremdwörter, Jahresbericht des Gymnaſiums zu Lüneburg 1892, enthält bei Goethe die Lehr- und Gedankendichtung mehr Fremdwörter als die übrigen Gedichte, der Fauſt mehr (266) als die andern Bühnenſtücke (Götz 66, Clavigo 48, Egmont 45, Stella 25, Taſſo und Natürliche Tochter 15 u. ſ. f.), der Roman und die Abhandlung am meiſten: Wahlverwandtſchaften 156, Werther 112, Wilh. Meiſters Lehrjahre 480, Dichtung und Wahrheit 847. Schiller hat nicht ſelten bei der Überarbeitung ſeiner Gedichte ein Fremdwort durch ein deutſches erſetzt, z. B. in den 'Idealen' (Strophe 4), wo er für 'ſympathetiſche Triebe' ſpäter 'meine Flammentriebe' ſchrieb. (Doch ſiehe die Bem. zu § 91.) Auch Klopſtock beſeitigte Fremdwörter, z. B. Äther und ätheriſch, die er wiederholt in der 1. Ausgabe des Meſſias verwendet hatte, ſpäter wieder als undeutſch, ſo I, 188, 205, 476. Zu vergleichen iſt ferner O. Schanzenbach, Franzöſiſche Einflüſſe bei Schiller, Stuttgarter Programm 1885 und H. Dunger, Der junge Leſſing und die Fremdwörter, Zeitſchrift des allgem. deutſchen Sprachvereins VIII, 54.

Lohensteinscher Schreibweise, H. A. von Zieglers (1653—1697), der den Satz ausspricht, daß er sich weniger bedenke, je zuweilen ein lateinisch Wörtlein, wenn es den Gedanken deutlich darstelle, in seine Prosa einzumischen, als in die Poesie [1])

Volk und Dichter haben ferner weit mehr altertümliche Formen gerettet als die Gelehrten- und Kanzleisprache. Poetisch sind Herze, süße, balde, kanzleimäßig sintemal = seit dem Male und Ihro. Endlich ist die größere Freiheit der Wortstellung, der Wortbiegung (ein gräßlich Wunder, ein eisern Gitterthor) und der Satzfügung beiden gemein. Was sie dagegen hauptsächlich von einander unterscheidet, ist einmal die verschiedene Lautgebung und sodann die Wahl der Wörter. Die Dichter weisen viele Ausdrücke vornehm zurück, die dem Volk und den Gelehrten ganz geläufig sind, haben aber wieder eine gewisse Vorliebe für andre; Gesichtskreis, Seelenruhe, Ergebnis klingen ihnen zu nüchtern, Fittich halten sie für erhabener als Flügel, Ohm als Oheim, gülden als golden, hub als hob, Fei als Fee; den einfachen Wörtern mehren, zeugen, zwingen geben sie häufig den Vorzug vor den Zusammensetzungen vermehren, erzeugen, bezwingen. Der Gefühlswert von Leu, Maid, wandeln, schauen erscheint ihnen höher als der von Löwe, Mädchen, gehen, sehen. Auch suchen sie gemäß der Lehre Quintilians, daß vetera verba majestas quaedam religiosa commendat (1, 6, 1) gern wieder ältere Wörter hervor und erwecken sie künstlich zu neuem Leben, während die Volkssprache auf dieses Mittel, den Wortschatz zu bereichern, verzichtet.

74. So bilden die Sprache des Volks und der Dichtung einen scharfen Gegensatz gegen die der Kanzlei und der Gelehrten. Gesäugt an fremder Brust, aufgewachsen unter dem Einfluß des römischen Rechts und des Lateins, hat diese von Anfang an eine andre Art und einen andern Lebensgang gehabt. Von Haus aus mehr für das Auge als für das Ohr bestimmt, ist sie steifleinen und ungelenk wie die Aktenmenschen, die sich ihrer bedienen. Die verstandesmäßige Durchbildung tritt namentlich

1) Vgl. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationallitteratur I, 188.

im Satzgefüge hervor, das meist unterordnend gestaltet wird. Wie im Latein die Bindewörter tum .. tum, nunc .. nunc, neque .. et u. a. erst seit der Mitte des 1. Jahrhunderts vor Christus unter dem Einflusse der immer mächtiger werdenden Redekunst ausgebildet wurden, so sind auch im Deutschen sowohl .. als auch, nicht nur .. sondern auch, einerseits .. andererseits, bald .. bald in der Werkstatt der Gelehrten entstanden und noch jetzt dem Volksmunde fremd; selbst für weder .. noch hört man breite Volksschichten gewöhnlich 'nicht .. und nicht' sagen. 'Einem wahren Stelzengange gleicht der über die Maßen verschränkte und verschnörkelte Periodenbau, wie er von dem Schreibpulte der Philosophen und Gelehrten unserer ganzen Schrift- und Gebildetensprache aufgeprägt ist.'[1]) 'Wir begründen, vermitteln, beschränken in unserer geschriebenen Rede, auch wo kein Grund dazu vorhanden ist; insofern, obgleich, zumal da, es sei denn, unter der Bedingung daß, solche und hundert ähnliche Konjunktionen werden fast durchschnittlich unnötigerweise geschrieben und machen Gedanken und Rede schwerfällig.'[2]) Die langstieligen Verhältniswörter, die mit dem 2. Falle verbunden werden, wie ungeachtet, unbeschadet, vermöge, außerhalb, oberhalb u. a. sind vorwiegend Eigentum der Gebildeten. Abgezogene Begriffe auf -heit, -ung, -nis, -sal sind in ihrer Rede stärker vertreten, sinnliche, anschauliche Ausdrücke um so seltener. Die Bilder sind abgegriffener und mehr verblaßt als in der Mundart. Klaus Groth sagt einmal[3]), der hochdeutsche Satz: „Die Schüler hingen ihm am Munde" wäre im Plattdeutschen undenkbar. De Schöler hung(e)n em ann Mund könnte der Niederdeutsche nicht sagen, ohne sie hängen zu sehen etwa wie Blutegel. Auch die Fremdwörter sind in der Sprache der Gelehrten recht eigentlich zu Hause, und selbst gute deutsche Ausdrücke haben sich gefallen lassen müssen, in den Schraubstock gelehrter Pedanterie eingesetzt zu werden, und sind so ihrer deutschen Art verlustig gegangen. Aus Büttel, der Verkleinerungs-

1) Osthoff, Schriftsprache und Mundart S. 29.
2) Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch S. 10.
3) Klaus Groth a. a. O. S. 15.

form von Bote, haben die Hochschulen unter Anlehnung an pes, pedis einen Pedell gemacht.[1]) Mißgestalten wie Luftikus, Schwachmatikus, Kneipier, Wichsier haben die Studenten auf dem Gewissen[2]); und wenn man nicht Tillede, Sömmerde sagt wie Ilsede und Scherfede, sondern Tilleda, Sömmerda, nicht Eiter und Elgersbrunn, sondern Eythra (bei Leipzig) und Eliasbrunn (bei Lobenstein), so trägt offenbar die Absicht der Gebildeten, den Namen einen vornehmern Anstrich zu geben, die Schuld daran. Dasselbe gilt von Ausdrücken wie Badenser, Weimaraner, Anhaltiner für die im Volksmunde noch üblichen, gut deutschen Wörter Badener, Weimarsche, Anhalt(i)sche.

Schröder weist in einem besondern Abschnitte seiner Schrift über den papiernen Stil nach, daß das Wort 'derselbe' im Sinne von er (sie, es) bei wahren Dichtern und volkstümlichen Schriftstellern selten ist, um so stärker aber überhand nimmt, je verstandesmäßiger das Schrifttum geartet ist. Schiller hat es in seinen Versen gemieden, auch 'der Derbheit und Überkraft des jungen Goethe mußte das krankende Wort fern liegen'. Die großen Prediger des 13.—15. Jahrhunderts wie Seuse und Geiler von Kaisersberg lieben es nicht, auch der sprachgewaltige Luther und die Brüder Grimm meiden es nach Möglichkeit. Ähnlich liegen die Dinge bei den Fürwörtern der und welcher; jenes ist dem Gelehrten zuwider, er hat es schon längst durch dieses ersetzt. In den Verbindungen 'Inn und Isar, welche Flüsse aus den Alpen kommen' und 'Inn und Isar, welch letztere an München vorüberfließt' kann nur welcher, nicht der stehen; ihnen sieht man aber auch den gelehrten Ursprung auf der Stelle an. Bezeichnend ist, daß der schwülstige Lohenstein

1) 'Bedelli universitatum werden seit 1350 bezeugt; als Gerichtsdiener erscheinen bedelli schon im 13. Jahrh.; bedellus mit seiner romanischen Sippe (it. bidello, frz. bedeau, Gerichtsbote) entstammt dem ahd. bitil, mhd. bitel: Ableitung zu ahd. bitten, einladen, citieren'. Die Studenten haben dem Worte durch die Verdrehung in Pudel wieder deutsche Betonung gegeben.

2) Vgl. Kluge, Über deutsche Studentensprache, Beilage zur allgemeinen Zeitung 1892 Nr. 297 (20. Dezember) und Die deutsche Studentensprache. Straßburg 1894.

meist, der Satiriker Rabener fast nur 'welcher' schreibt, daß dagegen Engel, Garve, Hauff, Auerbach, Stifter und Scheffel meist 'der' gebrauchen.[1]) Luther sagt: 'Segnet, die euch fluchen'; prosaisch nüchterne Naturen werden sich nicht entgehen lassen, hier 'diejenigen, welche'[2]) einzusetzen; ebenso werden sie an den dem Volksmunde abgelauschten Wendungen Anstoß nehmen: 'Der in mir bleibet und ich in ihm, bringt viele Frucht' und 'Seht euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.' Dafür werden sie regelrechter, aber entschieden nicht schöner sagen 'und in dem ich bleibe' und 'die aber inwendig reißende Wölfe sind'. Die bequeme Art des Volks, leicht zu ergänzende Wörter zu unterdrücken, ist der Schriftsprache ein Dorn im Auge; sie weist Ausdrücke wie 'eine Flasche Mosel' und 'ich werde heute mein braunes (Kleid) anziehen' entschieden ab; ebenso ist in dieser die Fähigkeit, Verhältniswörter mit dem Artikel zusammenzuziehen, mehr beschränkt. Wir können noch sagen zum, im, beim, ins, aber die Verbindung zun Eltern = zu den Eltern oder in(n) Garten = in den Garten, wie sie in Goethes Götz (in(n) Turn = in den Turm) und in Schillers Kapuzinerpredigt (Was steht ihr da und legt die Hände in(n) Schoß?) sich findet, ist nur der volkstümlichen Rede eigen.

So sehen wir denn, daß Gelehrtensprache und Mundart zwei ganz verschiedene Wege gehen und sich etwa zu einander verhalten wie ein künstlich gezogener, hier und da verschnittener und zurecht gestutzter Baum zu einem naturgemäß und ohne äußere Eingriffe erwachsenen. Bei jener ist das Latein Taufzeuge gewesen, diese war immer mehr auf sich selbst gestellt. Jede hat ihre Vorzüge, aber wie diese immer lebenskräftiger und frischer gewesen ist, so wird sie auch jederzeit der Born bleiben müssen, in dem sich die Schriftsprache verjüngt. 'Kein großer Schriftsteller Deutschlands ohne Zusammenhang mit diesem Nährboden.'

1) Vgl. Lyons Zeitschrift für d. deutsch. Unterr. VII, 318.

2) In den Schriften des jugendlichen Herder findet sich 'derjenige' wohl nur einmal I, 258 Suph. Vgl. O. Hoffmann, Der Wortschatz des jungen Herder. Programm des Kölln. Gymn. in Berlin 1895 S. 4.

In Rom, Athen und bei den Lappen,
Da spähn wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir wie die Blinden tappen
Umher im eignen Vaterhaus.

Simrock.

4. Der Wortschatz ein Spiegel der Gesittung.[1])

75. Wie sich beim Menschen das Gefühl für die Naturschönheiten der Heimat durch jahrelange Gewohnheit leicht so weit abstumpft, daß er fast gleichgiltig durch die herrlichste Landschaft schreitet, so ist ihm auch oft die rechte Empfindung für die Wunder der Sprache geschwunden. Die Wörter dienen ihm gewöhnlich nur als Mittel, sich mit andern zu verständigen, und gleiten bei seinem Verkehr mit den Sprachgenossen so rasch über die Zunge, daß er selten Zeit hat, über ihre Art und Herkunft nachzudenken oder gar nach ihrem Lebenslauf zu fragen. Allerdings haben sie sich innerlich und äußerlich, nach Inhalt und Form vielfach stark verändert und machen daher auf den Uneingeweihten den Eindruck ver-

1) Vgl. Blumschein, Kulturgeschichtliches in der deutschen Sprache. Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins III, 108—125, IV, 145—156; A. Richter, Deutsche Redensarten sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert. Leipzig 1889; W. Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund. 5. Aufl. bearbeitet von G. Wustmann. Leipzig 1895; H. Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. 2. Aufl. Berlin 1895; R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 3. Aufl. Leipzig 1887; Derselbe, Wie die Sprache altes Leben fortführt, Lyons Zeitschrift IV. V; Derselbe, Gesammelte Vorträge und Aufsätze u. s. w. Leipzig 1890; Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon. 5 Bde. Leipzig 1863 ff.

schleierter Bilder. Wollen wir die Schönheit ihres Baues und die Tiefe ihrer Bedeutung richtig erkennen, so müssen wir die darüber gezogenen Hüllen entfernen. Der Lohn entspricht der aufgewandten Mühe; denn es eröffnet sich dem Auge ein Anblick, wie es ihn sich schöner nicht wünschen kann. Unvermerkt trägt uns die Schwinge des Gedankens in längst vergangene Zeiten, wir vernehmen Laute und Wörter, wie sie unsern Vorfahren an die Ohren klangen, und ein Kulturgemälde entrollt sich vor uns, so klar und deutlich, daß wir uns wie träumend in eine andre Welt versetzt wähnen. Wie ist das möglich? Haben nicht Wörter wie Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne seit Jahrtausenden dieselbe Bedeutung gehabt? Haben nicht unsere Urväter mit Wörtern wie Gras und Blume, Baum und Strauch, Strom und Berg die nämliche Vorstellung verbunden wie wir heutzutage? Allerdings; aber einmal sind nicht alle in den Gesichtskreis des Menschen tretenden Erscheinungen so sinnfälliger Art und in ihren Namen so wenig dem Bedeutungswandel unterworfen, und sodann liegen selbst den genannten Begriffen, so alt und ursprünglich sie auch erscheinen mögen, wieder einfache Anschauungen zu Grunde. Alle ältern Vorstellungen aber, die sich an einen Wortkörper knüpfen, sind von der größten Wichtigkeit für den, der sich die Aufgabe gestellt hat, geistige und sittliche Zustände früherer Zeit, Kenntnisse und Neigungen vormals lebender Menschen zu erforschen. Wissen wir z. B., daß der Mond von Haus aus den (Zeit-)Messer bezeichnet, so können wir daraus den Schluß ziehen, daß dieses Gestirn einst einen hohen Wert für die Zeitrechnung gehabt hat. Auf diese Weise hat man die Gesittung der indogermanischen Urzeit ergründet, auf diese Weise können wir uns auch ein ziemlich klares Bild von der Lebensführung unserer Altvordern machen.

76. Einst war Deutschland ein ungeheures Waldgebiet. Was Cäsar und Tacitus darüber berichten, wird durch die Namenkunde bestätigt. Überall in deutschen Landen, auch in Gegenden, die längst des Schmuckes herrlicher Waldungen beraubt sind, erinnern zahllose Ortsbezeichnungen auf -hain,

=hart[1]), =reut, =rode, =grün, =walde, =loh[2]), ja Namen ganzer Landſchaften wie Holſtein[3]) und Holland[4]) daran, daß es einmal anders geweſen iſt. Dazu geſellt ſich die ſtattliche Zahl der Dörfer und Städte, die nach Fichten und Tannen, Buchen und Birken, Eſchen und Erlen, Eichen und Ahorn, Linden und Weiden benannt ſind, alſo nach den Bäumen, die ſeit älteſter Zeit auf deutſchem Boden heimiſch ſind. Dagegen treffen wir von Obſtbäumen nur den Wildapfelbaum an, der in beſonders reicher Menge an Stellen geſtanden zu haben ſcheint, wo Ortſchaften mit den Namen Affolder, Affaltrach, Effelder und Apelern[5]) gegründet worden ſind; auch bezeugt Tacitus[6]), daß man zu ſeiner Zeit in Deutſchland noch keine Obſtzucht getrieben hat.

Bei der Dichte der Waldungen kann der Reichtum und die Mannigfaltigkeit des Wildbeſtandes nicht auffallen. Namen wie Auerbach und Ellwangen[7]) ſind Zeugen, daß einſt Ur und Elch, Bernburg und Wolfenbüttel, daß Bär und Wolf häufig waren, Tiere, die jetzt ſämtlich in Deutſchland entweder ausgeſtorben oder ziemlich ſelten geworden ſind.[8])

---

1) Hart, Wald, vgl. Speſſart = Spechtshart, Spechtswald; Hardt, Harz. Im folgenden ſind mehrfach Wendungen mit vorgeführt, die ſich ſprachlich nicht bis in die ahd. Zeit zurückverfolgen laſſen, die aber ſachlich jedenfalls die Anſchauungen und Verhältniſſe jener alten Zeit widerſpiegeln.

2) -loh: lucus = Lohe: lux.

3) Entſtellt aus Holſten, Holſaten = Holzſaſſen.

4) Aus Holtland = Holzland. Vgl. Anholt, Anhalt = am Holz und Dänemark = Danmörk, Dänenwald.

5) Vgl. ahd. apholtra, Apfelbaum.

6) Vgl. Germ. 5: Frugiferarum arborum impatiens; ferner 26: auctumni perinde bona ac nomen ignorantur, doch werden 23 poma agrestia erwähnt.

7) Ellwangen = Elchwangen; vgl. Wange = got. vaggs, Aue. Der Name des Wiſents, der noch in der Ortsbezeichnung Wieſentau fortlebt, war im ahd. eine ſehr geläufige Perſonenbenennung: Wiſunt, Wirunt (= mhd. Wiſent, Wirnt).

8) Dasſelbe gilt vom Biber, vgl. Bibra u. a. Wie häufig dieſe Tiere einſt in Deutſchland geweſen ſind, beweiſt die große Zahl der darnach benannten Ortsnamen. Für Thüringen ſind ſie zuſammengeſtellt bei Regel, Thüringen II, 152 ff.

Die Luft war feucht und kalt. Im ahd. bezeichnet das Wort Winter wie in indogermaniſcher Vorzeit[1]) auch das ganze Jahr; denn es war den größten Teil des Jahres rauhe Witterung. Daher kleidete man ſich, um vor Froſt geſchützt zu ſein, in Tierfelle, und lag, um auszuruhen, 'auf der Bärenhaut'. Wie abgehärtet man war, beweiſt die Thatſache, daß man ſich mit beſonderer Vorliebe in kaltem Waſſer badete. (Tac. Germ. Kap. 22.) Das lateiniſche Wort lavare, baden, hat im Deutſchen (laben) die Bedeutung erquicken angenommen. Sonſt wiſſen wir von der Körperpflege wenig; nur das iſt hervorzuheben, daß man großen Wert auf langherabhängendes Haar legte. Locke, Haar, Schopf, Krolle, kämmen, ſtrählen u. a. auf die Pflege des Haupthaars bezügliche Ausdrücke ſind urdeutſch; kahl dagegen iſt aus dem Latein (calvus) übernommen.

Straßen gab es in jener Zeit noch nicht; die Wege ſtellte man oft her, indem man in der beſtimmten Richtung auf Gaſſenbreite die Bäume fällte, d. h. 'einen Weg einſchlug'.[2]) Im übrigen zog man wohl häufig ſelbſt 'bei Nacht und Nebel' 'durch Dick und Dünn' und 'über Stock und Stein'. Auch die Flüſſe bildeten kein weſentliches Hindernis; ſie wurden an ſeichten Stellen durchwatet.[3]) Da Fahren der allgemeine Ausdruck für jede Art der Bewegung, alſo auch für Fußwanderung war, ſo nannte man ſolche Untiefen 'Furten'.[4]) Noch in ſpäterer Zeit haben ganze Volksſtämme auf ihren Heereszügen davon Gebrauch gemacht: daher Frankfurt = Frankenfurt, Haßfurt = Heſſenfurt, Herford = Heeresfurt, Schweinfurt = Suebenfurt u. a. War der Fluß tief und bot keine Gelegenheit zu einem derartigen Übergange, ſo benutzte man einfache Boote, oft Einbäume. An Stellen aber, wo man häufiger

1) Daher ſteht bei den Griechen chimaros, chimaira neben cheimôn und bei den Römern bîmus, trîmus = bi-himus, tri-himus, zwei-, dreijährig neben hiems, Winter und bei Ulfilas twalifwintrus, zwölfwintrig als Überſetzung von etôn dôdeka.

2) Vgl. secare viam und griech. hodon temnein.

3) Waten = vadere, gehen.

4) Furt: fahren = vadum: vadere. Vgl. Tacitus, Hiſtor. 5, 15.

überſetzte, gab es Fährleute, die mit dem Worte hol-â[1]) = hol über, wo nötig, vom andern Ufer gerufen wurden.

77. Den einzigen Reichtum bildeten in der älteſten Zeit, wo man nach Nomadenart von Ort zu Ort zog, die Herden.[2]) Man liebte und pflegte ſie; daher die reiche Fülle von Bezeichnungen, die für Haustiere vorhanden waren. Man unterſchied nicht bloß männliche und weibliche durch beſondre Ausdrücke wie Bock und Ziege, ſondern hatte auch vielfach zwei Bezeichnungen für dasſelbe Geſchlecht wie Ochs und Stier und ſächliche Wörter für die Gattung (Rind, Schaf). Daß es Freude bereitete, das Vieh zur Weide zu führen, ſagt das Wort 'Wonne' = Weide, grünes Wieſenland (vgl. Wonnemonat = Weidemonat).[3]) Daß im März die Lämmer aus der Herde ausgeſchieden wurden, ſchließen wir aus dem Worte 'ausmerzen' (vgl. ſpan. marcear, die Schafe [im März] ſcheren). Das Vieh bildete bei dem noch zu Tacitus' Zeit und ſpäter im Innern Deutſchlands beſtehenden Tauſchhandel (permutatio mercium, Germ. Kap. 5) das Hauptzahlungsmittel, da ſich nur in den Grenzgebieten an Rhein und Donau bereits Geldverkehr ausgebildet hatte (Germ. Kap. 15: iam et pecuniam accipere docuimus). Nach Tacitus entrichtete man mit Vieh die Strafen[4]) und nach dem Ripuariſchen Geſetzbuch erlegte man in Vieh und Waffen das Wergeld. Daher haben ahd. fihu (= engl. fee, Trinkgeld) und altfrieſ. sket (Schatz) die Bedeutungen Vieh und Geld, ähnlich wie ſich pecunia von pecus herleitet. Auch das im Mittelalter ſo oft begegnende Wort feudum = feodum, das Stammwort von feudal, bezeichnet urſprünglich wohl Beſitz an Vieh (fêo + ôd), und in der Wendung 'eine Schuld beitreiben' ſchimmert noch deutlich die Erinnerung an eine Zeit durch, wo die Schuld in wirklich 'gangbarer' d. h. vierbeiniger Münze

1) holâ iſt die durch â verſtärkte Befehlsform von holôn und = halô von halôn = kalein, calare, rufen. Vgl. Hurra von hurren.

2) Tacit. Germ. 5: numero (armentorum) gaudent eaeque solidae . . et gratissimae opes sunt.

3) Vgl. ahd. wini, Freund, mit got. winja, Weide, Futter.

4) Germ. 12: equorum pecorumque numero convicti multantur.

beglichen wurde. Endlich lassen die Worte 'seine Haut zu Markte tragen' noch ziemlich klar erkennen, daß man einst die Häute seiner geschlachteten Haustiere als Bußgeld verwendete.[1])

Natürlich gewährten die Herden auch wichtige Nahrungsmittel, besonders Milch, Käse und Butter.[2]) Auch Fleisch genoß man, von Haustieren und vom Wild, frisch oder gebraten (Wildbret = gebratenes Wild). Der Hauptgegenstand der Nahrung aber wurde später das flach und breit gebackene Brot, nach dem sogar bis zur Gegenwart die Hauptmahlzeiten Mittagbrot und Abendbrot genannt werden. Zur 'Würze' des Mahls diente 'Wurz' d. h. mancherlei Kraut des Feldes und Waldes. Das Wort Gelage deutet die Art des Speisens nach griechisch-römischer Weise an, oder es meint das 'Zusammengelegte' (Picknick), und Asch (vgl. Esche) bezeichnet den Stoff, aus dem die Geräte hauptsächlich hergestellt wurden. Dem Wilde nachzugehen war niemand untersagt; denn 'Wald und Weide' war wie das Wasser nach altgermanischem Recht für jedermann benutzbar mit allem, was dort lebte und webte. Auch die Jagd nannte man Weide wie gegenwärtig Weidwerk (vgl. ausweiden). Noch heutzutage bewahrt unsere Sprache eine Anzahl Ausdrücke aus dem alten Jägerleben, nur in übertragener Bedeutung: so weidlich (= jagdgemäß), nachspüren (= auf die Spur zu kommen suchen), stöbern (von mhd. stöuber, Jagdhund, stöuben, aufscheuchen), Wildfang (= Wildgehege) u. a.[3])

1) Vgl. Grimm, Rechtsaltertümer S. 593 f. Vom Vieh ist auch die übertragene Bedeutung des Umstandswortes 'überhaupt' hergenommen: über houbet d. h. über die Häupter des Viehs hinweg, ohne die Stückzahl zu ermitteln, und Ulfilas vermag das (hebräische) Wort Mammon nicht anders als mit 'Viehgedränge' (faihuthraihns) wiederzugeben.

2) Käse und Butter hatten, ehe man die verbesserte Zubereitung der südlichen Völker kennen lernte und damit diese Lehnwörter aufnahm, echt deutsche Namen. Cäsar sagt b. g. 6, 22: victus in lacte, caseo, carne consistit; 4, 1, 8: neque multum frumento, sed maxime perinde lacte atque pecore vivunt. Plin. hist. nat. 28, 133: e lacte fit et butyrum, barbararum gentium (er denkt wohl an die Germanen) lautissimus cibus.

3) Aus der Zeit, wo man bereits Schießwaffen kannte, stammen Wendungen wie Knall und Fall.

Mit großer Vorliebe unternahm man **Kriegszüge**; dabei ſtanden Führer an der Spitze, die man 'auf den Schild erhoben hatte'.[1]) Oft entſchied der Einzelkampf der Befehlshaber, die ſich durch Reden herausforderten. Grüßen (ahd. gruozzen) hieß urſprünglich wohl angreifen. Der eſchene Wurfſpeer[2]) und der aus Eibe gefertigte Bogen[3]) waren die wichtigſten Angriffswaffen, daneben finden wir den urſprünglich ſteinernen Hammer (ahd. hamar = an. hamarr, Fels, aſlov. kamy, Stein) und das von Haus aus ſteinerne Schwert (ahd. sahs, Schwert = lat. saxum, Stein); der lindene Schild[4]) diente zur Abwehr feindlicher Geſchoſſe. Dem überwundenen Feinde 'ſetzte man den Fuß auf den Nacken', ſein Haupt ſchlug man vom Rumpfe und benutzte es wohl auch als Schale zum Trinken (vgl. Hirnſchale, Taſſenkopf). Kleider und Waffen des Gefallenen zog man aus und nahm ſie an ſich. Daher erklärt ſich der Bedeutungswandel des aus dem deutſchen 'Raub' entlehnten frz. robe. Dem Führer wurde dabei der beſte Teil vorausgegeben (Vor-teil = praemium von prae + emere, urſpr. nehmen).

Daß ein Volk, ſo lange es noch keine feſten Wohnſitze hat, ſondern unſtät mit ſeinen Herden umherwandert, die Entfernungen nach täglichen Marſchleiſtungen berechnet, kann uns nicht wundern. Ein noch im mhd. öfter vorkommendes **Wegemaß** iſt die tageweide, in gleichem Sinne iſt das Wort Raſt gebraucht worden. Zum Überfluß beſtätigt Cäſar dieſe Thatſache.[5]) Für die kleineren Längenmaße war der menſchliche Körper die Richtſchnur. Die Elle d. h. der Arm von der Hand bis zum Ellenbogen[6]), die Klafter[7]) d. h. die Armſpanne

1) Vgl. Tacitus, Hiſtorien 4, 15.

2) Vgl. lat. fraxinus und griech. meliê = Eſche und Speer.

3) mhd. îwe, Eibenholz und Bogen.

4) ahd. linta = Schild; vgl. Lindner = Schildmacher. Schilde aus Weidengeflecht erwähnt Tacitus, Annalen 2, 14.

5) B. g. 6, 25: Hercyniae silvae latitudo novem dierum iter expedito patet; non enim aliter finiri potest neque mensuras itinerum noverunt.

6) ahd. elina, Ellbogen und Elle.

7) Zu engl. clip, umarmen, vgl. 'umklaftern'.

und der Fuß waren die gebräuchlichsten. Als Flüssigkeitsmaße benutzte man die ledernen Schläuche, die auf den Nomadenzügen zur Aufbewahrung der Getränke dienten; die Wörter Tonne, Krug, Butte gehn auf die Grundbedeutung Schlauch zurück, auch erinnert zwar nicht der Ausdruck Bocksbeutel für einen Würzburger Weißwein, aber der mit Balg engverwandte Name Bulge für einen ledernen Wasserbehälter an die Zeit, wo man, wie im Morgenlande noch heute, das Getränk in Beuteln mit sich führte.

Die Zeitrechnung war seit uralter Zeit bestimmt durch den Mondlauf. Darauf beruht die Einteilung des Jahres in Monate (Monde) von etwa 29—30 Tagen. Die zum Ausgleich mit dem Sonnenjahre nötigen 12 Tage wurden am Jahresschluß eingeschoben; es sind dies die noch jetzt an allerhand Aberglauben besonders reichen Zwölfnächte. Nach dem Mondumlauf scheint auch die Gliederung des Monats in vier 'Wochen' (Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel) vorgenommen worden zu sein, wenn anders das Wort, wie man annimmt, die Grundbedeutung 'Wechsel' hat. An Voll- und Neumonden fanden die Volksthinge statt. Aus dem Mondjahre erklärt sich auch der Brauch der alten Germanen, den Beginn des Tages nicht vom Morgen d. h. Sonnenaufgang, sondern vom Abend d. h. Mondaufgang an zu berechnen.[1]) Im mhd. heißt es regelmäßig für acht Tage siben naht (z. B. Nibel. 1390. 1420. L.) und für 14 Tage vierzëhen naht (z. B. Iwein 208. 6002.)[2]) Ein Nachklang dieser Sitte sind die Bezeichnungen Weihnachten, Fastnacht und Zwölfnächte.

78. Der wichtige Schritt zum seßhaften Leben wurde durch den Ackerbau gefördert. Das Wort Acker, vormals soviel als Trift[3]), erhielt nunmehr seine jetzige Bedeutung. Angebaut

1) Vgl. Cäsar b. g. 6, 18: spatia omnis temporis non numero dierum, sed noctium finiunt; dies natales et mensium et annorum initia sic observant, ut noctem dies subsequatur und Tacit. Germ. 11: nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant.

2) Vgl. Grimm, Rechtsaltert. 821. 868. Müller-Zarncke, Mhd. Wörterb. II, 299b.

3) Trift von treiben wie ager von agere; ager = Acker.

wurde Weizen (= weißmehliges Getreide), Hafer, eine Hirsenart, hauptsächlich aber Roggen, der jetzt auch in einigen Gegenden Deutschlands geradezu als 'Korn' bezeichnet wird, gleichwie die romanischen Völker ihre Hauptbrotfrucht, den Weizen, schlechtweg frumentum nennen: it. formento, frz. froment. Nach der Ernte wurde das Feld 'umgebrochen' und, damit es sich erhole, zur 'Brache' liegen gelassen. Der Ackerbau wurde allmählich die Hauptarbeit, ja 'Arbeit' bezeichnete geradezu die Feldbestellung. Was man an einem Morgen pflügen konnte, nannte man 'Morgen', und die Getreidehaufen (Schock = Haufen) und Häuflein (Mandel) wurden allmählich geläufige Maße beim Einkauf und Verkauf aller möglichen Gegenstände. Das Getreide wurde von den Füßen der Tiere ausgetreten; dreschen heißt eigentlich trampeln und hat bei seinem Übergange in die romanischen Sprachen eine verwandte Bedeutung bewahrt: it. trescare, mit den Füßen unruhig sein, tanzen, altfrz. tresche, Reihentanz. Der Dreschflegel (flagellum) ist von Süden zu uns gekommen. Gemahlen wurde auf Handmühlen (ahd. quirn, noch erhalten in Ortsnamen z. B. Kirnbach und Querfurt), während die Wassermühlen (ahd. mulîn, -î, mhd. mülne, müle = lat. molina) durch die Römer bekannt wurden (zuerst an der Mosel erwähnt bei Ausonius, Mosella 362).

Zur Ansiedelung wählte man am liebsten nach Cäsars Bericht einen Platz in der Nähe des Wassers. Es bezeugen dies unter andern die zahlreichen Ortsnamen[1]) auf -ach (Eisenach), -au (Altenau) und -â (Altona), die meist auf eine Grundform akwâ, Wasser = got. ahwa, Fluß zurückgehn. Man wohnte gewöhnlich einzeln; Städte gab es damals noch

1) Sofern sie nicht slavischen Ursprungs sind wie viele auf au (Spandau) und a (Grimma) im Osten der Elbe und Saale; dem lat. aqua entspricht ahd. aha, woraus das vorwiegend ober- und mitteldeutsche -ach, aber auch das besonders niederdeutsche -â hervorgegangen ist; -au ist = ahd. ouwa = agwjô, 'die wässerige' (Ableitung von aqua); -aff (Aschaff, Erlaff), -eff (Honeff) und nd. -ep (Lennep) gehen auf kelt. ap = aqua zurück.

nicht.[1]) Die alten Wohnungen waren vielfach unterirdiſch.[2]) Wir erkennen dies auch aus dem Worte Dung (= ahd. tunc, mhd. tunc, dunc), das ahd. ein unterirdiſches, mit Dünger bedecktes Gemach zur Winterwohnung, zum Weben und zur Aufbewahrung von Feldfrüchten und noch gegenwärtig in Augsburg und Nürnberg eine kellerartige Weberwerkſtatt bezeichnet. Später wandte man ſich dem Holzbau zu. Die hölzernen Häuſer waren einfach.[3]) Vier Pfähle wurden eingerammt, mit Zweigen und Laubwerk bekleidet und mit Stroh bedeckt; damit war das Haus unter 'Dach und Fach'. Das ganze Gebäude war alſo gezimmert (vgl. das Zimmer) und beſtand aus einem 'Stockwerk'; doch fühlte man ſich 'in ſeinen vier Pfählen' wohl, ſo lange einem nicht ein böſer Nachbar 'aufs Dach ſtieg'[4]) oder gar 'den roten Hahn darauf ſetzte', d. h. das Strohdach anzündete. Man nannte das Gebäude 'Haus' oder 'Hütte' d. h. das Hüllende, das wie die 'Haut' den Körper Bergende. Der Thürverſchluß konnte kaum einfacher ſein; die Redensarten 'einen Riegel vorſchieben' und 'einen Pflock vorſtecken' erinnern noch an die alte Einrichtung.

79. Die **ehelichen Verhältniſſe** waren gut; natürlich fehlte es auch nicht an Ausnahmen. Die Stabreimformel Kind und Kegel, d. h. eheliche und uneheliche Kinder, giebt in dieſer Hinſicht zu denken. Die Kebsweiber wurden wohl meiſt aus den Kriegsgefangenen und Sklaven genommen; denn Kebſe (ahd. kebisa, agſ. cefes) bezeichnet urſprünglich die Magd, an. kefsir den Sklaven. Wie die Ehen oft zuſtande kamen, ſagen uns

1) Vgl. Tacit. Germ. 16.

2) Vgl. Plinius hist. nat. 19, 1: in Germania autem defossi atque sub terra id opus agunt, Tacit. Germ. 16 und Schrader, Sprachvergleichung und Urgeſchichte, S. 492[2].

3) Tac. Germ. 16: ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus: materia ad omnia utuntur informi et citra speciem aut delectationem. Von Teilen des Hauſes tragen deutſche Namen: Balken, Brett, Wand, Zimmer, Säule, Thür, Diele, Schwelle, Dach; von der Zimmerausſtattung: Bank, Stuhl, Bett; von Küchengeräten: Napf, Topf, Aſch, Quirl, Sieb.

4) Vgl. Grimm, Rechtsaltertümer S. 723.

die Wörter 'Brautkauf' und 'Brautlauf'.[1]) Mord und Totschlag kamen zuweilen vor; neben der Raufluſt werden von den römiſchen Schriftſtellern als hervorſtechende üble Neigungen Sauf-[2]) und Spielwut erwähnt. Vom Trinken ſtammt der bildliche Ausdruck 'ſchenken' = zu trinken geben und vom Würfeln um die Beute vermutlich das Wort 'gefallen', d. h. fallen. (Vgl. auch Trinkgeld.) Ebenſo ſcheint ſich die Redensart 'auf den Hund kommen' zu erklären; denn unter Hund verſtanden wahrſcheinlich auch die alten Deutſchen wie die Griechen und Römer den ſchlechteſten Wurf beim Würfelſpiel.[3]) Die Leidenſchaft des Würfelns war ſo groß, daß man ſogar die Freiheit 'aufs Spiel ſetzte' und nun den Ring als Zeichen der Unfreiheit am Halſe tragen mußte.[4]) Ein ſolcher Unglücklicher kam damit in den Beſitz eines Ehrwürdigern, ſeines Herrn (ahd. herro und heriro = hêrer, hehrer = seigneur: senior), der ihn nährte (vgl. Lord, Herr = hlâf-ord, Laibwart, Brotherr) und mild behandelte (ahd. frô, Herr, Maskulin zu mhd. vrouwe, Herrin = Frau iſt gleiches Stammes wie froh d. h. gnädig, hold); daneben finden wir noch auf einer andern Stufe der Abhängigkeit 'Hörige', die dem Herrn 'gehören' und 'gehorchen'.

80. Die Religion jener Zeit war Vielgötterei. Die Namen der wichtigſten Gottheiten leben zum Teil noch bis zur Gegenwart fort, ſo Ziu = Zeus, Jovis (Juppiter) in alemanniſch Zistag = mhd. Zîestac, engl. Tuesday, während fränk.-ſächſ. Dingstag, unſer nhd. Dienstag nach Kluges allerdings unſicherer Vermutung auf einen Beinamen dieſes Gottes = lombardiſch Thinxus zurückzuführen iſt und den Ziu als Beſchirmer der Volksverſammlungen und Gerichte bezeichnet.[5]) Der Name Wodan iſt

1) Nachwirkung der alten Raubehe; der Bräutigam mußte am Hochzeitstage hinter der davoneilenden Braut herlaufen. Ahd. brûtlouft erhält frühzeitig die Bedeutung Hochzeit. Weinhold, Die deutſch. Frauen im Mittelalt. I², 407.

2) Vgl. Tacit. Germ. 22, Plutarch, Marius 19, Appian 2, 64.

3) Vgl. Sau = As im Kartenſpiel, dann allgemein Glück.

4) got. frîhals (Freihals) = Freiheit.

5) Wiſſenſch. Beiheft d. allg. d. Sprachv. VIII, S. 89 ff.

noch erhalten in Ortsnamen wie Godesberg bei Bonn (im 13. Jahrhundert Wudinsberg), Gudensberg bei Geismar (im 12. Jahrhundert Wuodenesberg), in den niederländischen Namen des Bärengestirns Woenswagen und des Mittwochs Woensdag (= engl. Wednesday), eines Wortes, das im Oberdeutschen mit dem frühern Schwinden des Heidentums gefallen und durch Mittwoch ersetzt worden ist, sowie in dem Ausdruck 'wütendes Heer oder Wütenheer' = Wodans Heer, d. h. das wilde Gefolge, das ihn begleitet.[1]) Wodans Sohn Donar treffen wir an in dem Namen des 5. Wochentags, Donnerstag, ferner in Donnersmarck und Donnerkeil, wohl auch in verschiedenen Flüchen wie Donnerwetter und in Pflanzennamen z. B. Donnerkraut und Donnerbart. Wodans Gemahlin Freia zu Ehren sind der Freitag und Ortschaften wie Freienwalde benannt worden; als Bertha oder Berchta, die Glänzende, finden wir sie zwar nicht im Ortsnamen Berchtesgaden (= Berchters Gaden), wohl aber im entsprechenden Frauennamen wieder; dasselbe gilt von der Bezeichnung Hulda (= Holla, Frau Holle). Endlich an die Schicksalsgöttinnen, die altnordischen Nornen, gemahnt uns der Ausdruck Altweibersommer; denn von ihnen soll das Gespinst herrühren. Man verehrte die Götter in heiligen Hainen (got. alhs, ahd. alah[2]), (Hain und Tempel) und brachte ihnen dort Opfer dar. In 'Ungeziefer' steckt das ahd. zëbar, Opfertier, und 'Gilde' bedeutet eigentlich Opferschmaus.

Neben den himmlischen Göttern hatte man allerhand geheimnisvolle Wesen, mit denen man sich die Erde bevölkert dachte und denen man alle möglichen Kräfte zuschrieb. Häufig vollführten sie Neckereien und suchten den Menschen, wie noch jetzt, bei passender Gelegenheit einen Possen zu spielen. Den Hexen (ahd. hagazussa, Waldfrau oder kluge Frau; vgl. an.

1) Auch Hackelbernd = Mantelträger, von ahd. hackel = got. hakuls, Mantel und bëran, tragen, geht eigentlich auf den im Wolkenmantel erscheinenden Himmelsgott Wodan.

2) Davon stammen die Ortsnamen Alachstädt in der Wetterau, Ahlsheim bei Worms u. a.; auch ahd. haruc bedeutet ursprünglich Wald, später daneben Tempel. Fr. Kaufmann, Deutsche Mythol. S. 20.

hagr, agſ. hôg, geſchickt, klug) ſchreibt man den Hexenſchuß zu, die Mare oder Alpe beläſtigen uns durch das Alpdrücken; die Kobolde 'walten im Hauſe'[1]), die Wichte verfilzen gern das Haar (Weichſelzopf = Wichtelzopf) und werden daher bei Hochzeiten durch Poltern (Polterabend) vertrieben, wie die Druden in neuerer Zeit durch den Drudenfuß; die Geſpenſter ſuchen den Menſchen dies und jenes 'auszuſpannen'. Die Gabe, Zukünftiges zu erkennen, hatten verſchiedene Tiere, vor allem der Schwan.[2]) Man ſagt daher bei Ahnungen 'mir ſchwant' (vgl. Schwanengeſang). Auch der Rabe vermag die Zukunft zu verkünden ('Unglücksrabe'), nicht minder der Kuckuck.[3]) So hat gar mancher, der in das geheimnisvolle Düſter des Waldes eingetreten iſt, 'ein Vögelchen ſingen hören'. Der Storch gilt als Glücksverleiher, er bringt die kleinen Kinder und auch ſonſt dem Hauſe Heil, auf deſſen Dache er niſtet; daher ſein niederdeutſcher Name Adebar = Glücksbringer.[4])

81. Auch die Rechtsanſchauungen jener Zeit blicken noch überall aus unſerer Sprache hervor. 'Beſitzen' heißt das Eigentumsrecht dadurch bekunden, daß man ſich auf etwas ſetzt.[5]) Die Entziehung des Eigentums bezeichnet man in gewiſſen Fällen noch jetzt als Entſetzung (z. B. Amtsentſetzung). Eine verwandte Rechtshandlung beſteht darin, daß man jemand 'den Stuhl vor die Thür ſetzt'; freundlicher benimmt ſich dagegen der, der einem andern etwas 'anheimſtellt', d. h. in feierlicher Weiſe in ſein Heim (Haus) ſtellt. Die Redensart 'unter den Hammer

1) Kobold wohl von Koben und old = walt wie Herold = Heerwalt; nach andern iſt im letzten Teile hold = got. hulths enthalten, ſodaß eine got. Form *kubahulths, Haushold anzuſetzen wäre.

2) Das Wort iſt verwandt mit sonare wie Hahn mit canere. Tacit. Germ. 10: hic notum avium voces volatusque interrogare.

3) Aber 'der Kuckuck weiß es' iſt ſoviel als 'der Teufel weiß es'. Vgl. des Kuckucks ſein, geh zum Kuckuck, der Kuckuck hol ihn, beim Kuckuck.

4) Nach einer andern Deutung kommt das Wort nicht von ôd (aſ. Gut, Beſitz, vgl. All-od), ſondern von an. joð, Kind; der zweite Beſtandteil iſt von bërn, tragen, abzuleiten; ciconia von canere kennzeichnet ihn als Weisſagevogel.

5) Vgl. possidere von sedere.

kommen' führt uns in die Zeit zurück, wo der ſteinerne Hammer von unſern Vorfahren noch als Waffe benutzt wurde. Er war eine gewöhnliche Beigabe des Gottes Donar; mit ihm erfolgt noch gegenwärtig bei gerichtlichen Verſteigerungen der Zuſchlag[1]) und bei Grundſteinlegungen ein dreifacher Schlag, um anzudeuten, daß ſich der Vorgang rechtmäßig zugetragen hat. Früher ſchickte man auch einen Hammer in der Gemeinde herum, wenn man einen Gerichtstag berufen wollte. Waren die Mitglieder zuſammengetreten, ſo wurde ein Pferd, das in der Mitte des Platzes mit dem Kopfe an einen Pfahl gebunden war, mit dem Hinterteil herumgedreht und 'ſchlug' ſo mit den Hufen den Kreis, den die Teilnehmer bilden ſollten (vgl. einen Kreis ſchlagen). Nach der umſtehenden Verſammlung aber, nach den Umſtänden, wie man ſie nannte, hatte ſich der Vorſitzende des Gerichts beim Urteilsſpruche zu richten ('ſich nach den Umſtänden richten'), weil dieſe allein dazu berufen war, das Urteil zu fällen.[2]) Die Gerichtsſitzung nannte man Ding (Thing), ein Wort, das jetzt zur Bedeutung von 'Gegenſtand' verallgemeinert worden iſt, alſo in ganz ähnlicher Weiſe wie 'Sache' und 'chose' (= lat. causa, vgl. auch cause), worunter man von Haus aus einen Rechtshandel verſtand. Die Wörter 'Widerſacher' = Gegner im Rechtsſtreite und 'verteidigen' = vertagedingen (von Tageding, Gerichtstag) erinnern noch an die zu Grunde liegende Anſchauung. Wenn Grenzen abgegangen wurden, ſo nahm man Jungen mit, denen die Wichtigkeit der Handlung dadurch dauernd eingeprägt wurde, daß man ſie zur Stärkung des Gedächtniſſes an den Ohren faßte, es ihnen 'hinter die Ohren ſchrieb'. Weil ſie alſo zur Gerichtshandlung 'gezogen' wurden, hießen ſie fortan Zeugen. Mußte jemand zur Beteuerung ſeines Unrechts ſchwören, ſo that er dies unter Anrufung von Stein, Fels und Berg. Wie die Römer Jovem lapidem iurabant, wobei der Stein als Sinnbild des Juppiter galt, ſo auch die Deutſchen. Als dann

1) Bei den Römern iſt die Volkswaffe in ähnlicher Weiſe verwendet worden: sub hasta venire, verkauft werden; vgl. Subhaſtation.

2) Vgl. Grimm, Rechtsaltertümer S. 747. 750. 769, ferner 'die Landſtände'.

nach Einführung des Christentums die Gebeine der Heiligen zu Zeugen angerufen wurden, entstand die aus heidnischer und christlicher Anschauung hervorgegangene Schwurformel 'Stein und Bein schwören'. Für Totschlag eines Menschen oder Tieres wurde gewöhnlich 'Wergeld' (d. h. Mannsgeld von wër = vir, Mann) entrichtet. Das Begnadigungsrecht, das in den Händen hochgestellter Personen lag, wurde so gehandhabt, daß man die Schuldigen mit dem Mantel zudeckte (daher etwas 'bemänteln' = mit dem Mantel christlicher Liebe zudecken; vgl. mhd. deckemantel). Streitigkeiten über den rechtmäßigen Besitz eines Gegenstandes wurden nicht selten durch das Los entschieden. Dabei bediente man sich zweier Grashälmchen oder Holzstückchen, von denen man eins aus der Hand ziehen ließ. Wer 'den kürzern (Halm) zog', hatte verloren.

82. Ansätze zur Kunst sind in dem Bemalen der Schilde mit allerhand Bildern zu erkennen, aus denen sich nach und nach die Ritterwappen entwickelt haben; wenn wir jetzt das Wort 'schildern' im Sinne von etwas schön und lebhaft beschreiben gebrauchen, so denken wir gewöhnlich nicht mehr an die Grundbedeutung (den Schild bemalen).[1]) Auch Schreiben und Lesen gehören zu den Kunstfertigkeiten, so einfach sie auch betrieben wurden. Als Schreibstoff verwendete man Holz, gewöhnlich Buche. Daraus schnitt man sich Stäbchen, in die man die Lautzeichen einritzte. Engl. write, schreiben (= agf. writan) ist dasselbe Wort wie unser ritzen und reißen in Reißzeug, Abriß, Grundriß; und das später aus dem Latein entlehnte Wort 'schreiben' (scribere) führt auf denselben Stamm wie griech. skariphâstbai, eingraben. Diese 'Buchenstäbchen' mitsamt den darauf eingeritzten Zeichen nannte man agf. rûnstafas, Runenstäbchen, hochdeutsch 'Buchstaben'. Sie galten als Geheimschriften[2]) und waren meist nur den Priestern[3]) und Familien-

1) Tacit. Germ. 6: scuta lectissimis coloribus distinguunt; mhd. schiltaere, Maler, wie noch jetzt holländisch schilder, Maler.

2) Aber bei Tacit. Germ. 19 bedeutet litterarum secreta wohl heimlichen Briefverkehr.

3) Tacit. Germ 10: auspicia sortesque u. s. f.

vätern bekannt. An das Geheimnisvolle erinnert noch der ſtammverwandte Ausdruck 'raunen' für heimlich reden, flüſtern (von Rune).[1]) Später ſchrieb man auf Pergamentrollen, auf die ſich die Redensart 'das geht auf keine Kuhhaut' bezieht, während die neuern Ausdrücke etwas 'entwickeln, entrollen' vielleicht nichts mit dem Pergament zu thun haben. Nicht unwahrſcheinlich iſt, daß auch das Leſen nach dem Zuſammenleſen, Sammeln der Buchenſtäbchen genannt worden iſt; die Weſtgoten ſagten dafür 'ſingen'. Das Rechnen geſchah nach dem Zehnerfuße, wie unſere Zahlwörter auf -zig = Zehnzahl (griech. dekas) deutlich beweiſen; doch ſcheint daneben noch das Zählen nach Zwanzigern üblich geweſen zu ſein, wie auch bei den Franzoſen (quatre-vingt = 4 × 20) u. a. Völkern. Darauf führt die Bedeutung der Wörter Stein = 20 Pfund, Stiege = 20 Stück, Schock = 3 × 20 Stück. Die Schmiedekunſt verſtand man ſchon frühzeitig und 'ſchmiedete auch Ränke'; dagegen lag das ärztliche Heilverfahren noch in den Windeln. Daß gern durch Beſprechen geheilt wurde, ſagt die Bedeutung von mhd. lâchenaere, Arzt, Beſprecher = engl. leech in horseleech, Tierarzt, das noch in dem Eigennamen Lachner fortlebt. Als eine wichtige Triebfeder zum Dichten erweiſt ſich die Neigung zum ſcherzhaften Aufziehen; denn die Wörter ahd. scopf, Dichter = agſ. scop = mnd. scop, Spötter und nhd. 'beſchuppen' ſind von einem Stamme gebildet. Auch der Name der Skalden wird mit ſchelten (ndl. schelden, afrieſ. skelda) in Verbindung gebracht.

83. Unter römiſchem Einfluſſe trat an die Stelle der leicht gezimmerten Holzhütte der **Steinbau**. Die Wohnungen wurden nun feſter, größer und ſchöner; in ſolchen Gemächern fühlte man ſich nun 'gemächlicher'. Auch geſchloſſene Ortſchaften entſtanden nach römiſchem Muſter, zuerſt an Rhein[2]) und Donau,

1) Vgl. auch das Wort Alraune, Mandragore. Zu beachten iſt ferner die Grundbedeutung der Wendung 'eine Zeichnung entwerfen', wofern ſie überhaupt an die Sitte des Runenwerfens erinnert.

2) Ammian. Marcell. 15, 11, 1 berichtet, daß Kaiſer Julian 357 in der Gegend von Mainz domicilia cuncta curatius ritu Romano constructa flammis subditis exurebat.

ſpäter im Binnenlande, ſeit Heinrich I. hier auch Städte, deren Haupterfordernis eine ſichere Einfriedigung war. Man umgab ſie mit Pfählen, außerhalb deren die 'Pfahlbürger' wohnten, oder mit 'Mauern' von Stein (= lat. murus); umzingeln heißt eigentlich mit einem cingulum, d. h. einer Verſchanzung verſehen. Zahlreiche Ortsnamen ſind nach ſolchen einfachen oder ſtärkern Einfriedigungen benannt, z. B. viele auf -hagen oder -hag = Gehege und agſ. tûn = engl. town, ton, Zaun[1]); ebenſo verhält es ſich mit denen auf -burg von bergen. Von Burg im Sinne einer Stadt haben die Bürger und der Bürger- oder Burgemeiſter (vgl. Goethes Fauſt) ihren Namen. Sofern jene verpflichtet waren, den angreifenden Feinden mit dem Spieße entgegenzutreten, hießen ſie 'Spießbürger'. Die Stadtthore wurden bei Nacht geſchloſſen; wer kurz zuvor erſchien, 'kam noch vor Thorſchluß'. Wo die Stadt eigne Gerichtsbarkeit erhalten hatte, dehnte ſich dieſe nur über das ſtädtiſche 'Weichbild'[2]) aus, wie denn dieſes Wort von Haus aus die Stadtgerichtsbarkeit bezeichnet (ahd. wîh = vicus und bild = engl. bill, in Unbill und billig). Mit zunehmendem Handel entſtanden Märkte (= lat. mercatus), vielfach wohl, wie der Name Meſſe ſagt, im Anſchluß an die kirchliche Feier (missa = Meſſe). Auch Münzen kamen in Umlauf. Trug man ſie auf Schnuren gereiht am Halſe, ſo griff man ſie nur im Notfalle an, wenn man ſich gezwungen ſah, 'von der Schnur zu zehren'. Der Schilling hat ſeinen Namen von ſchallen = klingen. Von der Stadt Hall in Schwaben wurden die 'Heller', von Joachimsthal in Böhmen die Thaler genannt; die Münzen der Stadt Freiburg im Breisgau trugen einen Rabenkopf, daher 'berappen' (Rappe = Rabe). Für den Namen der Mark iſt die Prägungsmarke bedeutungsvoll geworden, das Zeichen, daß ſie auf Feingehalt geprüft worden war. Der Ausdruck 'von echtem Schrot und Korn' lehrt, daß man zwiſchen dem ganzen Gewicht einer Münze (Schrot) und dem Feingehalt an Gold oder Silber

1) Ein Achtel aller engliſchen Ortsnamen iſt ſo gebildet.
2) Daher mhd. wîchgrâve, Stadtrichter und wîchvride, Stadtfriede.

(Korn) unterſchied. Jetzt lohnte es ſich zu 'kippen' (abſchneiden) und 'wippen' (wiegen, vgl. vibrare), d. h. die Münzen zu verſchlechtern; jetzt 'wog man auch auf der Goldwage'. Neben der Gold'ſchneiderei' gab es auch Beutelſchneiderei; denn Beutel aus Katzenfell ('Geldkatzen') und andern Fellarten wurden gern getragen.

84. Während früher Wald und Feld, Waſſer und Wieſe für jedermann frei und benutzbar geweſen waren, wurden ſie nach und nach aufgeteilt und gingen in erblichen Beſitz über. Verkauf und Kauf galten 'nach Jahr und Tag' d. h. nach einem Jahre, ſechs Wochen und drei Tagen für rechtskräftig. Durch die Zugabe wollte man verhüten, daß die Friſt verſäumt wurde (vgl. Acht Tage ſowie frz. quinze jours). Erbe war gewöhnlich der älteſte Sohn, die jüngern wurden mit kleinern Gütern, ſogenannten Hagen, abgefunden (Hag = Umfriedigung) und hießen daher 'Hageſtolze' = Hagbeſitzer (got. staldan, beſitzen). Da ſie nun meiſt zu unbemittelt waren, um ſich einen eignen Hausſtand zu gründen, und vom älteſten Bruder abhängig blieben, ſo entwickelte ſich in dem Worte die jetzt gebräuchliche Bedeutung der Eheloſigkeit. Die Verlobung wurde meiſt in der öffentlichen Verſammlung vor der Gemeinde vollzogen; daher hat ahd. mahal die beiden Bedeutungen Verſammlung und Ehevertrag (vgl. Ge-mahl = ahd. gimahalo, Bräutigam, Gatte).

Von ſonſtigen Gebräuchen und Sitten des Mittelalters heben wir noch folgende hervor. Von der Verwendung der Sanduhr kommt wohl der Ausdruck 'die Uhr iſt abgelaufen' und die Zeit 'verrinnt'; an die Sitte des Femgerichts, Vorladungen mit dem Dolche an das Thor zu ſtecken, gemahnt das Wort 'Steckbrief' (vgl. einem etwas ſtecken). 'Radebrechen' und 'wie gerädert ſein' geſtatten uns einen tiefen Einblick in die Grauſamkeit des Rechtsverfahrens; 'wie auf glühenden Kohlen ſitzen', 'die Feuerprobe beſtehen', 'für jemand durchs Feuer gehn', 'ſich weiß brennen wollen', 'Gift oder das Abendmahl auf etwas nehmen' erinnern an die Gottesurteile. Der Löffel, den der Barbier einſt gebrauchte, um ſeine Kunden 'über den Löffel zu barbieren', und das 'Kerbholz' ſind jetzt nicht mehr üblich, auch die Tafel

wird nicht mehr, wie früher, in wörtlichem Sinne nach dem Mahle 'aufgehoben'[1]), wohl aber können wir noch jemand 'den Rank (Krümmung, Umweg; nicht Rang) ablaufen', etwas 'ausbaden' d. h. eigentlich das Badewasser als letzter aus dem Bade Steigender ausgießen und den Brauch beobachten, dem der Ausdruck 'ein Ausbund von Ungezogenheit' entstammt, nämlich das 12. Stück bei Waren auf die Papierumhüllung zu binden.

So haben wir in Kürze einen mehr als tausendjährigen Abschnitt deutscher Sittengeschichte durchmessen, und wenn wir auch nur den kleinsten Teil der einschlägigen Erscheinungen berühren konnten, so haben wir doch den Beweis geliefert, daß sich die Gesittung eines Volks in seinem Wortschatze, namentlich in seinen Übertragungen, widerspiegelt. Wie der Geolog aus den verschiedenen Geschieben und Schichtungen des Gesteins die Entwickelung der Erdoberfläche zu erschließen vermag und die Kräfte erkennt, die die Veränderungen erzeugt haben, so machen uns auch die Bedeutungsablagerungen unserer Sprache mit den Kräften bekannt, die einst im deutschen Volke wirksam waren, und eröffnen uns lohnende Einblicke in das Thun und Treiben, Denken und Empfinden unserer Vorfahren.

1) Vgl. A. Schultz, Höfisches Leben im Mittelalter I, 432.

Wie die Zeiten ſind, ſo ſind die Wort, und hinwiederumb wie die Wort, ſo ſind auch die Zeiten. Verba ut nummi.
Der Unartig Teutſcher Sprachverderber (1643).

5. Stil und Kulturentwickelung.

85. 'Der Stil iſt kein Kleid, das man an- und auszieht; er iſt ein Stück vom Herzen des Volkes ſelbſt. Stil kann ſich nur aus der Perſönlichkeit und zwar aus dem tiefſten, innerſten Keime der Perſönlichkeit eines Volkes entwickeln.'[1]) Der Stil der Deutſchen iſt ein andrer als der der Franzoſen; aber ſo gewiß es iſt, daß ſich im Laufe der Jahrhunderte die Geſittung der Völker ändert, ſo ſicher kann man auch beobachten, daß ſich ihr Stil ganz allmählich umbildet und dem jeweiligen Zeitgeiſte anpaßt.[2]) Die großen Dichter und Denker, die die Sprache befruchten und weiter entwickeln helfen, wurzeln mit ihrem ganzen Daſein im Boden ihrer Heimat und ihrer Zeit und entrichten unwillkürlich dem Geſchmacke und der geiſtigen Strömung ihres Jahrhunderts einen größern oder geringern Zoll; ſie glauben zu treiben und werden doch auch ſelbſt getrieben; ohne es zu wiſſen, lauſchen ſie auf die geheimnisvollen Eingebungen des Volks- und Zeitgeiſtes.

86. Urwüchſig und kernig wie die Bewohner des altgermaniſchen Landes iſt auch ihre Sprache. Inhaltſchwer und gewichtvoll ſchreiten die Wörter dahin, volltönend klingen ſie

---

1) Rembrandt als Erzieher, 10. Aufl. S. 27. Ähnlich Humboldt über die Verſchiedenh. des menſchl. Sprachb. S. 21 und 215.

2) Vgl. J. E. Wackernell, Die deutſche Sprache im Zuſammenhange mit der Kulturentwickelung des deutſchen Volks, Zeitſchr. d. allg. deutſch. Sprachver. IV, 38 ff., wo beſ. das 18. Jahrh. behandelt iſt.

ans Ohr. Vokalreiche, lange Biegungssilben[1]) verleihen ihnen ein ehrwürdiges Aussehen. Der Trieb nach Gleichklang des Anlauts giebt der gehobenen Rede etwas Formelhaftes und Starres. Einfachheit waltet im Satzbau, der auf Unterordnung fast völlig verzichtet.[2]) Die sinnliche Kraft der Bedeutung[3]), die jedem Worte frisch aus dem Auge schaut, erhöht den Reiz der Wirkung und bannt unser Herz unwiderstehlich an die Stätte, wo Liebe und Treue, Kraft und Mut zu herrlichem Vereine gepaart sind.

Aber nicht idyllische Zustände werden uns in den alten Volksepen vorgeführt, sondern heftige Leidenschaften und ungestüme Handlungen, die in dramatisch bewegter Sprache dargestellt werden. Wie die Gefühle in der Brust der Helden auf- und abwogen, so wechselt im Satze häufig eine Vorstellungsreihe in bestimmter Verschränkung mit einer andern ab. Denn dem altgermanischen Dichter kommt es weniger darauf an, die Einzelvorstellung voll und anschaulich wiederzugeben, als darauf, sie stark hervorzuheben. In feierlicher, kraftvoller Weise werden bedeutsame Gedanken wiederholt, bald durch Wiederkehr eines wichtigen Begriffes am Satzende, bald durch unmittelbar folgende Wiedergabe eines Satzinhalts in veränderter Fassung (Parallelismus) nach Art der Psalmen und überhaupt der orientalischen

---

1) Vgl. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache, S. 142: 'Das Althochdeutsche hat die Vokale der Ableitungs- und Flexionssilben reiner und ursprünglicher erhalten als irgend eine germanische Sprache von gleichem Lebensalter, und darauf beruht gerade die Musik des ahd. Verses noch im 9. Jahrhundert.'

2) Vgl. G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit I, S. 297: 'Für geschickte Unterordnung fehlte der Sprache ebenso der Sinn wie dem demokratischen Leben des Bauern.'

3) Freytag übertreibt freilich etwas, wenn er ebenda S. 295 sagt: 'In ihrem Deutsch .. hing fast allen Wörtern noch das Sinnliche des ersten Eindrucks an, welcher ursprünglich das Wort aus der Seele gelockt hatte. Abstraktionen, Wörter für Begriffe, welche der sinnlichen Anschauung entkleidet waren, fehlten fast ganz. Das Wort Grund bedeutete nicht Ursache, sondern nur Boden. .. Wenn der Deutsche einen Gedanken aussprechen wollte, so erfand er ihn in ein Bild gehüllt .., wenn er eine Lebensmaxime in Worte fassen wollte, erschien sie als Sprichwort.'

Dichtung. Für beides bietet das Hildebrandslied Belege. Hier heißt es: 'Sohn und Vater richteten ihre Panzer, bereiteten ihre Kampfkleider, gürteten sich ihre Schwerter um, die Helden.' Also um dem Zuhörer die Wichtigkeit der am Satzanfange stehenden Worte recht fühlbar zu machen, wird am Schluß die wichtige Bestimmung 'die Helden' hinzugefügt. Und wenn der Dichter sagt: 'Nun soll mich das eigne Kind mit dem Schwerte hauen, niederbreiten mit seiner Waffe' oder: 'Nun magst du leichtlich an solch hehrem Manne Rüstung gewinnen, Raub erbeuten', so erkennen wir deutlich, wie er die Kunst, den Gedanken mit Nachdruck in andre Form zu gießen, meisterhaft gehandhabt hat. Dient ferner nicht auch der Stabreim dem Zwecke bedeutungsvoller Hervorhebung, indem er die wichtigsten Begriffe des Verses zusammenkettet?

Freilich weicht die Sprache der deutschen Heldendichtung in mancher Hinsicht ab von der nordischer Epen; namentlich fehlt ihr die regelmäßige Wiedergabe geläufiger Vorstellungen mit den gleichen Bildern wie Helmträger = Krieger, Rinderspender = König, Hengst der Wogen = Schiff, aber daß auch in deutschen Landen dieser Brauch einst bestanden hat, läßt die Rechtssprache der salischen Franken noch erkennen[1]), wo der Stier als Heerführer, die Ziege als Lauchfresserin, der Haushund als der an die Kette gewöhnte bezeichnet werden mußte, falls man nicht gewärtig sein wollte, den Rechtsstreit zu verlieren.

Aber auch im Vergleich zu den Homerischen Gesängen ergiebt sich manche Abweichung. An breit ausmalendes Schildern ist nicht zu denken, weit ausgesponnene Vergleiche sucht man vergeblich. Der Hintergrund der Ereignisse wird nur angedeutet, das Zuständliche tritt gänzlich zurück vor den menschlichen Leidenschaften und Handlungen, die oft in althergebrachten Formeln der Laut- und Gebärdensprache zum Ausdruck kommen.

87. Doch das urwüchsige Naturvolk sollte nicht von äußern Einflüssen unberührt bleiben. In das geheimnisvolle Halbdunkel

1) 'Wie die Rechtsvorgänge gehobene Momente des Daseins waren, so hatte sich ihrer Symbolik auch die gehobene Sprache urzeitlicher Dichtung zu Dienst gestellt.' Lamprecht, Deutsche Geschichte I, 187.

des germanischen Urwaldes bringt das Doppellicht der römischen Bildung und des christlichen Glaubens. Jetzt wird durch das steinerne Haus die Pfahlhütte, durch das gewebte Gewand das Tierfell verdrängt. Die römischen Schriftzeichen treten an die Stelle der Runen, lateinische Lehnwörter durchsetzen die Sprache, lateinischer Satzbau beeinflußt die Übersetzungen und andre Schriftstücke jener Zeit.[1]) Wie sich in sittlicher Hinsicht die schroffen Gegensätze 'von Grausamkeit und Milde, Trotz und Demut, kühnem Aufbrausen und weichmütigem Entsagen, rauher Tapferkeit und schwärmerischer Weichheit' (Lübke) gegenüberstehen, so befindet sich auch die Sprache in einer Übergangszeit. Wohl ist sie meist noch konkret und anschaulich, ja man findet die sinnbildliche Ausdrucksweise früherer Zeit selbst bei den damaligen Geschichtsschreibern wieder; auch lautlich ist sie schön und wohlklingend, aber in der Satzfügung nicht selten unbeholfen und wenig gewandt. Denn die Übersetzer und Dichter, meist Mönche der alemannischen und bairischen Klöster, haben zwar den besten Willen, aber in der Regel nicht die Kräfte dazu, die Muttersprache zu fördern.

88. Anders wird es, als die schriftstellerische Thätigkeit aus den Händen der Geistlichen in die der Ritter übergeht. Da ersteht ein Bauwerk, dessen hohe Hallen auf herrlichen Säulen ruhen, in dessen gewaltigen Sälen schmucke Bilder kühner Recken hängen: der Prachtbau der höfischen Sprache. Entsprechend der feinern Sitte und Lebensart, die man von Frankreich übernommen hat, sucht man nun auch dem gesprochenen und geschriebenen Satze eine gefälligere Form, mehr Schliff und Glätte zu geben. Wohl haben die Wortstämme viel von ihrer Durchsichtigkeit und die Endungen ihre Klangfülle eingebüßt, aber dafür sind die Sätze geschmeidiger und gelenker geworden, die Darstellung gewandt und gefügig, dabei warm und gemütvoll, der Ausdruck gerundet. Der rasche Fluß der Erzählung und

1) Über den Stil der altgermanischen epischen Poesie schrieben R. Heinzel 1875, A. Arndt, Paderborn 1879, R. M. Meyer (Altgerman. Poesie) 1889 und R. Koegel, Geschichte der deutschen Litteratur, Straßburg 1894, I, 2. Buch, Kap. IV.

der dramatische Gang der Handlung, wie wir ihn in der alten Zeit finden, ist in Wegfall gekommen; man versenkt sich mehr in das Zuständliche, Einzelne und schildert mit epischer Breite und Behaglichkeit die Empfindungen der Helden, Hoffeste und Turniere, Kleidungsstücke und Ausrüstungsgegenstände der Beteiligten. Dabei tritt die Persönlichkeit des Dichters oft stark hervor. Während früher überall der gleiche epische Stil begegnet und bestimmte Formeln und Wendungen sich immer wiederholen, ist hier die Sprache bei den einzelnen oft eigenartig gefärbt, mit Betrachtungen erfüllt, von Gegensätzen belebt. Neben der weichen, gefällig klingenden, dabei von Leidenschaften durchglühten Schreibart eines Gottfried von Straßburg steht die gedrungene, kraftvolle, oft dunkle Sprache eines Wolfram von Eschenbach.

In den alten Volksepen, die jetzt überarbeitet werden, tritt 'neben den alten Schatz epischer Formen und den raschen, bilderarmen Fluß der Erzählung in den ältern Bestandteilen die breitschildernde Art des Ritterromans, und Phrasen höfischer Konvenienz finden sich gelegentlich in den kurz angebundenen Reden alter Recken. Es ist, als ob ein moderner Baumeister hehre Ruinen einer fernen Vorzeit für den Gebrauch des modernen Lebens ausgebaut und vervollständigt hätte' (Lamprecht). Der Homerische Stil des Epos war in der Entwickelung begriffen, aber noch nicht erreicht: an Schönheit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, Pracht und sinnlicher Fülle der Darstellung stehen Nibelungenlied wie Gudrun und andre Volksdichtungen auch in der Überarbeitung dem Altmeister Homer nicht gleich. Zwar werden Beseelungen häufiger, und das Verlangen erwacht, schmückende Beiwörter einzustreuen und die Rede durch Vergleiche zu beleben; indes sind die Heldengesänge hierin meist sparsam, alles ist einfach und knapp. Am meisten werden bezeichnenderweise noch die Waffen mit malenden Zusätzen benannt. Da finden wir schneidende, lichte, scharfe, breite Schwerter, goldfarbene Schilde, steinharte Helme und stahlharte Spangen. 'Die Beiwörter der Helden und Heldinnen sind schlichte Hinweisungen auf das Ideal: tapfer, kühn, zuweilen nachdrücklich verstärkt: sehr tapfer, sturmkühn, wunderschön, zu-

weilen charakteristisch gewählt, so wenn Rüdiger freigebig, Hagen der grimme genannt wird. Das Malerische beschränkt sich auf Selbstverständliches: eine weiße Hand, ein roter Mund, gelbes Haar kehren immer wieder, desgleichen das rote Gold, der grüne Wald, der kalte Brunnen, der kühle Morgen.'[1]) Die Zahl der ausgeführten Vergleiche beträgt in der Ilias 178, in der Äneide 77, in der Odyssee 39, im Nibelungenliede kaum die Hälfte, also höchstens 20.[2]) Schön sagt der Dichter:

Wie vor dem Mond dem lichten der Sterne Chor sich neigt,
Wenn er in lauterm Glanze der Wolkennacht entsteigt,
So neigt sich vor Kriemhilde gar manche edle Frau[3]);

aber an Länge und Art der Kleinmalerei steht dieser wie die meisten Vergleiche des Nibelungenliedes hinter den Homerischen zurück. Wo die Ilias[4]) den Hektor mit einem Löwen zusammenstellt, widmet sie diesem mit Sorgfalt bis ins kleinste ausgeführten Gemälde 10 Verse, und wo das Nibelungenlied die Schnelligkeit und Gewandtheit Siegfrieds im Kampfe gegen den Zwerg Alberich durch den nämlichen Vergleich anschaulich

1) Scherer, Deutsche Litteraturgeschichte S. 109.

2) Vgl. auch H. Groth, Vergleich, Metapher, Allegorie und Ironie im Nibelungenliede und in der Gudrun. Charlottenburg 1879; Timm, Das Nibelungenlied nach Darstellung und Sprache. Halle 1852; J. Schmedes, Über den Stil der Epen Rother, Nibelungenlied und Gudrun. Dissertation 1893; K. Kinzel, Wolframs Stil. 1873; K. Ludwig, Der bildliche Ausdruck bei Wolfram v. Eschenbach. Mies 1889 und 1890; O. Jaenicke, de dicendi usu Wolframi de Eschenbach. Halle 1860; K. Schmuhl, Beiträge zur Würdigung des Stils Hartmanns von Aue. Halle 1881; R. Galle, Die Personification als poet. Kunstmittel und ihre Verwendung in der mhd. Dichtung. Leipzig 1888; E. Steinmeyer, Einige Epitheta der mhd. Poesie. Erlangen 1889; Behringer, Das Beiwort in der Iliade und im Nibelungenliede. Aschaffenburg 1873; Burmester, Über den Einfluß der Metapher auf die Entwickelung der Sprache. Barmen 1863; J. Bauer, Das Bild in der Sprache. Ansbach 1889; A. Biese, Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig 1888; v. Zingerle, Die Alliteration bei den mhd. Dichtern. Wien 1864.

3) Strophe 282 Lachm. nach der Übersetzung von Legerlotz.

4) Ilias XII, 41—50.

macht, begnügt es sich mit den Worten: 'Wie die Löwen wilde liefen sie an den Berg'.[1])

Auch der Wortschatz zeigt gegen früher einen Wandel und hat die der Zeitrichtung entsprechende Färbung angenommen. Die Bedeutung ist mehr durchgeistigt, die Zahl der abgezogenen Begriffe, namentlich auf sittlichem Gebiete, vermehrt. Bei Tugend, Laster, Neid und andern Wörtern überwiegt jetzt mehr und mehr der ethische Sinn[2]), milte, das vorher gewöhnlich die Freigebigkeit bezeichnet hatte, bekommt nun meist die Bedeutung Menschenfreundlichkeit; altertümliche oder gemeine und unhöfische Ausdrücke werden gemieden.[3]) Schlagwörter der Zeit sind mâze (Selbstbeherrschung), staete (Beharrlichkeit) und zuht, minne und saelde (Glück), hövesch und dörperlich (tölpelhaft), tumbe und wîse (jung und alt). Und stellen wir die bildlichen Wendungen der nhd. Schriftsprache zusammen, die aus jener Periode stammen, so leben die Sitten und Gebräuche des Mittelalters, die Fehden und Turniere, überhaupt die ganze Herrlichkeit des Rittertums vor unsern Augen wieder auf. Wir sehen die Ritter 'in die Schranken treten', einander 'den Fehdehandschuh hinwerfen' oder 'die Spitze (nämlich der Lanze oder des Schwertes) bieten', 'miteinander eine Lanze brechen', gewahren, wie sie 'sich aus dem Sattel heben', 'ausstechen', 'auf den Sand setzen' und 'im Stiche (liegen) lassen' oder wie sie 'in allen Sätteln gerecht (= gerichtet) sind', 'Stich (= Stand) halten', 'sich die Sporen verdienen', jemand 'die Stange halten' oder 'die Brücke treten'.[4]) An ihre Tracht erinnern uns die Wendungen 'etwas aus den Ärmeln schütteln',

1) Strophe 98, 2 Lachm.

2) Vgl. Cauer, Programm, Hamm 1870, S. 3 ff.

3) Pfeiffer, Freie Forschung S. 345 ff.

4) Wohl aus etwas späterer Zeit stammt der vom Schwertkampf hergenommene Ausdruck: 'es (nämlich das Schwert) mit jemand aufnehmen' = den Kampf aufnehmen, dessen eigentliche Bedeutung sich aus einer Stelle in J. Ayrers Dramen (1003 der Ausg. v. Keller) ergiebt: 'B. nimmt eins (ein Schwert), macht ein auffhebens, gibt dem Jungen eins, thun ein Gang zusammen'. Die Waffen wurden nämlich gewöhnlich unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten aufgenommen.

'auf großem Fuße leben', 'gestiefelt und gespornt sein', an ihre Mahlzeiten die Redensarten 'sich alles herausnehmen' (nämlich aus der Schüssel mit den Fingern), 'sich den Mund verbrennen', jemand 'das Wasser reichen' (zum Waschen der Hände vor und nach dem Mahle); an sonstige Sitten der Zeit gemahnen die Ausdrücke 'Vorboten des Gewitters', 'jemand heimleuchten', 'jemand einen Korb geben', 'durch- (den Korb) fallen' u. s. f.

89. Mit den prachtliebenden Staufern kam das Mittelhochdeutsche empor, mit ihrem Untergange begann es zu verfallen. Das 14. Jahrhundert war der Herbst des Ritterwesens, aber der Lenz des Bürgertums. Die deutsche Welt war ernüchtert. Der Meistergesang erblühte, das Lehrgedicht verdrängte das Minnelied. Wie der Spitzbogen damals den Rundbogen ablöste, der gotische Baustil an Stelle des romanischen trat, wie auch die Schrift jene eckige und spitze Buchstabenform anzunehmen begann, die wir noch gegenwärtig als besondres Merkmal der deutschen Schriftzeichen betrachten, so ging auch der Sprache Rundung und Geschmeidigkeit allmählich verloren. Die Mundarten traten wieder hervor und durchbrachen die Regeln der mhd. schriftsprachlichen Einigung. 'Die Schriftsteller dieser Zeit,' sagt Jakob Grimm, 'vergröbern stufenweise die frühere Sprachregel und überlassen sich den Einmischungen landschaftlich gemeiner Mundart.' Die ungebundene Rede gewann einen breitern Raum, besonders die der Urkunden, Rechtsbücher, Predigten und mystischen Schriften; abgezogene Begriffe auf -heit und -ung wurden in großer Zahl gebildet, z. B. nihtheit = Nichtigkeit, inwendecheit, Innerlichkeit, unwandelbaerekeit, Unwandelbarkeit, vernihtunge, Vernichtung. Die Oberflächlichkeit der Geistesbildung kam in der zunehmenden Herrschaft der nichtssagenden Redensart (Phrase) zum Ausdruck, die Roheit der Zeit des Faustrechts und des entarteten Rittertums erkennt man an den wohl damals aufkommenden Bezeichnungen 'brandschatzen'[1], 'dem Landfrieden nicht trauen', 'Rädelsführer', 'sich durch die Welt

1) d. h. eine Geldauflage festsetzen zur Abwendung des förmlichen Niederbrennens; das Wort (brantschetzung) ist belegt seit 1350.

ſchlagen', 'fechten' = betteln, 'Schnapphahn' = Strauchdieb, 'Buſchklepper', 'einen (Kopf) über die Klinge ſpringen laſſen' oder, wie Luther dafür ſagt, 'den Kopf über die kalte Klinge hüpfen laſſen', 'ſengen' d. h. das Feuer beim Niederbrennen der Gebäude ſingen machen, Wörter, die von der wilden Kriegsluſt und Roheit, aber auch — wenigſtens gilt das von den letzten — von der kühnen Bilderſprache jener Zeit ein beredtes Zeugnis ablegen.

Jetzt trat die Wiedergeburt des Altertums, die ſogenannte Renaiſſance, in Deutſchland ein, die ſicherlich unſere Mutterſprache in mancher Beziehung gefördert hat, aber doch auch z. B. im Wortgebrauch (vgl. § 135) nicht ohne nachteiligen Einfluß geblieben iſt. Die ſeit dem 14. Jahrhundert gegründeten Hochſchulen in Prag (1348), Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1388), Erfurt (1392), Leipzig (1408) u. a. verbreiteten einen fremden Geiſt in Deutſchland. Die Gelehrten ſprachen und ſchrieben meiſt lateiniſch, ſchoben das Deutſche als Aſchenbrödel verächtlich beiſeite und überließen es dem gemeinen Manne, der ſich ſeinerſeits durch Wendungen wie 'gelehrt, verkehrt' (vgl. Jägerlatein für ſchwer verſtändliches, mit vielen Fachausdrücken durchſetztes Deutſch) über dieſes Treiben luſtig machen konnte. Klaſſiſche Namen galten jetzt als vornehm und kamen immer mehr in Aufnahme. Das Beiſpiel des Gelehrten Julius Cäſar Scaliger ſteht nicht vereinzelt da. Der Kurfürſt Albrecht von Brandenburg erhielt von ſeinen Zeitgenoſſen den Beinamen Achilles, und ſeine Nachfolger Johann, Joachim I. und Joachim II. die ehrenden Benennungen Cicero, Neſtor und Hektor.[1]) Cicero ward der Held des Tages, und Ciceroniſche Redewendungen wurden allgemein beliebt. Wenn man ſich einmal dazu erniedrigte, die verachtete deutſche Sprache zu gebrauchen, ſo ſtreute man zahlreiche Redeblüten ein. Darum kannte man von jetzt an ein 'verblümtes Deutſch' (verbliemtes Dutſch), einen Ausdruck, deſſen ſich zuerſt der Humaniſt Jakob Wimpfeling (1450—1528) bediente.

1) Über die Überſetzung der Perſonennamen (Zimmermann in Faber, Bäcker in Piſtor u. ſ. f.) vgl. unten § 136.

Die langen Satzgefüge des klassischen Lateins wurden nachgeahmt[1]), überhaupt möglichst lateinische Farben aufgetragen zum größten Schaden der Muttersprache, der dieser geliehene Schmuck herzlich schlecht zu Gesicht stand. M. Opitz führte die klassische Mythologie in die deutsche Dichtkunst ein, er war auch einer der ersten, der den Namen eines hervorragenden Mannes aus der Zeit des Altertums als Buchtitel verwendete. Wie er sein Werk 'über die Verachtung der deutschen Sprache' (1617) Aristarch benannte, so haben seitdem Lessing, Adelung u. a. Schriften mit den Bezeichnungen Laokoon, Mithridates u. s. f. erscheinen lassen, ja der Name des mauretanischen Königs Atlas, den Mercator zur Aufschrift eines erdkundlichen Werkes benutzte, lebt noch heute in dem Worte Atlas (Sammlung von Landkarten) fort. Bildliche Wendungen wurden zahlreich aus dem klassischen Altertum in unsere Sprache herübergenommen, so Achillesferse und Zankapfel[2]), Danaergeschenk und Pyrrhussieg, Sisyphusarbeit und Tantalusqualen; und wenn wir jetzt von einem Faß der Danaiden und einem gordischen Knoten, von attischem Salz und Grazien an der Wiege, von Leitfäden und Pensen, vom Verleihen des Lorbeers und Ringen nach der Palme des Sieges[3]) reden, so ist das größtenteils auf Rechnung jener Zeit zu setzen.

90. Aber wie so oft, berühren sich auch hier die Gegensätze.

1) Der Reichstagsabschied von 1518 beginnt mit einem Satzungeheuer von etwa 27 Zeilen Länge, der 1. Pilsener Schluß vom 12. Januar 1634 mit einem solchen von etwa 45 Zeilen.

2) Dieses Wort läßt sich zuerst im Jahre 1570 belegen, wo es von Flacianischen Theologen gebraucht wird: 'Das man uns fürgeworffen, wir hetten Lust, ein neu pomum Eridos, das ist, wie sie es gedeutscht, ein Zanckapffel in hauffen zu werfen.' Gombert, Großstehlitzer Progr. 1879 S. 23.

3) Vgl. auch die Wendungen: 'Den Rubicon überschreiten, den Augiasstall reinigen, eine Schlange am Busen nähren, ein χ für ein u (X für V, also 10 für 5) machen, eine Laufbahn einschlagen, jemandem seine Kreise stören, das Schwert in die Wagschale werfen' und H. Blümner, Streifzüge auf dem Gebiete der Metapher. Grenzboten 1892 S. 203 ff., 1893 S. 558 ff.

Neben dem trüben Waſſer des Gelehrtenſtils fließt der lebendige, reine Quell des Volksliedes, neben dem ſteifen Lateindeutſch ſteht die ſchlichte Sprache eines Luther. Kindlich unbefangen und herzensinnig, einfach und volkstümlich, kräftig und markig, gedankenreich und tief, gedrungen und voll jugendlichen Feuers iſt ſeine Schreibweiſe in der Bibel, in den Tiſchreden und Briefen, in den Kirchenliedern und Predigten. Sie iſt nicht künſtlich gemacht, ſondern natürlich; deutlich treten an ihr noch die friſchen Züge der Volksmundart hervor, aus der ſie hervorgegangen iſt. Denn Luther war nach ſeiner eignen Angabe redlich bemüht, den Leuten aufs Maul zu ſehen, um ſich allgemein verſtändlich ausdrücken zu lernen. War Karl V. der Anſicht, die deutſche Sprache ſei nur gut für Pferde und Knechte, ſo betonte Luther, daß des Deutſchen nur die deutſche Sprache würdig ſei. Daher erinnert die hehre Geſtalt des großen Kirchenerneuerers an die volkstümliche Erſcheinung des alten Cato. Beide waren bemüht, dem gewöhnlichen Manne, mit dem ſie beſtändige Fühlung hatten, höhere Güter zugänglich zu machen. Der Römer brach mit der alten Sitte, in griechiſcher Sprache zu ſchreiben, und verfaßte die erſte lateiniſch geſchriebene Geſchichte Roms; der Deutſche brach mit der Lateinſucht der Humaniſten und überſetzte die Bibel zuerſt in volkstümlicher Weiſe in ſeine Mutterſprache. Cato kämpfte gegen griechiſche Sitte und betrachtete ſogar die von Syrakus nach Rom geſchleppten Kunſtwerke als 'feindliche Brüder', Luther trat überall gegen die römiſche Art in die Schranken und bannte den Bilderſchmuck der römiſchen Kirche. Auch Fremdwörter waren beiden zuwider. Wort und Rede galten ihnen als Rüſtzeug, floſſen zwar nicht leicht von den Lippen, kamen aber aus dem Herzen und blieben daher nicht ohne Wirkung. Ihre ganze Natur war kampfesfreudig, ſchon Ton und Stimme bekundeten, daß ſie eine ſtarke Leidenſchaft beſeelte. Trotz ihrer großen Kenntniſſe und der Vielſeitigkeit ihres Wiſſens blieben ſie doch ſchlicht und einfach in Sitte und Lebensweiſe und leutſelig im Verkehr mit Niedrigerſtehenden; deshalb war auch das, was ſie ſchrieben, ungekünſtelt und ohne Falſch.

91. So löblich Luthers Streben war, so erwies sich doch der Gelehrtenzopf im Schrifttum als unverwüstlich und der volkstümlichen Art überlegen. Konnte später in England der gewaltige Geist eines Shakespeare gegen einen solchen Gegner nicht viel ausrichten, so war damals auch die urwüchsige Kraft eines Luther nicht imstande, dem durch die Humanisten angerichteten Unfug zu steuern. Namentlich bahnte das römische Recht, das mit der Kammergerichtsordnung vom Jahre 1495 festen Fuß in Deutschland faßte, durch das Corpus Juris dem Latein die Wege. Während dies seit dem 13. Jahrhundert mehr und mehr zurückgedrängt worden war, erlangte es im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der Gelehrten jetzt eine solche Macht, daß im Jahre 1570 die Zahl der lateinisch abgefaßten Druckschriften etwa 70 v. H.[1]) und um 1730 immer noch 30 v. H. betrug; sie sank erst Ende des 18. Jahrhunderts auf 5 v. H. herab. Wie aber die Renaissance am Ausgange des 16. Jahrhunderts in den Barockstil ausartete, wie mit diesem die Tracht Auswüchse aller Art annahm und die Schrift sich verschnörkelte, so zeigte auch der Sprachstil bald die Eigentümlichkeiten des Zeitgeschmacks. Für die Humanisten war Cicero das Vorbild gewesen, im 17. Jahrhundert wurden es die Schriftsteller des silbernen Lateins. War doch auch sonst dieses Zeitalter ein getreuer Abklatsch des Zeitalters der Antonine! Hier wie dort herrschte Prunk und Üppigkeit in Sitte und Lebensweise, in Trachten und Bauten, unbeschränkte Fürstenmacht neben widerlicher Schmeichelei und Ersterben in Höflichkeit. Diese am spanischen Hofe beliebte Art, die spätern Geschlechtern 'spanisch' vorkam, machte sich nur zu bald auch im Schrifttum breit und erreichte in der 2. schlesischen Dichterschule ihren Höhepunkt. Geschmacklose, gesuchte Ausdrücke sind bei ihren Mitgliedern in reicher Menge zu finden.[2]) Man nannte den

1) Die Zunahme deutscher Druckschriften von 1500—1524 bes. durch Luthers Einfluß belegt zahlenmäßig P. Pietsch, M. Luther S. 48.

2) Canitz, Gedichte 240 (dritte Satire): 'Kein Dichter trifft itzund so künstlich die Natur, sie ist ihm viel zu schlecht (schlicht), er sucht sich neue Spur'. J. Chr. König, Gedichte: 'Die deutsche Dichtkunst war veracht,

Mond der Sonne Kammermagd, den Ochsen der Kühe lieben Mann, die Brust Zeughaus der Liebe, die Zunge des Mundes Cymbel und Adam einen Prinzen der Sterblichkeit; man redete von den gläsernen Gewässern und den schwarzen Sternen, ja richtete an die Geliebte Worte wie: 'In Deiner Augen Pech blieb oft mein Auge kleben'; je ungewöhnlicher eine Bezeichnung war, für um so geistreicher galt sie; je schwülstiger eine Wendung, um so lieber wurde sie gebraucht. So war denn der Stil geschraubt und gekünstelt, voll von spitzfindigen Gegensätzen, kühnen Bildern und Gleichnissen, Wortspielen und Anspielungen aller Art, weithergeholten sinnbildlichen Darstellungen und übel angebrachter Belesenheit; da er gedankentief erscheinen sollte, auch oft dunkel und unverständlich.

Dem Vorgange des Hofes, fremden Sprachen vor der deutschen den Vorzug zu geben, waren die gebildeten Stände längst gefolgt, nur trat jetzt an die Stelle der Lateinsucht bei diesen die Welschsucht. Die gute, alte deutsche Art erschien als 'altfränkisch'. Spanisch und Italienisch fanden Verehrer und Freunde, vor allem Französisch, das durch den häufigen Aufenthalt deutscher Jünglinge auf französischen Hochschulen und das Eindringen des Calvinismus an deutsche Fürstenhöfe (Pfalz, Anhalt, Hessen) in Deutschland immer beliebter wurde, aber auch durch Übersetzung vieler Schäfer- und Schelmenromane, Reisebeschreibungen, Heiratsbücher u. a. in weiteren Kreisen hohen Einfluß gewann. Ein Spruch, der aus jenen Tagen stammt, besagt, man solle mit Gott spanisch, mit den Fürsten italienisch, mit den Frauen französisch, mit den Feinden aber deutsch reden.[1]) Kein Wunder, daß sich jetzt, da alle

sie suchte sich zu bunt zu kleiden, bei Hofe sah sie sich verlacht, denn der kann keinen Schulschmuck leiden; sie war nur auf den Schein bedacht, und was den Opitz groß gemacht, begunt ihr falscher Witz zu meiden'.

1) Vgl. Zeiller, Epistolische Schatzkammer (1683) 74b; G. Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes. II. Teil. Berlin 1891; Lippert, Deutsche Sittengeschichte III, 168: 'Der Wiener Hof stand bis zum Tode Karls VI. († 1740) unter dem Einflusse der spanischen Etikette. Dagegen galt die Pflege italienischer Kunst, besonders des italienischen

Schleusen gezogen waren, romanische Wörter und Wendungen in großer Masse über Deutschlands Fluren ergossen.[1]) Wenn sich die höhern Stände dazu herabließen, ihre Muttersprache zu gebrauchen, sprachen und schrieben sie ein Deutsch, das als widriges Gemengsel aus allen möglichen Sprachen bezeichnet werden konnte. In dem Berichte des großen Kurfürsten an den Prinzen von Anhalt[2]) über die Schlacht bei Fehrbellin sind zahlreiche lateinische und französische Ausdrücke eingestreut, daneben verraten Wendungen wie die Brücke machen (= schlagen) fremden Einfluß. Die von Fremdwörtern strotzenden Erlasse und Verordnungen der Behörden verspottet schon Moscherosch (Philander von Sittewald, † 1669).[3]) Die Poesie schielte wie zur Zeit des Rittertums nach Frankreich, hier wie dort bildete Frauenverehrung den Hauptstoff der Lyrik, aber der Idealismus jener Zeit war einer rohsinnlichen und lüsternen Auffassung gewichen und die liebliche Naturempfindung der Minnesänger lag den 'engbrüstigen an den Salon oder an die Studierstube gefesselten Dichtern' vollständig fern. Selbst für die Schönheit des erwachenden Lenzes hatten sie kein Verständnis. Ein

Singspiels für hoffähig. Doch drang auch schon zu Karls VI. Zeiten französische Sitte immer mehr ein. Vorzugsweise huldigten ihr die Minister und der Staatskanzler Kaunitz. Während man Französisch von den Diplomaten, Lateinisch vom Beichtvater, Italienisch von den Lippen Metastasios vernahm, waren der Hanswurst Stanitzky und der Prediger Abraham von Santa Clara diejenigen Organe, durch die die deutsche Sprache ihre Vertretung bei Hofe fand. Wenn auch der brave Abraham in seiner Art seine Verdienste hat, so konnte doch die grob humoristische Art, wie er die Muttersprache gebrauchte, dieselbe nur als eine für höhere Zwecke unbrauchbare Bauernsprache erscheinen lassen.'

1) Vgl. H. Dunger, Verdeutschungswörterbuch. Leipzig 1882; H. J. Kämmel, Der Einfluß der frz. Sprache und Litteratur auf die höhern Stände Deutschlands seit der Mitte des 16. Jahrh. Zittauer Programm 1853; H. Liesche, Einfluß der französischen Sprache auf die deutsche. Dresden 1871; Laubert, Die französischen Fremdwörter in unserem heutigen Verkehr. Realschulprogramm, Danzig 1866; F. A. Brandstäter, Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache. Leipzig 1874.

2) Vom 18. Juni 1675.

3) 'Da stecken sie voller Distinktionen, Divisionen, Conciliationen, Extravagantien, raisons d'état, Seditionen, Recessen' u. s. f.

Pröbchen der damaligen Dichtung geben folgende Verſe: 'Reverierte Dame, Phönix meiner Ame (âme), gebt mir Audienz, Eurer Gunſt Meriten, machen zum Falliten meine Patienz. Ach, ich admiriere und conſideriere Eure Violenz; wie die Liebesflamme mich brennt ſonder Blame wie die Peſtilenz. Ihr ſeid ſehr capable, ich bin peu valable in der Eloquenz, aber mein Servieren pflegt zu dependieren von der Influenz.'[1]) Man nannte dies alamodiſche Schreibweiſe und that ſich viel darauf zu gute. Natürlich ſickerte auch manches davon nach unten durch und fand beim Volke freundliche Aufnahme; auch der gemeine Mann putzte fortan ſeine Rede gern mit allerhand erborgten Flecken auf, ja die unglücklichen Zeitläufte des 30jährigen Krieges, die fremdes Kriegsvolk aus aller Herren Ländern in unſer Vaterland führten, leiſteten dieſer Richtung bedeutenden Vorſchub.[2]) Auch die Begrüßung wurde jetzt unnatürlicher. War in der Blütezeit des Rittertums das einfache, gemütliche 'du' durch das romaniſche 'Ihr' aus einem großen Teile ſeines alten Beſitzes verdrängt worden, ſo entwickelte ſich im 17. Jahrhundert aus der dem franzöſiſchen Monsieur nachgeahmten Anrede mit Herr das ſteife 'Er' (z. B. Er kann gehen = du kannſt gehen), das dann in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch noch in die Mehrheit gerückt wurde (Sie ſind = Ihr ſeid).[3]) Während ſo der Geiſt der Sprache

1) Vgl. auch v. Perger, Der deutſche Stil in ſeiner Entwickelung von der älteſten Zeit bis auf Schiller und Goethe. Wien 1861. S. 48 und H. Hettner, Geſchichte der deutſchen Litteratur im 18. Jahrhundert. 4. Aufl. Braunſchweig 1893. S. 21 f.

2) So hat denn auch Schiller in ſeinem Wallenſtein mit Abſicht zahlreiche Fremdwörter eingemiſcht, um der Sprachmengerei der Zeit des 30jährigen Krieges Rechnung zu tragen, gleichwie er im Tell durch den Gebrauch von ſchweizeriſchen Ausdrücken uns Land und Leute näher bringen wollte. — An die troſtloſen Zuſtände jener Kriegszeit erinnern Ausdrücke wie abgebrannt = arm. Vgl. Philander v. Sittewald 4, 209 der Leydener Ausg. von 1647: 'ein gut Geſell beklagte ſich, daß er abgebrandt war, das iſt nach der Feldſprach ſoviel als daß er umb alles kommen und erarmet war.'

3) Das damals gleichfalls ohnmächtige Italien ging nur bis zum 'Er', die übrigen Romanen haben es bei dem 'Ihr' bewenden laſſen.

so undeutsch wie nur möglich war, hörte man beständig über den 'Glanz der Haupt- und Heldensprache des auf diesem großen Fußschemel Gottes wallenden Japhetischen Geschlechts der Deutschen' sprechen.

Dem Barockstil folgte das Rokoko[1]), das noch während eines großen Teils des 18. Jahrhunderts auf allen Gebieten der Kunst, aber auch in Kleidung und Schrifttum zur Geltung kam. Galant und artig, zärtlich und scherzhaft waren neben curiös und politisch[2]) die Hauptschlagwörter der Zeit. Unter diesem Zeichen standen die Anakreontiker, die Hagedorn, Jakobi, Uz, Gleim u. a.; auch Goethe in seiner Leipziger Studienzeit huldigte dieser Richtung, die das zierliche Rahmenwerk für wichtiger als die Sache selbst erachtete. Empfindung und Form waren gekünstelt, zwar zierlich, aber unnatürlich und gemacht. Rokokohaft wie die gepuderten Schäfer und Schäferinnen, die unter allerlei griechischen Namen (Corydon, Daphne, Galatea u. a.) auftraten und durch ihre Tändeleien zu ergötzen suchten, war die ganze Naturbetrachtung, war auch der besonders beim Schäferspiel beliebte Alexandriner.

92. Aber eine Gegenströmung blieb nicht aus. Sie begann im Norden unter dem Einflusse König Friedrich Wilhelms I. von Preußen, der aller Schnörkelei und allem Übermaß abhold war und in seiner Abneigung gegen alles Fremdländische 'die Deutschheit überdeutschte'. Er hatte in der Dichtkunst Gesinnungsgenossen an einer Reihe vorwiegend norddeutscher Männer: Christian Weise, Wernicke, Canitz u. a., die, statt zu überladen, das Einfache und Natürliche zur Richtschnur ihres Schaffens erhoben, wobei sie freilich vielfach ins Platte und Nüchterne

1) G. Steinhausen, Lyons Zeitschr. IX, 22 ff.; Rokokostudien, Grenzboten 1891, S. 571 ff.

2) Dieses Fremdwort tritt ungefähr 1670 im deutschen Schrifttum auf und ist seit Ende des 17. Jahrhunderts in allgemeinerem Gebrauche; galant erscheint um 1670, wird Modewort 1695 und hält sich bis nach 1730. Vgl. M. v. Waldberg, Die galante Lyrik, Quellen u. Forschungen Nr. 56, Straßburg 1885, S. 3.

verfielen. Aus diesem Geiste wurde die Aufklärung[1]) geboren, die sich zur Aufgabe machte, die breiten Schichten des Volks über Irrtümer aller Art aufzuklären und gerade im Norden, wo Christ. Wolff und Nikolai wirkten, ihre festesten Stützen und ihre eifrigsten Anhänger fand. Ihr gehörte auch Lessing, der Dichter des Nathan, an, der mit seiner klaren und bestimmten, kurzen und gedrungenen Ausdrucksweise den schärfsten Gegensatz zu Leuten wie Hoffmannswaldau und Lohenstein bildete. Er ging streng mit den Franzosen ins Gericht, verwarf ihre Ansichten von den drei Einheiten im Bühnenstück und machte sie durch die Figur des aufgeblasenen und großsprecherischen, aber dabei feigen Riccaut de la Marlinière in der Minna von Barnhelm lächerlich. Gleichzeitig verherrlichte er den großen König, der zwar noch in dem Wahne lebte, deutsche Sprache und deutsches Schrifttum seien dem französischen nicht gewachsen[2]), der aber gleichwohl Lessing in seinem Kampfe gegen französische Sprache und Art unterstützte. Denn indem er auf den Feldern von Roßbach den französischen General Soubise aufs Haupt schlug, half er den französischen Geist mit seinem Regelzwange und seinem Alexandriner bannen, wie er bisher auf dem künstlerischen und sprachlichen Leben Deutschlands gelastet hatte.[3]) So war es denn auch eine der ersten Thaten Herders, gegen den Gebrauch der französischen Sprache an Stelle der deutschen zu eifern und zu betonen, 'wer in einer fremden Sprache schreibe, gleiche dem, der sein eignes Haus verlasse und in einem fremden

1) Das Wort 'aufgeklärt' als Ausdruck der ganzen, namentlich religiösen Denkart läßt sich zuerst bei Wieland belegen (Moralische Briefe 10 u. ö. vom Jahre 1752), dann bei Adelung 1774.

2) Friedrich hielt die deutsche Sprache für einen jargon dépourvu d'agrément que chacun manie selon son caprice, des termes employés sans choix, les mots propres et les plus expressifs négligés, et le sens des choses noyé dans des mers épisodiques.

3) 'Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie' (Goethe).

wohne'.[1]) Darum 'weckten Klopstocks Preisgedichte auf das deutsche Vaterland und die deutsche Sprache einen mächtigen Widerhall'.

93. In der kerndeutschen Art, die Klopstock damit an den Tag legte, begegnete er sich mit Lessing, aber sonst stand er mit seinen Anschauungen und Empfindungen im Gegensatz zu ihm. Denn er war einer der hervorragendsten Vertreter der rührseligen und empfindsamen[2]) Richtung, die im Gegensatz zur Aufklärung weniger das Recht des Denkens und der freien Überzeugung betonte und mehr in einseitiger Hervorhebung des Gefühls das Heil der Dichtkunst erblickte. Durch die Pietisten Spener und Francke in Deutschland vorbereitet und durch die Schweizer Bodmer und Breitinger eingeleitet, griff diese Zeitstimmung außerordentlich um sich und fand im Gegensatz zur Aufklärung, die namentlich die höhern Klassen beherrschte, besonders bei den niedern Anklang. Gemäß dieser Anschauung des Dichters zeigte Klopstocks Sprache Erhabenheit und Überschwänglichkeit, Feuer und Leidenschaft. Hehre Bilder und Vergleiche, großartige Wortgebilde und Kühnheit der Wortstellung waren ihr eigentümlich. Die Beiwörter flossen reichlich, durch Beseelungen wurde der Ausdruck gern belebt. Da winket der Wein, gebiert die Flur, blüht die Brust, locket des Ruhmes Silberton. Und da der Dichter auch ein feines Gefühl für musikalische Wirkungen hatte und an Biegsamkeit und Weichheit der Sprache viele hinter sich ließ, so kam es damals manchem vor, als ob er mit Engelzungen redete. Natürlich wurde in jener Zeit die Sprache des Gefühls wesentlich bereichert und für Stimmungen und Empfindungen viele neue Ausdrücke gefunden. Man sprach von sanften Schauern wehmütiger Küsse,

1) Vgl. Wackernell, Zeitschr. des allg. deutschen Sprachvereins IV, 89. Am Anfange des 18. Jahrhunderts wurde auch in Deutschland zuerst nach dem Muster des Boileauschen goût das Wort 'Geschmack' in übertragenem Sinne vom Schrifttum gebraucht, ein Zeichen, daß man sich jetzt der Unnatur Lohensteinschen Schwulstes bewußt wurde.

2) Das Wort empfindsam ist 1768 als Übersetzung des englischen sentimental gebildet worden.

von Süßigkeiten der Freundschaft, von Thränen der Wehmut und des Dankes, von Strömen keuscher Liebe, die das Herz erfüllen.[1]) Man besang sein 'englisches' (= engelgleiches) Mädchen, womöglich in 'englischen' Versen und 'schmolz hin' in stillen Schmerzen.[2]) Im Messias vergießt selbst Gott in einem Augenblicke höchster Seligkeit eine Thräne. Diesem Gefühlsdrange entspricht auch die große Vorliebe jener Zeit für Namen wie Traugott, Fürchtegott, Gottlieb, Gottlob, Gotthelf, Gotthold u. a.

94. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß 'die Gewöhnung, den Blick in sich selbst zu kehren und die innern Regungen zu belauschen, zur Schauspielerei und die Bewunderung edler Affekte zur Affektation' verführte.[3]) So kommt es, daß uns häufig, wo wir den einfachen Ausdruck eines innigen Gefühls erwarten, ein Aufwand von Betrachtung abstößt; bei allem Häufen dichterischer Anschauung vermochten die Dichter oft nicht eine gehobene Stimmung hervorzubringen, noch weniger den vollen Einklang eines schönen Gefühls in dem Hörer zu erzeugen. Diese innere Unwahrheit des Stils machte schließlich der grenzenlosen Freiheit und Zügellosigkeit Platz, die in der Zeit des Sturmes und Dranges herrschte.

Wie man jetzt auf dem Gebiete des Glaubens eine Vernunftreligion aufstellte und im Erziehungswesen die Rousseauschen Grundsätze verbreitete, so verließ man auch in der Sprache das gewohnte Bett der ordnenden Regel. In der Sucht, durchaus Neues und Ursprüngliches zu schaffen, verstieg man sich zu Ungeheuerlichkeiten aller Art. Grausig und verzerrt gleich den in

1) Auch Herder war ein Kind seiner empfindsamen Zeit. Im Briefwechsel mit seiner Braut spielte das Weinen eine große Rolle; 'bei weinender Seele, Ihr empfindungsvolles Auge, Ihre empfindungsvolle Seele' sind darin ganz geläufige Wendungen. Seinen Stil behandelt E. Naumann, Untersuch. über Herders Stil, Programm des Friedrich-Wilhelmsgymnasiums in Berlin 1884.

2) Über den Gebrauch des Wortes Engel in Goethes Clavigo vgl. G. Schmidt, Clavigo, eine Studie zur Sprache des jungen Goethe. Gotha 1893. S. 33; über den häufigen Gebrauch von schmelzen in Schillers Fiesko vgl. Frick, Wegweiser durch die klass. Dramen V, 2, S. 81.

3) Vgl. G. Freytag, Bilder a. d. deutsch. Vergangenh. IV, 142 f.

den Schriften dargestellten Menschen war der Stil, zerklüftet und zerfahren die Sätze, dabei durchwogt von hoher Glut der Leidenschaft und gewaltigem Feuer der Begeisterung. An der kühnen Sprache Klopstocks, der überschwenglichen Ossians, der markigen Shakespeares bildeten die 'Original- und Kraftgenies' ihren Stil. Auch Goethe machte, angeregt von Herder, während seiner Straßburger, Wetzlarer und Frankfurter Schaffenszeit diese Schule durch.[1]) In keinem Abschnitte seiner dichterischen Laufbahn ist er so kühn und fruchtbar in neuen Wendungen und Wortbildungen gewesen wie damals. Klopstockſche Art verraten die Ausdrücke: des schauernden Himmels öde Gestade, wehende Zweige des dämmernden Hains, in heiliger Wonne schweben. In dem 1774 entstandenen kurzen Gedichte 'Mahomets Gesang' bildet er die zusammengesetzten Wörter: schlangenwandelnd, freudebrausend, Gipfelgänge, Schattenthale, Führertritt, Felsenquell, Sternenblick, Flammengipfel, Bruderquellen, Liebesaugen, Cedernhäuser; dort spricht er auch vom rollenden Triumphe und vom silberprangenden Quell. In kühner Weise verbindet er Zeitwörter mit dem Acc. des innern Objekts. Wie Klopstock gesagt hatte 'Rache funkeln, Anbetung flammen, Gnade lächeln, Wonne schauern', so Goethe in dem Liede an Schwager Kronos: 'Ekles Schwindeln zögert mir vor die Stirne dein Zaudern' und im Prometheus: 'Du glühtest Rettungsdank'. Endlich in der Seefahrt 'entjauchzt uns der Matrose dem Schlafe' und 'erzecht man sich Geduld und Mut'. Ebenda finden wir tief empfundene Beseelungen wie 'die Sonne lockt mit Feuerliebe'.

95. Doch schnell wie diese Sturm- und Drangzeit gekommen war, schwand sie wieder dahin. 1781 war Vossens Übersetzung

1) Über Goethes Verhältnis zu Klopstock schrieb O. Lyon, Leipzig 1882. Im übrigen sind folgende einschlägige Schriften und Abhandlungen hervorzuheben: St. Wätzoldt, Die Sprache des jungen Goethe, Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins I, 265 ff.; K. Burdach, Die Sprache des jungen Goethe. Vortrag gehalten auf der 37. Philologenvers. zu Dessau. Leipzig 1885 S. 166 ff.; M. Bernays, Einleitung zum jungen Goethe I, S. LIV ff.; Hilgers, Die deutsche Sprache vor 100 Jahren. Programm, 1868.

der Odyſſee erſchienen und an ſie hatte ſich die der Ilias und andrer klaſſiſcher Dichtungen gereiht. Damit war die hohe Aufgabe zum Teil gelöſt, die deutſche Sprache fähig dazu zu machen, daß ſie neben genauer Wiedergabe des Inhalts der griechiſchen Dichter auch deren Ton und Ausdrucksweiſe richtig treffe. Damit begann ſich auch Friedrichs des Großen (Brief an Voltaire 1775) Äußerung zu bewahrheiten: 'Le goût ne se communiquera en Allemagne que par une étude réfléchie des auteurs classiques. Deux ou trois génies rectifieront la langue.' Unter dem Einfluſſe Homers wurde damals der deutſchen Sprache manches neue Pfropfreis eingeſetzt und dadurch ihre Gefügigkeit und Gelenkigkeit erhöht: Das Eigenſchaftswort, der Genitiv der Beifügung u. a. Satzteile wurden nach Homeriſchem Gebrauche in viel freierer Weiſe geſtellt, als dies bisher üblich geweſen war, Eigenſchaftswörter im ſächlichen Geſchlecht zu Hauptwörtern erhoben, das Geſchlechtswort vielfach weggelaſſen und Biegungsfälle nach griechiſchem Muſter verwendet ('Sachen keines Gebrauches, wäre mir jetzt nur Geld in der Taſche' u. a.); manche ſchmückenden Beiwörter wurden neu geprägt, auch die Mittelwörter ſeitdem häufiger und in freierer Weiſe gebraucht und mit ihnen gern Zuſammenſetzungen gebildet: z. B. ſind 'wolkenberührende Tannen, weitumſchauende Gegend und rebenſchenkende Erde' Voſſiſche Neubildungen. Auch Goethe und Schiller wandten ſich jetzt dem klaſſiſchen Altertum zu und vervollkommneten ihren Stil an großen Meiſtern wie Homer, Sophokles, Euripides und Pindar.[1]) Gleichwie die römiſchen Dichter ihren griechiſchen Vorbildern nicht bloß in der Erfindung und Geſtaltung des Stoffes ziemlich viel verdankten, ſondern auch gleichzeitig dazu angeregt wurden, die Mutterſprache im Wortſchatze zu bereichern und durch Übernahme

1) Sie miſchten ſelbſt heidniſch-griechiſche Religionsvorſtellungen unter chriſtlich-germaniſche. So ſpricht Schiller in der Maria Stuart von dem Schwerte der Themis, den Furien der Zwietracht und der Ate, ja er läßt ſtrenggläubige Chriſten wie Johanna die Götter anrufen. Vgl. auch K. Bruchmann, Pſycholog. Studien z. Sprachgeſch. S. 73 f.; J. Schlurick, Schiller und die Bibel S. 6.

neuer Konſtruktionen geſchmeidiger zu machen, ſo haben auch Schiller und Goethe ſich nach Klopſtock redlich bemüht, an den klaſſiſchen Dichtern ihre Sprache zu bilden und damit den Grundſatz Gottſcheds zu nichte gemacht, daß in Gedichten nur das zuläſſig ſei, was man auch in Proſa ſagen könne. Unter dem Einfluſſe Homers ſchrieb Schiller z. B. in der Jungfrau von Orleans: 'Den frohen Tag der Heimkehr ſehn, löwenherzige Jungfrau, thränenvoller Krieg, bleiche Furcht' u. a; ebenſo glättete Goethe unter Anregung griechiſcher Dichter die Verſe ſeiner Iphigenie und lernte den Worten Anmut und Wohllaut einhauchen, den Sätzen Gleichmaß, den Gefügen Rundung geben; aber auch in Wortbildung, Wortſtellung und Gebrauch der Figuren war er ein gelehriger Schüler der Alten.[1]) Schon im Werther braucht er Homeriſche Wendungen wie das Licht der Sonne ſehen (horân phaos êelioio) und es zerreißt mir meine Eingeweide (daietai êtor), und noch im 2. Teile des Fauſt ſpricht er vom hohlen Schiff (koilê naus), der ehernen Stimme (ops chalkê) u. a., ja man kann ruhig behaupten, daß er ſeine Gleichniſſe und Bilder nächſt der Bibel mit beſonderer Vorliebe gerade dem Homer entlehnt.[2])

1) Vgl. auch H. Morſch, Goethe und die griechiſchen Bühnendichter. Berlin 1888; Lücke, Goethe und Homer, Ilfelder Programm. Nordhauſen 1884; Einert, Die weltbürgerliche Richtung unſerer klaſſiſchen Litteratur, Arnſtädter Programm, 1865 und K. Olbrich, Goethes Sprache und die Antike. Leipzig 1891. Der Letztgenannte führt z. B. S. 36 aus, daß Goethe den Genitiv der Beifügung, je eingehender er ſich mit den Alten beſchäftigt, um ſo häufiger voranſtellt entgegen den Beſtimmungen, die von den Grammatikern gegeben waren. Von je 26 Fällen in der Iphigenie ſetzt er ihn in 12 Fällen nach, in 14 vor; von 23 in der Pandora lauten die entſprechenden Zahlen: 8 nach, 15 vor, von 34 in der Helena 5 nach, 29 vor. Dabei darf allerdings nicht verſchwiegen werden, daß die deutſche Volksſprache und ſo auch Luther in ſeiner Bibelüberſetzung dieſe Vorliebe teilt.

2) Vgl. auch Wendungen wie mit fliegenden Worten, im ehernen Buſen, ferner Zwieſpalt war mir im Herzen, die raſche Kraft der leichthin ziehenden Pferde (Herm. u. Doroth.), die unermüdete Sonne (Röm. Eleg.), die ſanften Pfeile des Gottes (Iphigen.) u. a., die den Einfluß Homers deutlich erkennen laſſen.

96. Aber als Greis kehrte Goethe zu den Neigungen der Jugend in gewiſſem Sinne zurück. 'Wir ſind vielleicht zu antik geweſen, nun wollen wir es moderner leſen', geſteht er ſelbſt. Wie er den kerndeutſchen Fauſt wieder vornahm und vollendete, ſo lenkte auch ſeine Sprache wieder in die Bahnen des Deutſchtums ein. Wohl entbehrte ſie nun der Kraft und des Feuers der Jünglingszeit, aber dafür iſt in ihr, z. B. in den Balladen, die Einfachheit und Natürlichkeit, die Gemütstiefe und Innigkeit des deutſchen Volks trefflich zum Ausdruck gekommen. Die herrlichen Gedichte gleichen den Veilchen, die in ſich gebückt den wonnigſten Duft verbreiten.[1])

Zeugniſſe desſelben Geiſtes, des ſich wieder auf ſeine Art beſinnenden Deutſchtums, ſind die Lieder der Freiheitsſänger in der Zeit der Napoleoniſchen Kriege und die Dichtungen der Romantiker. Dieſe ergingen ſich gern auf den Fluren des Mittelalters und entdeckten dabei manchen köſtlichen Edelſtein, der nun neue Faſſung erhielt und wieder ſeinen wunderbaren Glanz entfaltete. Waren Wörter wie Hort, Halle, Hain, Gau, Minne, Kämpe, Fehde, lobeſam ſchon früher, beſonders in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Klopſtock, Wieland[2]), Hagedorn, Mylius u. a. aus dem alten Wortſchatz hervorgeſucht worden, ſo geſchah jetzt, namentlich auf Uhlands Anregung, ein Gleiches mit Ger, Gadem, Wat u. ſ. f.

97. Auch politiſch lenkte nun Deutſchland in andre Bahnen ein. Seit dem Sturze Napoleons war mit dem Geiſte der franzöſiſchen Staatsumwälzung gebrochen worden, Metternich wachte ſorgfältig darüber, daß das Beſtehende in Staat und

1) Über Goethes Sprache und Stil im Alter vgl. P. Knauths gleichnamige Schrift, Leipzig 1894; über J. Paul als Sprachſchöpfer Joſ. Müller, Jean Paul und ſeine Bedeutung für das deutſche Volk. München 1894.

2) Wieland hatte ſchon in ſeiner Abhandlung über die Frage: 'Was iſt hochdeutſch?' (Werke Supplementband VI, S. 326) den Vorſchlag gemacht, die ältern deutſchen Mundarten als Gemeingut und Eigentum der echten deutſchen Sprache anzuſehen und als eine Fundgrube, aus der man den Bedürfniſſen der allgemeinen Schriftſprache zu Hilfe kommen könnte.

Kirche gehütet und unliebsame Bewegungen unterdrückt wurden. Die Schwingen der Dichtkunst erlahmten; die Wissenschaft hielt ihren Einzug. Hatte im 18. Jahrhundert das Herz den Kopf in Fesseln geschlagen, so blickte nun der Kopf verächtlich auf das Herz herab. Auf allen Gebieten regte sich großer Forschungstrieb. Wie nach Luthers Tode verlor die Sprache ihre urwüchsige Kraft, sie verknöcherte allmählich wieder unter den Händen der Gelehrten. Fremdwörter strömten aus allen Gebieten zu oder wurden mit griechisch-römischen Wortbildungsmitteln neu geschaffen. Der Kanzleistil gewann zusehends an Boden. Langstielige, nüchterne Fürwörter wie 'derjenige' griffen um sich, unnütze Wendungen und Flickwörter wie 'gewissermaßen, einigermaßen', denen schon Fichte nach Goethes Mitteilungen[1]) den Krieg erklärte, flossen in die Rede ein. Je stärker die Jagd nach Geld und Gut alle edlern Regungen zurückdrängte, je mehr der Hang zur Prunksucht und Völlerei zunahm, desto mehr wuchs die Liebe zu eitlem Wortgepränge. Man nannte neue Kirchen oder Straßen nicht mehr Annenkirche und Auguſtenstraße, wie man noch im vorigen Jahrhundert gethan hatte, sondern Annakirche, Auguſtaſtraße; Örtlichkeiten wie Klauſe, Celle, Pforte, Eckardtsberge wurden nun vielfach zu Klauſa, Cella, Pforta, Eckardtsberga, weil dies vornehmer klang.[2]) Schwulst und Ziererei im Ausdruck nahmen zu und mit ihnen grammatische Fehlerhaftigkeit. Französische Wortverbindungen wie 'in 1866, Günther Nachfolger, Sammlung Weidmann, Ankunft von Frau Y, gefeierte Sängerin aus Wien', wurden in Zeitungen und Büchern immer häufiger. Unmaß trat in der Wortbildung (Sichentäußerung, Zurannahmebringung, Inanklageſtandverſetzung), im Satzbau (das Vorkommen von Erkrankungen an der Cholera unter den Schiffern auf der Elbe

1) Goethes Werke Bd. 32, 224 Cotta, Bd. 39, S. 117 Reklam.

2) Über die Sucht der Gegenwart, klangvolle, aber unverstandene Namen zu wählen, äußert sich R. Hildebrand in einem hinterlassenen Aufsatze, Lyons Zeitschr. IX, 306: 'Es ist wie ein Stückchen goldig beleuchteten Bergnebels ohne feste Form, ohne Halt'. Damit vgl. Riehl, Kulturstudien aus drei Jahrhunderten 1873. S. 181.

bei Hamburg) und in der Beziehung der Wörter (Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen) ein. Wo man früher gesagt hatte: 'Die Augen vom Weinen getrübet' oder 'mit thränengeröteten Augen', hieß es nunmehr 'mit von Thränen geröteten Augen'. Breitspurige Wendungen, namentlich Umschreibungen von einfachen Zeitwörtern durch die Hauptwörter auf -ung und die Zeitwörter stellen, legen, bringen, erfolgen, stattfinden, flossen unwillkürlich in die Feder. In dieser Zeit des sprachlichen Niedergangs befinden wir uns noch jetzt. Statt der richtig gesprochenen Sprache, die als die beste Richtschnur eines guten Stils gelten kann, hat man sich lediglich die gedruckte, papierne[1]), zum Muster genommen, und gar mancher redet jetzt 'wie ein Buch'. In unserem tintenkleckſenden Jahrhundert gilt der Laut

1) Sätze wie 'In „Die tägliche Rundschau" steht' sind gar nicht für das Ohr, sondern nur für das Auge geschrieben; auch können die Gänsefüßchen die sprachliche Unrichtigkeit nur verschleiern. Grimm, Wörterbuch IV, 1 Sp. 1269: 'Jetzt wuchern die Gänsefüße bis zu gedankenloser Lächerlichkeit und in einer Weise, daß auch schon dem Sprachgefühl Schaden geschieht.' — Zu vergleichen sind: O. Schröder, Vom papiernen Stil. Berlin 1889; O. Lyon, Das Schrifttum der Gegenwart, in seiner Zeitschrift I, 14; 143; 230; 347; Derselbe, Die Sprache des 19. Jahrhunderts, Tägliche Rundschau, Unterhaltungsbeilage 1890 Nr. 245; Rothe, Über den Kanzleistil. Grüneberg 1890; G. Ehrlich, Hochwohlderselbe. Hannover 1892; Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. Leipzig 1892; Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. Leipzig 1892 und die dadurch angeregten Schriften von Erbe, Minor, Schmits, Blümner, Kärger u. a.; Wustmann, Neue Sprachdummheiten, Grenzboten 1894 S. 608 ff.; v. Sosnosky, Sprachsünden. Breslau 1890; Derselbe, Der Sprachwart. Breslau 1894; Brunner, Schlecht Deutsch. Wien und Leipzig 1895; H. Boll, Über bedenkliche Erscheinungen in der deutschen Sprache der Gegenwart. Programm, Brühl 1887; A. Demmin, Zeitungs-, Landtags- und Reichstagsdeutsch. Wiesbaden 1893; Halatschka, Zeitungsdeutsch. Wien 1883; H. Daubenspeck, Die Sprache der gerichtlichen Entscheidungen. Berlin 1893; W. Gensel, Die Sprache des Entwurfs zu einem bürgerl. Gesetzbuch. Leipzig 1893; K. Bruns, Gerichtsdeutsch und Ähnliches, Zeitschr. d. allg. deutschen Sprachvereins X, 25 ff., 41 ff., 121 ff.; Hullmann, Die Wissenschaft und ihre Sprache. Leipzig 1894; J. Sabin, Die Sprache der Presse u. des Parlaments. Kiel u. Leipzig 1893. G. Rümelin, Über die neuere deutsche Prosa, Deutsche Rundschau Bd. 59 (1889) S. 36 ff.

gar nichts, der Buchstabe alles. Das lebendige Wort ist ohnmächtig, die Zeitungen sind eine Großmacht ersten Ranges. Mit der Zunahme des Umfangs wird der Inhalt des Schrifttums minderwertig. So war es im 14. Jahrhundert, so ist es wieder im 19.; auf die höchste Erhebung folgt der tiefste Fall. Wohl ragen einzelne Gestalten aus der Masse der Tagesschriftsteller hervor, die bestrebt sind, echt deutscher Art in Gesinnung und Sprache wieder zum Siege zu verhelfen, wohl hat auch der Krieg von 1870—71 mit dem höhern Fluge des Volksbewußtseins den Wunsch nach einer Besserung im sprachlichen Ausdruck rege gemacht; aber eine solche ist mit Sicherheit nur dann zu erhoffen, wenn das ganze Volk Einkehr in sich selbst hält und sich von Grund aus umwandelt, wenn Genußsucht und Hochmut weichen und alte Einfachheit und Treue, Wahrheit und Sittenreinheit wieder in deutschen Gauen breite Wurzel fassen. Darum 'seht endlich zu', so rufen wir zum Schlusse mit M. Opitz aus, 'daß ihr, die ihr durch Tapferkeit die andern Völker überwindet, hinter ihnen auch in der Trefflichkeit der Sitte und Sprache nicht zurückbleibt!'[1])

1) Am Ende seiner lateinischen Schrift Aristarchus sive de contemptu linguae teutonicae. 1617.

Mutterſprache, Mutterlaut,
Wie ſo wonneſam, ſo traut!
M. v. Schenkendorf.

6. Lautwandel.[1])

98. Wie zwiſchen den einzelnen Mundarten unſeres Vaterlandes, ſo liegt auch zwiſchen den verſchiedenen indogermaniſchen Sprachen der Hauptunterſchied weniger im Wortſchatz als in den Lautverhältniſſen. Wörter und Wortbedeutungen, ja auch Eigentümlichkeiten des Satzgefüges gehen häufig aus einem Sprachgebiete ins andre über, die Laute dagegen werden ſelten durch fremde Sprachen beeinflußt. Denn ſie weichen je nach der körperlichen oder geiſtigen Anlage des betreffenden Volks in Klangfarbe und Tonſtärke gewöhnlich ſo ſtark von denen anders gearteter Völker ab, daß man oft nur mit Schwierigkeit nachzuahmen vermag, was an Ort und Stelle ſpielend hervorgebracht wird. Lautgebung und Volksart ſtehen eben im engſten

1) Vgl. W. Wilmanns, Deutſche Grammatik. Bd. I, § 1—336; Weinhold, Mhd. Grammatik, § 1—228; W. Scherer, Zur Geſchichte der deutſchen Sprache. 2. Aufl. Berlin 1890; K. v. Bahder, Grundlagen des nhd. Lautſyſtems. Straßburg 1890; Fr. Kluge, Vorgeſchichte der altgermaniſchen Dialekte in Pauls Grundriß der german. Philologie. Straßburg 1891 ff. I, S. 300—406; Noreen, Abriß der urgermaniſchen Lautlehre. Straßburg 1894; A. Schleicher, Die deutſche Sprache. 5. Aufl. Stuttgart 1888; Trautmann, Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Engliſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen im beſondern. Leipzig 1884—86; Vietor, Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutſchen, Engliſchen und Franzöſiſchen. 2. Aufl. Heilbronn 1887; Derſelbe, Die Ausſprache des Schriftdeutſchen. Leipzig 1890; G. Kißling, Die Laute des nhd., eine phonetiſche Studie. Bremen 1876; H. Paul, Unterſuchungen über den germaniſchen Vokalismus. Halle 1879.

Zusammenhange. Das schließt freilich nicht aus, daß sich der Lautkörper einer Sprache im Laufe der Jahrhunderte innerhalb gewisser Grenzen verschiebt. Denn durch äußere und innere Einflüsse aller Art können sich die drei bei der Lauterzeugung zusammenwirkenden Kräfte, die auf der Muskelthätigkeit beruhende Bewegung der Sprachwerkzeuge, das in ihrer Begleitung auftretende Bewegungsgefühl und die in den Hörern hervorgerufenen Tonempfindungen, allmählich verändern und so auch in der Aussprache Wandlungen hervorrufen, die häufig durch die Schrift gar nicht ausgedrückt werden.

99. Denn da die schriftliche Darstellung sich gewöhnlich mit verhältnismäßig wenigen Zeichen begnügt und bei ihrem Bestreben, das Althergebrachte festzuhalten, mit dem Gange der Lautentwickelung nicht gleichen Schritt hält, so entsteht ein Zwiespalt zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache, zwischen Laut und Lautzeichen, der allerdings im gewöhnlichen Leben meist nicht empfunden wird, aber dem schreiben lernenden Kinde und dem Deutsch treibenden Ausländer sofort auffällt. Wir verfügen über 25 Buchstabenzeichen wie die Römer, denen wir sie verdanken; wollten wir aber, wie es zu wissenschaftlichen Zwecken erforderlich ist und thatsächlich geschieht, jeden besondern Laut mit einem eigenen Zeichen wiedergeben, so würde die Zahl um mehr als das Doppelte wachsen; besitzen wir doch z. B. mehrere grundverschieden gesprochene Laute, die wir durch das eine Zeichen ch (ich, ach), b, g, n, s, e u. s. w. zum Ausdruck bringen! Mitunter haben wir die Unterscheidungsmittel in unserem Alphabete, machen aber davon keinen Gebrauch, sondern halten die frühere Schreibweise fest. So schreiben wir jetzt noch Fuchs, sprechen aber Fuks, Fux, und bei Wörtern wie Lob, Bad, lang verzeichnen wir abweichend von der gewöhnlichen Aussprache und dem mhd. Brauch im Auslaute b, d, g statt p, t und k. Doch ist hier nicht der Ort, die Abweichungen zwischen Schriftsprache und mündlicher Rede eingehend zu besprechen; auch würde es zu weit führen, wollten wir alle im Laufe der Zeit in unserer Muttersprache hervorgetretenen Lautübergänge verzeichnen. Wir müssen uns vielmehr hier darauf

beſchränken, die wichtigſten herauszuheben, namentlich ſoweit ſie noch in der nhd. Schriftſprache deutlich erkennbar ſind.

100. Im allgemeinen ſind die *Mitlaute* weniger beweglich als die Selbſtlaute, aber ſie haben je nach ihrer Stellung verſchiedene Feſtigkeit. Im Wortbeginn ſind ſie weſentlich widerſtandsfähiger als in der Mitte und am Schluß, vereinzelt[1]) meiſt zäher und ausdauernder als wenn ſie nach Ausfall von Vokalen an einander rücken, am feſteſten aber, wenn ſie in enger Verbindung ſeit alters auftreten. Haben doch p und t, wenn ſie mit ſ zu ſp und ſt verwachſen waren, in der Regel ſogar der Lautverſchiebung getrotzt![2])

Abfall eines anlautenden h vor l können wir bei den Wörtern Ludwig (= Chlodwig) und Lothar (= Chlotar) beobachten, Verluſt eines auslautenden w bei fahl (= falb aus ahd. falo, falwes), gehl (in Gehlhaar, Gehlberg, vgl. gelb), Mehl (vgl. Milbe und ſüddeutſch Melberei), gar (vgl. Gerber), Herling (vgl. herb); Unterdrückung anderer Laute im Wortinnern bei König (ahd. kuning), Pfennig (ahd. pfenning), Mädchen (= Mägdchen), Marſtall, Marſchall (= Marchſtall, Marchſchalk von ahd. marah = Mähre), Broſamen (von brechen), Schwanz (von ſchwanken), Blitz (von blicken), ſchmatzen (= mhd. smackezen), Tinte (= lat. tincta); fodern ſteht neben fordern und Welt neben engl. world, mhd. wërlt, ahd. wëralt (vgl. mhd. wër, Mann und an. old, Zeitalter).

101. Das entgegengeſetzte Verfahren, daß ſich aus Bequemlichkeitsrückſichten oder aus andern Gründen ein Laut *ein- oder anſchiebt*, gilt vor allen Dingen von d und t. Wie im Franzöſiſchen (gendre = gener, tendre = tener, moindre = minor) entwickeln ſich dieſe Zungenlaute ab und zu im Deutſchen zwiſchen n und r, daneben aber auch zwiſchen n und l: bei Fähndrich (= Fähnrich), minder (= minor), Spindel (vgl. ſpinnen), namentlich, ordentlich, eigentlich, öffentlich, wöchentlich.

1) d. h. zwiſchen zwei Selbſtlauten oder am Wortbeginn und Wortſchluß vor (oder nach) Selbſtlauten.

2) Vgl. ſtehen und lat. stare, ſpeien und lat. spuere.

Ein Lippenlaut drängt ſich zwiſchen n und t bei Ankunft (ankommen), Vernunft (vernehmen), Ranft (Rand), Zunft (zëmen, ziemen), ein ſ bei Gewinſt (gewinnen), Geſpinſt (ſpinnen), Kunſt (können), Brunſt (brennen). Am Wortende ſtellen ſich t und d als Anhängſel beſonders hinter n, ſ, f und ch ein bei einer Reihe teils entlehnter (Papſt, Pergament, Palaſt, Moraſt, Dechant, Dutzend), teils echt deutſcher (Obſt, Axt, Saft, einſt, jemand, niemand, weiland u. a.) Ausdrücke. Selten ſind ſie aus Anlaß volkstümlicher Umdeutung angetreten z. B. in Mailand (= Milano) und zu guter Letzt (von Letze, Abſchiedsſchmaus). Bisweilen ſtehen die des Schmarotzerlautes ermangelnden Formen noch daneben, ſo in Zuſammenſetzungen wie Doppelgänger, Doppeladler (= frz. double, aber doppelt), Mon-tag (mhd. mântac, aber Mond) oder in unzuſammengeſetzten Wörtern der jetzigen Schriftſprache (mittels: mittelſt, -icht in Spülicht, Kehricht neben -ich in Fittich, Kehrich), ferner in den Mundarten (gewône: gewohnt) oder im altertümlichen Stil (jetzo: jetzt).

102. Umſtellung von Mitlauten kommt nicht häufig vor, am meiſten bei r[1]) namentlich im Nieder- und Mitteldeutſchen; denn Bord (: Bret), Born (: Brunnen), Bernſtein (: Brennſtein), berſten (: breſten), Kerſten (: Chriſtian) ſind im Norden heimatsberechtigt[2]).

Angeglichen werden zwei verſchiedene Laute aneinander entweder nach rückwärts oder nach vorwärts. Der zweite wird vom erſten beeinflußt, wenn krumb, tumb, kamb, lamb zu krumm, dumm, Kamm, Lamm, oder Mül(l)ner (mhd. mülnaere) zu Müller und verdamnen (damnare) zu verdammen wird; das Umgekehrte geſchieht, wenn aus Hochfahrt und lactuca Hoffahrt und Lattich, aus Hindbeere (Beere der Hinde)

1) Vgl. J. Schmidt, Indogerm. Vokalism. II, 453 und J. Franck, Niederländ. Grammatik § 106.

2) Über den nd. Übergang von ſt in cht (Schluſt von ſchlüpfen: Schlucht, ſanft: ſacht, ſieben: ſichten) und über die nd. Lautverbindungen bb, dd, gg in Flagge, Dogge, baggern, Robbe, Ebbe, Krabbe, Kladde, Padde (aber Schildpatt), Quaddel vgl. oben § 68.

und Lintburg (Lindenburg) Himbeere und Limburg, aus Barlaſt (bare, bloße Laſt) und entfangen Ballaſt und empfangen hervorgeht. Ebenfalls eine Art Annäherung iſt darin zu ſuchen, daß man gern hinter l und r den harten Verſchlußlaut t zu d erweicht: daher Geld neben gelten, Herde (und Herder) neben Hirt.

Auf Angleichung verſchiedener Biegungsformen des Hauptworts an einander beruht der Wandel von mhd. tac, tages und rêch, rêhes zu nhd. Tag, Tages und Reh, Rehes, wobei die übrigen Biegungsfälle für die Geſtaltung des 1. den Ausſchlag gaben, und von marc, marges zu Mark, Markes (vgl. ausmergeln), wërt, wërdes zu Wert, Wertes (vgl. Würde = mhd. wirde), wolf, wolves zu Wolf, Wolfes, sê, sêwes zu See, Sees, wobei der 1. Fall beſtimmend war. Auch bei Eigenſchafts- und Zeitwörtern liegen die Dinge ganz ähnlich: rûch, rûhes hat ſich in rauh, rauhes (aber Rauchwerk, Rauchfroſt) verwandelt. Nur ſelten ſind die verſchiedenen Bildungen zu Spalteformen benutzt worden und haben ſich in verſchiedener Bedeutung und Gebrauchsweiſe erhalten wie 'nah' und 'nach'.

Die Neigung, von zwei gleichen Lauten, die in unmittelbar aufeinander folgenden Silben ſtehen, der leichtern Ausſprache halber einen zu ändern (Diſſimilation), tritt uns entgegen bei Knoblauch = Kloblauch (vgl. Kloben), Turteltaube (turtur), Marmelſtein (marmor), Kartoffel (it. tartufolo vgl. Trüffel) u. a. Anders liegt die Sache, wenn am Wortſchluß eine tieftonige Silbe mit der vorangegangenen gleich oder ähnlich lautenden zuſammenfällt z. B. in der Wortbiegung bei er ficht = ficht(e)t, ſchilt = ſchilt(e)t, wird = wird(e)t, hält = hält(e)t und im Wemfall der Mehrzahl bei n-Stämmen: den Zeichen, den Wagen = den Zeichen(e)n, den Wagen(e)n.

103. Unter dem Einfluß des Tons ſteht der ſogenannte grammatiſche Wechſel d. h. der Übergang von f in b (Kufe: Kübel, ſchnaufen: ſchnauben), h in g (hoch: Hügel, ziehen: Zug, Schwäher: Schwager), d in t (ſchneiden: Schnitt, ſieden: ſott), ſ in r (kieſen: Kurfürſt, geweſen: waren, Froſt: frieren,

Verluſt: verlieren)[1]). Gleichfalls in den Tonverhältniſſen iſt es begründet, wenn ſchließendes m hinter Selbſtlauten vielfach in n übergeht. Denn dies geſchieht meiſt in tieftonigen oder unbetonten Silben, ſchon im 9. Jahrhundert bei Biegungsendungen (tagun neben tagum, den Tagen), ſpäter auch anderswo[2]); ſo ſind Buſen, Beſen, Faden, Boden, Braſſen u. a. auf ahd. buosam u. ſ. w. zurückzuführen; ja während ſich bei langſam, Eidam, Bräutigam, Amſterdam, Borkum, Atem, Odem und in den Wemfällen der Einzahl (einem, großem, dem) ſchriftſprachlich das m behauptet hat, geht das Volk ſoweit, es auch hier meiſt in n zu verwandeln; daher md. den = dem u. ſ. f.

104. Stärker als die Mitlaute ſind die Selbſtlaute in ihrer Form verändert worden: durch Umlaut und Brechung (oder Erhöhung), Verlängerung und Verkürzung, Zerdehnung und Zuſammenziehung, Rundung und Entrundung. Bei Umlaut und Erhöhung wurde durch ein in der Endung ſtehendes i vorangegangenes a, o, u u. ſ. f. zu e (ä), ö, ü[3]) (alt, jung, Kompar. ahd. altiro, jungiro, mhd. elter, jünger neben alter, junger) oder vorausgehendes ë zu i umgewandelt[4]) (Berg, Feld = bërga, fëlda: Gebirge, Gefilde, ahd. gibirgi, gifildi); bei der Brechung ſtammhaftes u durch ein folgendes a (e, o)

---

1) Es iſt dies eine Nachwirkung des indogermaniſchen Betonungsgeſetzes, demzufolge harte Verſchlußlaute (k, t, p) unmittelbar hinter dem Wortton zu h, th, f, dagegen unmittelbar vor dem Wortton zu g, d und b wurden: got. brôthar, Bruder = altind. bhrâtar, aber got. fadar = altind. pitár.

2) In den Fuldaer Urkunden aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. iſt das Verhältnis zwiſchen den Endungen des 3. Falls der Mehrzahl: 11 auf om : 10 auf on, 34 auf um : 13 auf un, 4 auf im : 7 auf in. Der Übergang des m in n iſt im Fränkiſchen bald nach 820, im Oberdeutſchen wohl noch etwas früher eingetreten.

3) Über den Umlaut vgl. oben § 13.

4) Selten wird ë zu i vor folgendem u gehoben z. B. in situ, Sitte = ἔθος, sibun = septem. Auch die Brechung des i zu ë iſt nicht häufig (z. B. in wër, Mann = vir, nëst = nidus, blëch = an. blik). Vgl. Wilmanns, Deutſche Grammatik § 181; R. Heinzel, Geſch. d. niederfränk. Geſchäftsſpr. S. 46 ff.

in o verändert (Gold = golda, aber Gulden = guldîn; ſiech, ahd. sioh = got. siuka, aber Seuche = ahd. siuhhî; er gebeut, kreucht, fleucht = ahd. biutit u. ſ. w., aber gebieten, kriechen, fliegen = ahd. biotan u. ſ. w.). Nur gewiſſe Naſenlautverbindungen verhindern die Brechung; daher heißt es gebunden, geſchwungen, aber geſprochen (Spruch), geworden (ſie wurden).

105. Die Verſchiebungen in der Tondauer oder Tonſtärke der Laute erklären ſich größtenteils durch die Wirkungen des Hochtons. Beim Übergange des mhd. ins nhd. ſind nämlich die kurzen Selbſtlaute meiſt nur in geſchloſſener Silbe erhalten (z. B. in Gott = mhd. got), in offener Silbe dagegen in der Regel gedehnt worden; nur wenn ein Konſonant folgt, an den ſich die Silben -en, -er oder -el anſchließen, treten Länge und Kürze auf (geſötten = mhd. gesôten neben gebôten = mhd. gebôten), mitunter ſogar in demſelben Stamme (Vater: Gevatter = Mitvater).[1]) Die Vokaldehnung machte man oft auch für das Auge ſichtbar. Manchmal verdoppelte man in der Schrift den einfachen Buchſtaben (Aar, Meer, Moos = mhd. ăr, mĕr, mŏs), oder man gebrauchte das e als Dehnungszeichen, indem man nach dem Vorbilde von Wörtern wie mhd. tier, tief (= ahd. tior, tiof), in denen ie berechtigt iſt[2]), auch viel, Spiel, Sieg, Biene, Friede = mhd. vil, spil, sige, bin, vride ſchrieb und ſogar Bedeutungsunterſchiede ſchuf (wider und wieder, Stil und Stiel, Fiber und Fieber, Mine und Miene). Auch h wurde zu dieſem Dienſte, die Dehnung

1) Vgl. Paul in den Beiträgen IX, 101 ff. und dazu die Ergänzungen v. Bahders, a. a. O. S. 85 ff.; Wilmanns, Deutſche Grammatik § 144. Im Alemanniſch-Schwäbiſchen fielen ſchon Ende des 13. Jahrhunderts t und tt, m und mm zuſammen, ſodaß wir ſeitdem beide Schreibweiſen dort neben einander finden (auch im Reime); im Mitteldeutſchen läßt ſich die Erſcheinung ſeit dem 15. Jahrhundert nachweiſen.

2) Berechtigtes ie ſteht a) für iu, io (lieb = ahd. liob = got. liufs); b) für die alten Doppelungsſilben (Reduplikation) in ſchlief, fiel, rief = got. saislêp u. ſ. f.; c) in Fremdwörtern = ê (ë) in Zieche (thêca), Ziegel (tĕgula) oder = griech. ia = frz. ie: Harmonie, Theorie oder = frz. -oir bei Zeitwörtern auf -ieren.

für das Auge kenntlich zu machen, herangezogen. Wenn es nämlich zwiſchen zwei Vokalen im Wortinnern ſtand, wie in mhd. zëhen (= ahd. zëhan = lat. decem), ſo wurde es, beſonders in md. Mundarten, in ſeiner Geltung als ſelbſtändiger Laut ſo weit beeinträchtigt, daß man es kaum noch als ſolchen empfand; da es nun aber innerhalb des nhd. nur in langen Silben verſtummte, ſo konnte es zu der Annahme veranlaſſen, daß man es gebraucht hätte, um die Dehnung der Stammſilbe zu kennzeichnen. Durch dieſe Auffaſſung drang es nun auch unbefugterweiſe in Wörter ein, in denen es gar nichts zu ſuchen hatte. Namentlich oft erſcheint es ſo vor den Lauten r (bohren), l (Zahl), n (Zahn) und m (zahm), minder häufig bei t (That).[1])

Der umgekehrte Fall, daß lange Stammſilben gekürzt werden, tritt vorwiegend unter folgenden Umſtänden ein: 1. vor Mitlauterverbindungen wie cht (Fichte = mhd. viehte), ng (hing = hienc) und nd (Pfründe = pfrüende, praebenda). 2. vor mhd. einfachen Mitlauten, wenn die ableitenden Silben -el (Troddel = trâdel), -er (Mutter = muoter) und -en (Linnen neben Leinen = lînîn) folgen.[2])

106. Während ſo die hochtonigen Silben meiſt verſtärkt werden, ſind die tieftonigen im nhd. häufig geſchwächt worden. Dies gilt in gleicher Weiſe von den Vorſilben wie von den Endungen: Neben bi- in bijihte, bîhte, Beichte und biderbe, brauchbar = bieder ſteht be- in beſchreiben, neben Friedreich (= -rîche) Friedrich, neben ahd. -lîh (êrlîh) nhd. -lich in ehrlich. Alle möglichen Selbſtlaute haben am Wortende erſt dem farbloſen e Platz gemacht und ſind ſchließlich oft ganz abgefallen: aus fastô iſt zunächſt ahd. fasto, dann mhd. vaste, endlich nhd. faſt geworden, aus got. daupeins, ahd. toufî(n), mhd. toufe, Taufe; aus ahd. zala ſchon mhd. zal; mhd. bane, koste, huote lauten jetzt Bahn, Koſt, Hut. Nur Dichterſprache und Mundart

1) Nach J. Lattmann in d. Zeitſchr. f. Gymn. 1895 S. 3 haben wir jetzt im Deutſchen 43 ſolche Wörter mit hl, 52 mit hr, 14 mit hm und 40 mit hn; außerdem 23 mit Doppelvokal vor einfachem Konſonanten.

2) Andere Beiſpiele bei Paul, Beiträge IX, S. 122.

haben nicht ſelten wenigſtens das -e gerettet (Herze). Doch nicht bloß die Laute der Endungen haben ſich dieſe Verſtümmelung gefallen laſſen müſſen, ſondern auch die der Wortſtämme, wofern ſie den 2. Teil von Zuſammenſetzungen bilden: Viertel iſt verkürzt aus Vierteil, Grummet aus gruon-mât (Grüngemähtes), Adler aus adel ar (edler Aar), Wimper aus wintbrâ (Windbraue), Ohm aus Oheim. Nur Erſtarrung (Heiland) oder Umdeutung (Einöde, Zierat, Armut wie von öde, Rat und Mut)[1]) haben in der Regel den vollern Laut geſtützt, während bei Jungfer neben Jungfrau die Doppelform zur Begriffsſpaltung benutzt worden iſt.

107. Nächſtdem haben wir, da die Zerdehnung (î, û, iu in ei, au, eu, äu) und Zuſammenziehung (uo und ie in û und î) bereits oben (S. 15 f. und S. 17 A.) behandelt worden ſind, noch zu erwähnen, daß ſich im nhd. mehrfach ein mit runder Mundöffnung geſprochener Laut an Stelle eines weniger runden geſetzt hat und umgekehrt. So iſt in einer Reihe von Wörtern namentlich vor Naſenlaut und hinter w ein â zu ô geworden (Mond = mâne, Woge = wâc), wobei mehrfach noch die urſprüngliche Form daneben beſteht, ſei es in der Schriftſprache (Argwohn: Wahn; Ohm: nachahmen d. h. mit dem Ohm nachmeſſen, Odem: Atem, Brombeere: Bram, Beſenginſter) oder in der Mundart z. B. in der Salzunger (Mahn = mâhen, mân für Mohn, ahne = âne für ohne). Dieſe Ausſprache des â, die jetzt in den meiſten Mundarten des ſüdlichen und mittlern Deutſchlands anzutreffen iſt, tritt ſeit dem 13. Jahrhundert im bairiſch-alemanniſchen Gebiete und ſeit dem Anfang des 14. im md. auf.[2]) Um dieſelbe Zeit begegnen wir in den nämlichen Gegenden der Neigung, i zu ü und e zu ö zu runden, wovon die Schriftſprache noch deutliche Spuren bewahrt hat in Wörtern wie flüſtern (älter fliſtern), Würde (= wirde), Rüffel (= Riffel), Pfeffermünze (= Minze, mentha), fünf (= quinque); Hölle, löſchen, Löffel, wölben, Schöpfer, Schöffe, ſchröpfen = mhd.

1) Doch auch Arbeit, Heimat, Monat, Kleinod und -lein = -lîn neben -chen = -kîn. Grimm, Gramm. III, 387.

2) Vgl. Wülcker, Vokalſchwächung im Mittelbinnendeutſchen S. 41 f.

helle, löschen, leffel u. ſ. w.[1]) In der neuern Zeit hat ſich mehr die entgegengeſetzte Vorliebe, runde Vokale zu entrunden, geltend gemacht und iſt aus den Mundarten in einigen Fällen in die Schriftſprache eingedrungen, ſo bei Findling, Kiſſen, Gimpel, Schlingel, kirre, die urſprünglich mit ü geſchrieben wurden, ferner bei Schleife, Kreiſel, ſtreifen, ſpreizen und ereignen, die nach ihrer Ableitung (z. B. ereignen = eröugen, zeigen, vor die 'Augen' führen) ein eu oder äu erwarten ließen.[2])

Fragen wir nun zum Schluß nach dem Beweggrunde all dieſer Veränderungen, ſo ergiebt ſich, daß als Haupthebel des Lautwandels der Hang der Menſchen zur Bequemlichkeit, der Trieb, an Kraft zu ſparen und ſich die Ausſprache zu erleichtern, betrachtet werden muß. Andre Urſachen treten an Wirkungskraft und an Umfang der Bethätigung ſehr zurück.

---

1) Nach K. v. Bahder, a. a. O S. 170 iſt dieſer Lautwandel ſeit dem 13. Jahrhundert beſonders im Alemanniſchen zu Hauſe, viel ſeltener dagegen im öſtlichen Mitteldeutſchland, weshalb ſich auch Luther des jüngeren ö faſt ganz enthält. Meiſt finden wir in der Nähe des ö (= e) ein l oder ſch.

2) Auch Übergang offener Laute in geſchloſſene und umgekehrt läßt ſich in den Mundarten vielfach nachweiſen. Das durch Umlaut entſtandene e wird in der mhd. Zeit genau von dem altüberlieferten indogermaniſchen ë geſchieden und in Reimen ſelten damit gebunden, ja noch heutiges Tages werden beide, wenigſtens in Ober- und Mitteldeutſchland, meiſt durch die Ausſprache auseinander gehalten, jenes geſchloſſen (wetten aus got. wadjan), dieſes offen (Wetter = mhd. wëtter vgl. Gewitter) geſprochen. Aber mehrfach wird auch dieſelbe Art des e-Lautes verſchieden behandelt: In ſechs und ledig, ſechzehn und Leder lautet das ë der erſten Silbe dort wie ë, hier wie e (ä).

Alles ist im Fluß.
Heraklit.

7. Wortbiegung.[1])

108. Leben heißt vergehen. Wie die Menschen nach kürzerer oder längerer Erdenlaufbahn dahinsterben, so auch die Laute, Silben und Wörter; ja ganze Gebiete der Wortbiegung sind durch Verluste stark geschädigt worden. Von der Zweizahl (Dual), die im griechischen Schrifttum wenigstens noch ein kärgliches Dasein fristet, ist bis auf wenige mundartliche Formen im Deutschen kaum noch eine Spur wahrzunehmen, von den acht Biegungsfällen der Grundsprache sind drei, der Lokativ, Ablativ und Instrumental, bis auf geringe Reste dahingeschwunden, von den altüberlieferten Zeitformen aber haben sich nur noch zwei am Leben erhalten, die Gegenwart (ich singe) und die Vergangenheit (ich sang) des Aktivs; endlich von den Redeformen ist die des Wunsches (Optativ) mit der der Vorstellung (Konjunktiv) zusammengeflossen.

1) Vgl. Grimm, Grammatik I, 596 ff.; Weinhold, Mhd. Grammatik 305 ff.; Behaghel, Deutsche Sprache S. 164 ff.; A. Schleicher, Die deutsche Sprache. 5. Aufl. Stuttgart 1888; W. Braune, Althochdeutsche Grammatik. 2. Aufl. Halle 1891; H. Paul, Mhd. Grammatik. 4. Aufl. Halle 1894; W. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1868, S. 169 ff.; B. Delbrück, Über die Deklination der Substant. im Germanischen, Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie II, 381—407; Jellinek, Beiträge zur Erklärung der germanischen Flexion. Berlin 1891; B. Kahle, Zur Entwickelung der konsonantischen Deklination im Germanischen. Dissert. Berlin 1887; Boiunga, Die Entwickelung der nhd. Substantivflexion. Leipzig 1890; Gortzitza, Die nhd. Substantivdeklination, Lycker Progr. 1843 und 1866; Derselbe, Herrigs Archiv Bd. 16, S. 408—431; O. Bender, Die Analogie, ihr Wesen und Wirken in der deutschen Flexion. I. 1893, II. 1894.

109. Doch hat unſere Sprache, zumal in der Abwandlung des Hauptworts, gar manches gerettet, was den romaniſchen Idiomen verloren gegangen iſt, und beſitzt noch Schönheiten genug, an denen das Herz des Sprachforſchers ſich erfreuen kann. Sie verfügt über zwei grundverſchiedene Biegungsarten, die Jakob Grimm mit den Namen der ſtarken und ſchwachen bezeichnet hat. Die abgeleiteten (knechten von Knecht, ermüden von müde, fällen von fallen) und die entlehnten (ordnen und ordinieren = ordinare) Zeitwörter ſowie die durch Geſchlechts-, Für- und Zahlwörter eingeführten Adjektiva (des guten Mannes, jedes guten Mannes) folgen dieſer, dagegen die Stammverben (gebe, gab) und die jeglicher Begleitung ermangelnden Eigenſchaftswörter (guter Männer) meiſt jener Regel.[1])

In ahd. Zeit tritt die mächtigere Triebkraft der ſtarken Biegungsart noch in der größern Mannigfaltigkeit der Abwandlungsformen und Endungen hervor. Es giebt dreierlei ſtarke Stämme auf a, i und u, aber von ſchwachen nur ſolche auf n, die den lateiniſchen auf o, -inis oder -onis entſprechen; und während dort bei allen dreien[2]) das männliche, weibliche und ſächliche Geſchlecht vertreten iſt, finden wir hier nur männliche und ſächliche Stämme auf -an und weibliche auf -ôn und -în. Ferner hat z. B. der a-Stamm Arm im ahd.[3]) noch 6 verſchiedene Biegungsendungen:

arm, armes, arme, arm; armâ, armo, armum, armâ,

der -ôn (-ân)-Stamm zunga dagegen nur 4:

zunga, zungûn, zungûn, zungûn; zungûn, zungôno, zungôm, zungûn,

und im nhd. hat jener noch 4 (Arm, Armes, Arme, Armen), dieſer nur 2 (Zunge, Zungen) bewahrt.

---

1) Einſt wurde ein ſolcher Unterſchied auch bei den Perſonennamen beobachtet, indem die Koſeformen (Thilo, Diozo = Dieze, Diotilo = Dietel: Ableitungen von Dietrich) ſchwach, die Vollnamen dagegen (Dietrich, Hermann) ſtark abgewandelt wurden.

2) Nur die i-Stämme haben kein Neutrum aufzuweiſen.

3) Abgeſehen von dem Inſtrumental, der nur noch bei den ſtarken Stämmen vorhanden iſt: armu, tagu, wortu, gast(i)u, sun(i)u.

Noch größer iſt der Unterſchied beim Zeitwort. Nicht nur klingen die einſilbigen ſtarken Formen ſank, quoll, ſchlug entſchieden kräftiger und voller als die zweiſilbigen ſchwachen labte, lebte, lobte, liebte mit ihrem nachhinkenden e, ſondern ſie weiſen auch eine reichere Mannigfaltigkeit der Bildung auf. Denn der Ablaut[1]) mit ſeinen drei Stufen, der Tiefſtufe (geworden, gebunden), der Mittelſtufe (werde, binde) und der Hochſtufe (ward, band), ſchafft reiche Abwechſelung im Wortinnern. Überdies verfügt das ſtarke Zeitwort über 7 verſchiedene Abwandlungsklaſſen:

1. trinke, trank, getrunken.
2. ſtehle, ſtahl, geſtohlen.
3. gebe, gab, gegeben. / bitte, bat, gebeten.
4. fahre, fuhr, gefahren.
5. ſcheine, ſchien, geſchienen. / ſchneide, ſchnitt, geſchnitten.
6. biege, bog, gebogen.
7. halte, hielt, gehalten. / laufe, lief, gelaufen. / rufe, rief, gerufen.

Bei dem ſchwachen dagegen bleibt der Stamm faſt durchweg unverändert (labe, labte, gelabt), und die Unterſchiede zwiſchen den drei einſt vorhandenen Biegungsklaſſen haben ſich jetzt ſo gut wie ganz verwiſcht: ahd.: legita, salbôta, sagêta = nhd. legte, ſalbte, ſagte. Gleichwie die mhd. Wörter vrîlîche, schuldheize u. a. den hochbetonten Stammvokal feſtgehalten, aber den tieftonigen oft verkürzt (freilich) oder ausgeſtoßen (Schulze) haben, ſo ſind auch die Selbſtlaute der Stammverben unter dem Einfluſſe des Hochtons geblieben und die[2]) des abgeleiteten, nicht ablautenden Zeitworts entfernt (nerita, nährte) oder verſtümmelt (redôta, redete) worden.

110. Wollte man freilich glauben, die Grenzen zwiſchen der ſtarken und der ſchwachen Abwandlungsart wären ein für alle-

1) Dieſer iſt ſchon in der indogerm. Grundſprache durch den Wechſel in der Betonung ausgebildet worden.

2) Natürlich handelt es ſich hier nur um die den Stammauslaut bildenden, für das ſchwache Zeitwort bezeichnenden i (j), ô und ê.

mal feſtgeſtellt, ſo würde man irren, vielmehr finden zahlreiche Übergänge aus der einen in die andre ſtatt. Held und Hirt waren noch im mhd. ſtarke Stämme[1]), aber ſchon bei Luther iſt jenes ausſchließlich, dieſes faſt durchweg ſchwach geworden. Andre ſtark abwandelnde Wörter haben nur in der Mehrheit das =en der konſonantiſchen Stämme angenommen, ſo weibliche und ſächliche Subſtantiva auf =e: Freude, Bitte, Gabe, Klage; Ende, Auge, Bett(e), Hemd(e) u. ſ. w., ferner weibliche auf ſchließenden Mitlaut wie Schar, Saat, Wahl, Burg und die auf =heit (=keit), =ung und =ſchaft[2]), die im mhd. noch ſämtlich ein =e als Endung des 1. Falls der Mehrzahl aufweiſen z. B. gâbe, ende, manunge. Offenbar iſt das =en hier nach dem Vorbilde des Plurals ſchwach biegender Ausdrücke wie Glocke, Muhme, Amme eingetreten. Wieder andere haben früher im Genitiv und Dativ der Einzahl ſich der ſchwachen Biegung angeſchloſſen, dieſe aber, wie auch die urſprünglich ſchwachen weiblichen Wörter thun, jetzt wieder aufgegeben. In Niederfranken läßt ſich die erwähnte Erſcheinung ſchon im 9. und 10. Jahrhundert beobachten, in Mitteldeutſchland tritt ſie beſonders in mhd. Zeit häufig auf; auch Luther zeigt große Neigung dazu z. B. bei Gnade und Sache. Vielfach haben Zuſammenſetzungen noch derartige Formen vor dem Untergange gerettet, z. B. Erdenrund, Ehrengabe, Höllenlärm, Kronenbräu, Gnadenfriſt, Seelenpein, Sorgenkind, Stundenplan, Straßenpflaſter u. a., die ſämtlich im erſten Gliede urſprünglich ſtarke, alſo des =n im Wesfalle ermangelnde Stämme enthalten.

Aber auch der umgekehrte Übergang aus der ſchwachen in die ſtarke Biegung der Hauptwörter iſt nicht ſelten. Junker (= Jungherr) wird noch zu Luthers Zeit ſchwach gebildet wie Herr, im 17. Jahrhundert ſchwankt es, im 18. iſt es ſtark geworden. Vielfach hat ſich die ſtarke Abwandlung

1) Nur hirte wird ſelten ſchwach abgewandelt.

2) Von den männlichen Wörtern nur Maſt, Staat, Stachel, Lorbeer, Dorn, Forſt, See und einige andre. — Bank hat Bänke, aber im Sinne eines Bankgeſchäfts (it. banca) Banken.

in allen Biegungsformen feſtgeſetzt z. B. bei Hahn, Greis, Schwan, Aar; hätten wir daher nicht Zuſammenſetzungen wie Hahnenfuß, Greiſenalter, Schwanenhals, Arnſtadt, ſo würden wir kaum noch erkennen, daß jene Wörter einſt ſchwach flektiert worden ſind.[1]) Noch häufiger aber kommt es vor, daß die ſtarke Biegung nur in einzelne Kaſusformen eingedrungen iſt; dies gilt namentlich vom Wesfall der Einzahl bei Wörtern wie Glaube, Glaubens, deren Endung =ens ſich an ſtarkbiegenden Wörtern wie Kragen, Kragens herausgebildet hat, gleichwie das im Werfall häufig auftretende =en (mhd. balke[2]) = nhd. Balken)[3]) derſelben Quelle entſtammt. In einzelnen Fällen iſt auch der Pluralumlaut der ſtarken Abwandlung bei von Haus aus ſchwachen Wörtern eingetreten z. B. bei Garten und Graben (vgl. Gärten und Gräben).

---

1) Beſonders ſtark ſind bei dieſem Übertritt einſilbige Wörter beteiligt z. B. Salm, Schelm, Stör, Stär, Golf, Mond, Keim, Brei, Kern, Lenz, Stern, Pfühl u. a., die ihrer mhd. Nominativendung =e verluſtig gegangen ſind.

2) Herder ſchreibt noch Balke, Garte, Knoche, Schatte, Balle, Daume (vgl. Preuß. Jahrb. 1894, S. 257). Bis zur Gegenwart hat ſich die n=loſe Form des Nominativs erhalten in der Wendung 'es iſt ſchade' (vgl. Schaden) und in den Ortsnamen Stuttgart (= Stutengarte=n) und Schönbrunn. Ab und zu hat der Sprachgeiſt mit jeder der beiden Formen einen beſondern Sinn verbunden und ſo Doppelwörter geſchaffen wie Ball: Ballen, Tropf: Tropfen, Lump: Lumpen. Auch läßt ſich beobachten, daß Wörter, mit denen lebende, gewöhnlich handelnd, alſo im Werfall vorgeführte Weſen bezeichnet werden, die ſchwache Biegung und das Nominativ=e bewahrt, dagegen Ausdrücke für Gegenſtände, die ſich meiſt leidend verhielten, alſo wenig im 1. Falle gebraucht wurden, die Formen =en, =ens angenommen haben; zu jenen gehören: Bote, Erbe, Jude, Ferge, Genoſſe, Gatte, Bürge, Buhle, Drache, zu dieſen Bogen, Braten, Brunnen, Lappen, Garten u. a.

3) Gortzitza zählt im Lycker Programm von 1866 S. 8 nicht weniger als 65 Wörter auf, in denen das =en ſich dauernd im 1. Fall feſtgeſetzt hat, und 14, bei denen ſich noch Schwanken zwiſchen =e und =en zeigt z. B. der Funke und der Funken, der Glaube und der Glauben. Derſelben Abwandlungsart unterliegen auch urſprünglich ſtarke Stämme wie Nutzen (aber vgl. zu Nutz und Frommen, ſich etwas zu nutze machen), Rücken (aber vgl. zurück = zu Rücke), Haufen (aber vgl. zu Hauf).

Etwas anders liegt die Sache bei den urſprünglich ſchwach abgewandelten Perſonennamen. Denn dieſe ſind jetzt in der Schriftſprache meiſt erſtarrt und weiſen im 3. und 4. Fall die Nominativform auf (ich habe es Otto gegeben, ich habe Otto geſehen), dagegen haben ſie im 2. Fall, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geſchlechts, die Endung -s angenommen. Während man alſo früher nach Ausweis der Zuſammenſetzungen Ottendorf, Poppendorf, Annenkirche die betreffenden Genitive Otten, Poppen, Annen bildete, heißt es jetzt durchweg wie bei den ſtarken männlichen Eigennamen (z. B. Siegfrieds) auch Ottos u. ſ. f. Daneben tritt die aus Formen wie Gartens, Bogens ſtammende Endung -ens einmal bei den mit den Ziſchlauten ſ, x, z, tz endigenden männlichen (Hanſens, Maxens, Franzens, Fritzens) und ſodann bei den auf -e ausgehenden weiblichen Vornamen (Sophiens, Mariens) auf.[1])

Manche Wörter ſchwanken noch zwiſchen ſtarker und ſchwacher Bildung hin und her: wir ſagen gleich richtig des Nachbarn und des Nachbars; des Bauern, Vorfahren, Unterthanen und des Bauers, Vorfahrs, Unterthans; des Augurn, Prätoren, Tribunen und des Augurs, Prätors, Tribuns. Ja bei einigen Tiernamen haben gewiſſe Mundarten, beſonders im Südweſten Deutſchlands, beide Biegungsarten zu Bedeutungsunterſchieden benutzt. Man lieſt auf Wirtshausſchildern 'zu den drei Schwanen', nennt aber die Vögel ſonſt Schwäne, man trinkt ſeinen Schoppen im Bären, Pfauen, Hirſchen, erzählt aber (z. B. in Baden) vom Bär, Pfau, Ochs, Hirſch, die man im Tiergarten geſehen hat.

111. Wie beim Hauptwort, kommt auch beim Zeitwort Übergang aus der ſtarken in die ſchwache Abwandlungsart und umgekehrt vor. Wer ſieht es jetzt noch den Wörtern

---

1) Dagegen vgl. Sophias, Marias und Sophien-ſtraße, Marienkirche. Ähnlich gebildet ſind Herzens und Schmerzens (in Schmerzenskind, aber auch außerhalb der Zuſammenſetzung 18 mal bei Wieland, 9 mal bei Goethe und 12 mal bei Schiller z. B. Wallenſteins Tod III, 12. Vgl. Gortzitza im Lycker Programm von 1866 S. 11).

bellen, brummen, hinken, brauen, kauen, reden, nieſen, ſchmiegen, ziemen, ſchweifen, gleißen, beneiden[1]) u. a. an, daß ſie von Haus aus ablauteten? Von andern Zeitwörtern ſind uns nur vereinzelte Reſte ſtarker Bildung erhalten z. B. verworren (:verwirrt), verſchollen (:zerſchellt), unverhohlen (:verhehlt); und ſchriebe nicht Goethe (Hermann und Dorothea IV, 164) und andre Schriftſteller gerochen oder Schiller (Jungfrau von Orleans I, 9) umrungen, ſo würden auch dieſe Zeitwörter nicht mehr ihre einſt ſtarke Art erkennen laſſen.[2]) Vermiſchung beider Biegungsweiſen zeigen ſalzen, falten, ſpalten und mahlen, bei denen das ſtarke Mittelwort (geſalzen, gefalten, geſpalten, gemahlen) in lebendigem Gebrauche geblieben iſt, aber die ſtarken Formen der Vergangenheit (ich sielz, fielt, spielt, muol) den ſchwachen das Feld haben räumen müſſen.

Den entgegengeſetzten Fall des Übergangs der ſchwachen Biegung in die ſtarke treffen wir ſelten an: das Zeitwort klingen iſt ſchon im mhd. infolge der Ähnlichkeit mit ſingen ſtark geworden. Weiſen und preiſen[3]) biegen jetzt wie bleiben, dingen wie ringen, einladen wie beladen. Bei andern Zeitwörtern ſtreiten ſich ſchwache und ſtarke Formen noch um die Herrſchaft, z. B. fragte: frug, melkte: molk, ſteckte: ſtak; auch hing und wog (tranſitiv) entziehen den Formen hängte und wägte immermehr an Boden. Bei trieſen, ſprießen, ſieden, ſtieben, ſaugen hat ſich die ſchwache Form erfolgreich neben die ſtarke geſetzt; bei ſchreien, ſpeien, hauen dagegen iſt ſie trotz langen Wettbewerbes[4]) bis jetzt auf den mundartlichen Gebrauch

1) Beſonders viele Zeitwörter mit dem Stammvokal a ſind ſchwach geworden z. B. walze, walke, walle, banne, ſpanne, ſchalte.

2) Spalteformen ſtarker Biegung ſind gediegen und gediehen, beſcheiden und beſchieden, erhaben und erhoben, von denen die an erſter Stelle genannten adjektiviſche Geltung erhalten haben. Vgl. notgedrungen und bei Schiller von der Not gedrungen = gedrängt.

3) Preiſen hat ſchon im mhd. die Nebenform prîste; ebenſo ſteht im Nibelungenliede lûede 1404, 2 Bartſch für ladete.

4) Sie tritt ſchon im 13. Jahrhundert auf ober- und mitteldeutſchem Boden auf.

beſchränkt geblieben (ſchreite, ſpeite, haute). Zu einem Mittel der Unterſcheidung zwiſchen zielender (tranſitiver) und zielloſer (intranſitiver) Form iſt die Wahl der Abwandlungsart geworden bei erſchreckte: erſchrak, ſchwellte: ſchwoll, löſchte: erloſch, verderbte: verdarb. Wob und gor werden meiſt in ſinnlicher, webte und gärte in bildlicher Bedeutung gebraucht; andre Abſchattungen des Wortſinnes zeigen pflog (ließ mir angelegen ſein) und pflegte (that gewöhnlich, wartete Kranke), ſchuf (durch Schöpferkraft) und ſchaffte (arbeitete), ſchliff (glättete) und ſchleifte (zog hin), geſonnen und geſinnt.

112. Doch die Veränderungen, denen Haupt- und Zeitwörter im Laufe der Jahrhunderte ausgeſetzt waren, beſchränken ſich nicht auf den Wechſel zwiſchen ſtarker und ſchwacher Abwandlungsart, auch ſonſt hat ſich die ausgleichende Thätigkeit des Sprachgeiſtes in gar mannigfacher Weiſe geltend gemacht. Das gilt zunächſt vom Hauptwort. Die u-Stämme wurden ſeit ahd. Zeit ſämtlich[1]), die a-Stämme vielfach in die i-Deklination übergeführt, nahmen alſo Pluralumlaut an. So heißt es jetzt Hände[2]), Füße, Söhne, Zähne, Lüfte (Stamm handu, fôtu, sunu u. ſ. f.), und während man noch ahd. von Froſch und Hals die Mehrheit froska und halsa und im mhd. von Wolf und Hof wolve und hove (daher Königshofen) bildete, iſt jetzt nach dem Muſter der i-Stämme (gesti, belgi, Gäſte, Bälge) daraus Fröſche, Hälſe, Wölfe, Höfe geworden. Frühzeitig finden wir dieſen Übergang auch bei den konſonantiſchen Stämmen muoter, bruoder, tohter, vater, naht[3]), wie denn überhaupt der Umlaut immer weitere Kreiſe zieht. Vielfach ſind lautliche Gründe dabei von Einfluß geweſen. Nach mhd.

1) Sofern ſie nicht in die ſchwache Deklination übertraten; bei Sieg (sigu) u. a. mit nichtumlautbaren Stammvokalen iſt die i-Deklination nicht erkennbar.

2) Der alte u-Stamm zeigt ſich noch in den nicht umgelauteten Formen zu-handen, vor-handen, aller-hand = mhd. aller hande, (Wesfall der Mehrheit).

3) Vgl. Weihnachten mit Nächte; vom konſonantiſchen Stamme kommt auch der zeitbeſtimmende Wesfall nachts = mhd. nahtes.

Lautgesetze mußten die Wörter auf -el, -em, -en und -er, wenn die Stammsilbe lang war (wie in mantel, acker = ahd. mantal, ackar), das e im Werfall der Mehrheit verlieren. Da man diesen also nicht mantele bilden konnte, so wäre er mit dem der Einheit zusammengefallen, wenn man ihn nicht durch den Umlaut (mentel, Mäntel) geschieden hätte. Dasselbe Gesetz trat in Kraft, als beim Übergang des mhd. ins nhd. die kurzen Stammsilben gedehnt wurden. Von mhd. vŏgel, năgel heißt die Mehrzahl vŏgele, năgele, von nhd. Vôgel, Nâgel: Vôgel, Nâgel; daher jetzt Böden, Läden, während bei Wagen, Kasten u. a. noch die Formen mit a und ä schwanken.[1]) So ist der Umlaut, der ursprünglich nur berechtigt war, wenn ein i in der Endung folgte, ein selbständiges Mittel der Mehrheitsbildung geworden und keineswegs mehr an diese Voraussetzung geknüpft.

Der umgekehrte Vorgang, daß ein von Haus aus vorhandener Umlaut wieder beseitigt wird, ist weit seltener. Doch läßt er sich schon in mhd. Zeit bei den weiblichen i-Stämmen wie Macht, Kraft, Haut, Not, Brust beobachten; nicht in der Mehrheit, die regelrecht mehte (Mächte), krefte (Kräfte) bildet, wohl aber im Wes- und Wemfall der Einheit, die ahd. auf i ausgingen (vgl. brûti in Bräutigam) und daher Umlaut verlangten. So treten bereits im mhd. neben den Formen des 2. (u. 3.) Falls krefte, megede die neuen kraft und maget (Magd) auf, und jetzt sind die ältern fast ganz außer Gebrauch und nur noch in Zusammensetzungen üblich: Mäusegift (Gift für die Maus), Mägdesprung, Bürgemeister, behende (bei der Hand). Wahrscheinlich haben dabei die übrigen starken Stämme weiblichen Geschlechts wie zal (a-Stamm), gerte (ja-Stamm), brâwe (wa-Stamm), die im mhd. nur eine Form für alle Biegungsfälle der Einzahl aufweisen, bestimmenden Einfluß ausgeübt, so daß der 2. und 3. Fall dem 1. und 4. angeglichen wurden.

1) Sogar Fremdwörter wie Markt, Plan, Palast, Bischof, Kanal bilden jetzt ihre Mehrzahl mit Umlaut.

113. Hatten wir es bisher ausschließlich mit männlichen und weiblichen Stämmen zu thun, so gilt es jetzt, eines Sprachgesetzes zu gedenken, das für die Biegung der sächlichen Hauptwörter von hervorragender Wichtigkeit geworden ist: ich meine den Gebrauch der Mehrheitsendung -er. Von Haus aus ein Teil des Wortstammes ist sie schließlich wie das -en der schwachen Deklination[1]) zur Geltung eines Biegungsmittels gekommen. Gleich dem Griechischen und dem Lateinischen hatte auch unsere Muttersprache einstmals -es-Stämme: griech. genos, lat. genus und deutsch rind sind auf gleiche Weise gebildet. Der Wesfall lautete in den genannten drei Sprachen ursprünglich genesos, genesis, rindisis. Das tönende s zwischen den beiden Selbstlauten mußte sich im Griechischen verflüchtigen, im Lateinischen und Deutschen aber in r übergehn, sodaß wir nun die Formen geneos (zusammengezogen genûs), generis und rindiris erhalten. Da nun aber der Wer- und Wenfall, wie bei allen sächlichen Wörtern, den reinen Stamm zeigt (rindis) und dieser nach altdeutschem Lautgesetze zu rind wurde, da ferner auch sächliche Stämme andrer Bildung wie gebeine, knie, vihe (Vieh) vor den Endungen des 2. und 3. Falls der Einheit die Silbe -ir- (-er-) nicht aufwiesen, so gewöhnte man sich daran, die Formen der Einzahl ohne -ir- zu bilden, dieses dagegen in der Mehrzahl, wo es meist beibehalten wurde, als wesentlichen Bestandteil zu betrachten. Von hier aus hat es sich dann in den größten Teil der sächlichen a-Stämme eingeschlichen. Im mhd. finden wir pluralisches -er regelmäßig nur bei den 5 Wörtern ei, huon, kalp, lamp, rint; bei Luther hat es schon weitere Ausdehnung gewonnen, indem auch Volk, Haus, Gut und Kleid diese Mehrheitsform ausschließlich, Dorf, Kind, Haupt, Land, Schwert, Brett, Ding u. a. häufig haben. Selbst einige ja-Stämme (Amt, Bild) werden schon so gebogen. Und vergleicht man alte dativische Ortsnamenbildungen wie

1) Vgl. H. Paul, Mhd. Grammatik § 129. Weil das -er nicht eigentlich Biegungssilbe war, hat es in Formen wie Kinderchen, Kinderlein seine Stelle vor der Verkleinerungsendung erhalten.

Baden (ahd. Badun), Wiesbaden, Frankenhausen, Rheinfelden, Berghaupten mit den Formen Bäder, Häuser, Felder, Häupter, so findet man, daß sich die Endung -er erst, nachdem jene Namen schon gebildet waren, in die genannten Wörter eingedrängt hat. Vielfach sind auf diese Weise Spalteformen mit Bedeutungsunterschieden geschaffen worden z. B.: Worte[1]) und Wörter, Lande und Länder, Bande und Bänder, Lichte und Lichter. Weil nun auch verschiedene Wörter sächliches und männliches Geschlecht neben einander hatten (daz ort, dër ort, daz lîp, dër lîp[2]), ahd. daz tuom und dër tuom = nhd. -tum in Irrtum), so war es möglich, daß die Endung -er auch bei männlichen Stämmen auftrat: So liest man geister schon in mhd. Zeit[3]); bei Luther finden sich außerdem zuweilen Därmer, Örter, Männer, Bösewichter, dagegen niemals Leiber, Wälder (vgl. Unterwalden), Würmer, Ränder, Sträucher. Früher haben manche Wörter dieses -er besessen, denen es jetzt wieder verloren gegangen ist, wie Scheit, das nach Ausweis von scheitern (= in Stücke zerfallen, zu Scheiten werden) einst auch Scheiter (schîter) bildete, oder Tier, wovon Luther noch die Mehrheit Thierer formte; dagegen giebt es auch manche, die sich bis zur Gegenwart von diesem Anhängsel frei gehalten haben: Lot, Maß, Haar, Ziel u. a. Auch die Endung -e für den Wer- und Wenfall der Mehrzahl (mhd. diu wort, die Worte) ist nicht so gleichmäßig durchgedrungen, daß sich nicht in gewissen Verbindungen der mhd. Brauch behauptet hätte. Wenn wir nämlich sagen drei Maß Bier, so haben wir in Maß keine Form der Einheit vor uns, die ja schon der Sinn verbieten würde, sondern den alten Nominativ der Mehrheit. Ähnlich liegt die Sache bei Paar, Stück, Glas, Pfund, und von diesen sächlichen

1) Das e tritt schon in mhd. Zeit in Mitteldeutschland auf: diu beine = diu bein.

2) Vgl. auch die Schilde und die Schilder. Lessing gebraucht noch Schilder im Sinne von scuta; -er bewahren auch Schilderhaus und schildern, ursprünglich = Schilde bemalen.

3) Beim Marner, einem fahrenden schwäbischen Sänger des 13. Jahrhunderts. Vgl. Weinhold, Mhd. Grammatik § 432.

Wörtern ist die Form auch auf männliche (drei Fuß, Zoll) übertragen worden.[1])

114. Während so bei den zuletzt besprochenen Wörtern (Maß u. a.) unter Umständen die Form der Mehrzahl ganz das Aussehen, aber nicht die Geltung der Einzahl hat, so giebt es andrerseits Einheiten, die von Haus aus wirklich Mehrheiten sind, aber nicht mehr als solche gefühlt und behandelt werden. Aus lat. litterae wurde frz. la lettre, und aus frz. les gens d'armes le gendarme, der Gendarm. Dem got. Plural bôkôs entspricht nhd. 'das Buch' und dem ahd. turi (= valvae, fores, die Thürflügel) die Thür. Lat. berylli (die Berylle) wurde zu Brille, nervi zu Nerve (aber der Nerv = nervus), mhd. birn (Mehrheit zu bir = ahd. bira = mlat. pira von pirum) zu Birne; die Mehrheiten von mhd. zaher und trahen, trân (Zähre, Thräne) verwenden wir jetzt im Sinne der Einheiten; ebenso die pluralischen Formen von mhd. tuc, soc, wâc, grât, hurt (Tücke, Socke, Woge, Gräte, Hürde). Da nun diese sämtlich auf -e ausgehenden Mehrheiten ganz das Aussehen von weiblichen Wörtern der Einzahl hatten (Thräne wie Mähne; Tücke wie Mücke und Brücke; Zähre wie Fähre), so erhielten sie durchweg weibliches Geschlecht.[2])

Auf einem ähnlichen Vorgange beruht es, wenn jetzt die Wörter Preußen, Hessen, Sachsen u. s. w., die eigentlich Wemfälle der Mehrheit von den entsprechenden Völkernamen (der Preuße, Hesse, Sachse) sind, als Länder die Geltung von Einheiten erhalten und im Wesfall -s annehmen (Preußens, Sachsens). Sind doch auch aus den alten Volksbezeichnungen Parisii, Remi,

1) Vgl. drei Mann hoch, fünftausend Mann, alle Mann an Deck.

2) Anders liegt die Sache bei weiblichen Wörtern wie Statt und Fahrt, bei denen die Nebenformen Stätte und Fährte nicht als Mehrheiten aufzufassen, sondern so zu erklären sind, daß die längern Formen des 2. und 3. Falls der Einheit (mhd. stat, stete; vart, verte) der Ausgangspunkt dieser Bildungen gewesen sind. In gleicher Weise ist Blüte aus bluot (Gen. blüete; vgl. obersächsisch Baumblut), Ente aus ant (Gen. ente); Säule aus sûl (vgl. Irminsûl) hervorgegangen.

Suessiones u. a. die Städtenamen Paris, Reims, Soissons hervorgegangen![1])

115. Noch haben wir die unvollkommenen Wörter zu erwähnen, die ihre Mehrheit aus einem andern Stamme ergänzen. Zu Bau gehört Bauten, zu Unbill Unbilden; Vergnügen wird ergänzt durch Vergnügungen, Friede durch Friedensschlüsse, Lob, Verdruß, Ärger durch Lobsprüche, Verdrießlichkeiten, Ärgernisse u. a. Auf Grund ihrer Bedeutung haben Strand, Blut, Atem, Tand u. a. keine Mehrzahl entwickelt, Eltern keine Einzahl; bei Mund und Bann ist jene (mhd. münde, benne, jetzt Bannflüche), bei Trümmer und Leute diese (mhd. drum, liut) verloren gegangen.

116. Wie beim Hauptwort sind auch beim Zeitwort abweichend gebildete Formen vielfach ausgeglichen worden; zunächst in den Endungen. Einst hat unsere Sprache gleich den übrigen indogermanischen neben den Zeitwörtern auf -o auch solche auf -mi gehabt. Im Griechischen sind sie noch ziemlich zahlreich, im Lateinischen nur in sum und vielleicht in inquam vertreten, im ahd. besonders noch bei den Zeitwörtern mit langem Stammauslaut (lebên, salbôn, gân, u. a.), im mhd. fast nur bei gleichgearteten einsilbigen Stämmen (hân[2]), gân [gên], stân [stên]; jetzt ist uns als einziger Überrest dieser Klasse die Form ich bin geblieben. Die überwiegende Mehrzahl der übrigen ohne n (= m) gebildeten hat den Verlust des n in der 1. Person der Einheit herbeigeführt.

Auch die Endung der 2. Person ist durch Ausgleich übereinstimmend gestaltet worden. Die an alten Formen wie singis (vgl. lat. legis) bereits im ahd., am frühesten bei bist,[3]) erwachsene Endung st ist auch auf die zweite Person des Im-

1) Dasselbe gilt von den Städtenamen Tübingen, München, den Festbezeichnungen Weihnachten, Ostern u. a., die ursprünglich Dative der Mehrheit sind, aber den 2. Fall mit -s wie sonst Wörter in der Einzahl bilden. Kann es da wunder nehmen, daß man von beide die sächliche Form der Einzahl beides gebildet hat?

2) 'Der liebste Buhle, den ich hân, der liegt beim Wirt im Keller'.

3) Bereits im as. Heliand, bei Tatian und Otfried.

perfekts übertragen worden, die von Haus aus ganz abweichend gebildet war: ahd. nâmi, mhd. naeme, nhd. nahmſt.[1])

Endlich iſt der Ausgang der 3. Perſon der Mehrzahl im Indikativ der Gegenwart an die entſprechende Form der Vergangenheit und die der beiden Konjunktive angeglichen worden.[2]) Da dieſe des ſchließenden t-Lautes ermangelten, ſo fiel er nach und nach auch dort (ahd. -ant, -ent, mhd. -ent) ab. Nur ſind[3]) = sunt iſt noch ein untrüglicher Zeuge für ſeine frühere Anweſenheit.

117. Öfter iſt auch der Stammvokal der Einheit in Formenaustauſch mit dem der Mehrheit getreten. Die meiſten ablautenden Zeitwörter bildeten noch im mhd. infolge der Nachwirkung urſprünglich verſchiedener Betonungsweiſe bei Singular und Plural dieſe beiden mit verſchiedenem Selbſtlaut: ich band, wir bunden, ich streich, wir strichen, ich krouch, wir kruchen, ich brâch, wir brâchen, ich lâs, wir lâsen. Meiſt hat ſich nun jetzt die Einzahl in Färbung und Tondauer der Selbſtlaute nach der Mehrzahl gerichtet (ich ſtrich nach wir ſtrichen u. ſ. f.), nur im erſtgenannten Falle iſt das Umgekehrte geſchehen (wir banden nach ich band). Doch laſſen einzelne Sprachreſte das frühere Verhältnis noch erkennen: Neben ich ward ſteht noch wir wurden[4]), und im Sprichwort: 'Wie die Alten ſungen, ſo zwitſchern auch die Jungen' hat der Reim die altertümliche Form mit u vor dem Untergange bewahrt. Beſonders der Konjunktiv der Vergangenheit zeigt weit größere

1) Auch die 2. Perſon des Indikativs der perfektiſchen Hilfszeitwörter: du solt, wilt u. a. (vgl. Herr, wie du wilt, ſo ſchick's mit mir) hat dieſe Endung (-ſt) angenommen, die aus falſch aufgelöſten Zuſammenziehungen (gibistu = gibis tu) entſtanden zu ſein ſcheint.

2) Konj. Präſ. 3. Perſon der Mehrheit ahd. -ên, mhd. -en, Indik. Präter. ahd. -un, -on, mhd. -en; Konj. Präter. ahd. -în, -en, mhd. -en. Bei dem Zeitwort ſein haben ſich die 1. und 3. Perſon der Mehrheit derart beeinflußt, daß aus mhd. wir sîn (vgl. sie sint) geworden iſt wir ſind.

3) Das d iſt der regelrechte Stellvertreter des lateiniſchen t wie bei ſchreibend = scribens, scribentis.

4) Daraus iſt dann auch 'ich wurde' zurecht gemacht worden.

Übereinstimmung mit dem mhd. Vokalbestand als der Indikativ. Galt es doch hier, ein Unterscheidungszeichen gegenüber dem Konjunktiv der Gegenwart zu schaffen! Weil sterbe und stärbe in der gesprochenen Sprache zusammenfielen, behielt man hier das alte u, natürlich mit dem durch das i der Endung erzeugten Umlaute, bei und sagte lieber stürbe; dasselbe gilt von verdürbe, würfe, hülfe. Daneben aber setzte sich das md.[1]) ö für ü fest in gewönne, schwömme, entrönne, erklömme, mölke.[2])

Eine andere altüberlieferte Ungleichheit hat man im Gebrauche der 2. und 3. Person der Einheit auszumerzen gesucht. Das ahd. bildet diese auf -is und -it, während die Mehrheit auf -amês, -at und -ant ausgeht. Vor dem i der Endung wurde nun ë zu i gehoben und iu bewahrt, vor a jenes beibehalten, dieses zu io gebrochen. Man sagte also nimis, ziuhis, aber nëmat, ziohat. Im nhd. hat man diese Verschiedenheit großenteils beseitigt. Denn neben er flicht, ficht, sie gebiert (ahd. gibëran), erlischt (mhd. erlëschen) steht er melkt, webt, pflegt, bewegt; ferner die Wendung 'alles, was kreucht und fleucht' ist nur noch im höhern Stil möglich, und 'Zeuch ein zu deinen Thoren' sagt nur noch das Kirchenlied.[3]) Die nämlichen beiden Personen zeigen bei andern Zeitwörtern eine weitere Eigentümlichkeit, die der Umlaut hervorgerufen hat. Noch jetzt sagen wir ich schlage: er schlägt, ich trage: er trägt, ich halte: er hält, ich rate: er rät, ich stoße: er stößt; aber die starken Zeitwörter rufen, hauen und kommen haben den Umlaut aufgegeben, selbstverständlich auch die, welche schwache

1) Vgl. E. Wülcker, Beobachtungen auf dem Gebiete der Vokalschwächung im Mittelbinnendeutschen S. 22 ff.; Weinhold, Mhd. Grammatik § 46, 56, 63; K. v. Bahder, a. a. O. S. 187.

2) Doch auch die Formen mit ä sind mehrfach in Gebrauch, mitunter aus Deutlichkeitsrücksichten. Da sünge und singe in der Aussprache mancher Mundarten gleich lauten, sagt man lieber sänge.

3) J. Paul, Siebenkäs Kap. 3: 'Sie konnte ohne Bedenken sagen: Fleug, reuch, kreuch anstatt flieg, riech, kriech; diese religiösen Altertümer aus Luthers Bibel waren ihr brauchbare Beiträge zum Idiotikon ihrer Empfindungen und seiner Honigwochen.' Luther gebrauchte diese Formen durchweg: Vgl. Franke, Grundzüge § 237.

Abwandlung angenommen haben[1]): ich ſchalte, walte, banne, ſpanne, walle u. a.

Eine weitere Ungleichheit hat man in der Bildung der Vergangenheit des ſchwachen Zeitworts ausgeglichen. Die Verben auf -jan entfernten im ahd. nach einem von Natur oder durch Stellung langen Selbſtlaute das i vor der Endung, nach einem kurzen dagegen nicht; daher trat hier Umlaut ein, dort unterblieb er: man ſagte quelita (von mhd. queln), aber lôsta (Grundform lôsjan) und branta (von mhd. brennen). Bei verſchiedenen Zeitwörtern auf -ennen hat ſich dieſe Abwandlung erhalten (kannte: gekannt; nannte, rannte, brannte; ſandte, wandte neben ſendete, wendete), auch erinnern noch altertümliche Mittelwörter wie getroſt = getröſtet, erboſt, beſtalt[2]) u. a. an die mhd. Zeit, aber im übrigen ſind die Unterſchiede zwiſchen den Selbſtlauten der Gegenwart und der Vergangenheit aufgehoben worden: für lôste, hôrte, wânte, kuolte, racte, zurnte ſpricht man jetzt durchweg löſte, hörte u ſ. w., während Luther wenigſtens noch ſatzte und markte bietet.

Überblicken wir noch einmal das ganze durchwanderte Gebiet, ſo finden wir, daß überall das Beſtreben zu vereinfachen ſichtbar iſt. Die Endungen des Hauptworts ſowohl wie des Zeitworts ſind ziemlich einheitlich geſtaltet und die Unterſchiede in einzelnen Biegungsfällen, Zeitformen u. ſ. w. möglichſt beſeitigt. So iſt alſo die Formübertragung ein Sprachgeſetz von durchgreifender Wichtigkeit geworden, und es läßt ſich nicht leugnen, daß durch ſie wieder größere Überſichtlichkeit, Klarheit und Durchſichtigkeit in die durch die Tonwirkung und andre Einflüſſe ſtark zerſetzten Biegungsverhältniſſe gebracht worden iſt.

1) Denn bei dieſer haben alle Perſonen den gleichen Vokal.

2) Von einem verloren gegangenen erboesen, erbôſte, erbôſt und von beſtellen, beſtalte, beſtalt.

Sie (die deutſche Sprache) iſt an mannigfalter Uranlage zu immer neuer und doch deutſcher Bildung reich. Klopſtock.

8. Wortbildung.[1])

118. Außer der Wortentlehnung und Bedeutungsübertragung (vgl. Nelke = Näglein) haben die einzelnen Völker hauptſächlich zwei Mittel benutzt, um Gegenſtände, die zuerſt in ihren Geſichts- und Gedankenkreis traten, zu benennen: ſie haben einerſeits Wörter aus bereits vorhandenen Stämmen abgeleitet und andererſeits mehrere Wortſtämme mit einander zuſammengeſetzt. Doch verfahren nicht alle in gleicher Weiſe. Die Romanen zeigen entſchieden große Vorliebe für die Ableitung gleich den Römern, deren Sprache ſie weiter gebildet haben. ‘Le procédé, qui a le plus enrichi le français c'est

1) Vgl. Grimm, Grammatik II, 405–985; Weinhold, Mhd. Grammatik § 229—325; Th. Jacobi, Über die Bildung der Nomina in den germaniſchen Sprachen; Jeitteles, Neuhochdeutſche Wortbildung. Wien 1865; Paul, Principien der Sprachgeſchichte. 2. Aufl. Halle 1886, S. 274—298; K. v. Bahder, Die Verbalabſtrakte in den germaniſchen Sprachen. Halle 1880; F. Kluge, Nominale Stammbildungslehre der altgermaniſchen Dialekte. Halle 1886; L. Tobler, Über Wortzuſammenſetzung. Berlin 1868; F. Juſti, Über die Zuſammenſetzung der Nomina in den indogermaniſchen Sprachen. Göttingen 1861; Fuchs, Die romaniſchen Sprachen in ihrem Verhältnis zur lateiniſchen. Halle 1849; K. Scheffler, Deutſche Wörter, undeutſche Endungen, Zeitſchrift des allg. deutſchen Sprachvereins V, 121 ff.; Trautmann, Der S-Unfug, Wiſſenſchaftl. Beiheft zur näml. Zeitſchrift I, S. 4—25; E. Heilbronn, Der Wortſchatz der ſogenannten 1. ſchleſiſchen Dichterſchule in Wortbildung und Wortzuſammenſetzung dargeſtellt. I: Wortbildung. Berlin 1890.

la dérivation'.[1]) Die Deutschen aber haben seit langer Zeit den Zusammensetzungen den Vorzug gegeben und darin geradezu Erstaunliches geleistet. Im Grimmschen Wörterbuche sind 510 solche Bildungen mit Geist verzeichnet, 434 mit Mensch, 287 mit Liebe, 122 mit Gemüt; und daß damit der einschlägige Wortvorrat unserer Sprache noch lange nicht erschöpft ist, zeigt Gombert, der noch etwa 600 dort fehlende Zusammensetzungen mit Liebe nachweist.[2]) Welche andere Sprache der Welt könnte sich eines solchen Reichtums auf diesem Gebiete rühmen?[3])

Natürlich ist diese Verschiedenheit zwischen romanischer und deutscher Wortbildung tiefer begründet und durch die Unterschiede in der Volksart bedingt. Mit Recht haben mehrere Sprachforscher seit Jakob Grimm darauf hingewiesen, daß einfache Ausdrücke mit größerer Kürze meist auch größere Bestimmtheit des wesentlichen Begriffsinhalts verbinden d. h. mehr verstandesmäßiger Auffassung entsprechen, zusammengesetzte aber dadurch, daß sie eine Vorstellung an die andre reihen, die Anschaulichkeit und Sinnfälligkeit des Begriffs erhöhen, also der Einbildungskraft reichere Nahrung geben und das Gemüt mehr anregen.[4]) Wenn also jene für die Prosadarstellung im

1) Lecoultre, Du génie de la langue française 1894 S. 16.

2) Dunger, Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Dresden 1887, S. 59; Gombert, Nomenclator amoris oder Liebeswörter. Straßburg 1883. Bei Grimm sind etwa 250 mit all- zusammengesetzte Wörter verzeichnet, zu denen Hoffmann in den Preußischen Jahrbüchern 1894 S. 256 noch 32 aus Herder hinzufügt.

3) Hehn, Italien S. 226: 'Daß den romanischen Sprachen die Kompositionsfähigkeit abgeht, die dem Deutschen in so hohem Maße inne wohnt, ist ein Vorwurf, der oft genug zu hören ist und in der That nicht unbegründet erscheint.' Vgl. auch Dunger, Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins I, 9 f.

4) J. Grimm, Grammatik II, 965 erklärt die Zusammensetzung für äußerlich schleppender und anmaßender und hält 'den Überfluß abstrakter Kompositionsformeln auf Kosten untergegangener einfacher Wörter für einen Nachteil'. Vgl. auch Baumgarten in Schmids Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens. Gotha 1859—1878. II, 927 und Tobler, Zeitschr. für Völkerpsychol. und Sprachwissensch. V, 228 ff.

allgemeinen angemessener sind, so leisten diese der Dichtung viel wertvollere Dienste. Und wer wüßte nicht, daß auf jenem Gebiete im großen und ganzen den Franzosen, auf diesem den Deutschen die Krone zuerkannt werden muß?

119. Im Grunde genommen freilich ist die Verschiedenheit beider Wortbildungsmittel nur in unserem Sprachgefühle, also nur scheinbar vorhanden. Verfolgt man die Entstehungsgeschichte der Wörter bis in die älteste Zeit zurück, so findet man, daß die Ableitung eigentlich nichts weiter als eine Zusammensetzung ist. Denn meist waren diese kleinen Anhängsel, mit deren Hilfe man in den indogermanischen Sprachen Wortstämme aus Wurzeln und später auch aus bereits geprägten Stämmen bildete, von Haus aus selbständige Wörter, wenn es auch mit den zu Gebote stehenden Mitteln nicht überall gelingt, ihre Grundbedeutung genau festzustellen. Wie die Schmarotzerpflanzen eines lebenden Stammes bedürfen, um darein ihre Wurzeln zu senken, so haben diese zarten Wörter sich gleichfalls an festere Gebilde angeschmiegt, ohne die sie meist nicht mehr zu leben vermögen. So ist aus den lateinischen Wortverbindungen lenta mente, forti mente schließlich frz. lentement, fortement hervorgegangen, und nach diesem Muster hat man nach und nach eine solche Masse ähnlicher Formen geschaffen, daß -ment im Französischen geradezu als Ableitungssilbe für Umstandswörter betrachtet werden konnte, um so mehr als das (lateinische) Hauptwort (mens =) ment nicht mehr daneben bestand, also die ursprüngliche Geltung und Bedeutung viel leichter verbleichen konnte. Ähnlich liegen die Verhältnisse im Deutschen. Zwar sind in den Ausdrücken allerhand, mannigfach, mannigfalt, jederzeit, derart, mittlerweile, einigermaßen, einerseits, allerdings, einstmals (= eines mâles) die Ausgänge -hand, -fach, -falt u. s. w. noch ziemlich weit davon entfernt, zu bloßen Endungen herabgedrückt zu werden, eben weil der Zusammenhang mit den noch daneben bestehenden Hauptwörtern Hand, Fach, Falte u. s. f. nicht so leicht verwischt werden kann, aber schon bei haufenweise, pfundweise können wir einen Fortschritt nach dieser Richtung wahrnehmen, weil hier die beiden Bestandteile nicht bloß zusammen-

gerückt, sondern auch des begleitenden Verhältniswords verlustig gegangen sind (= in Haufen Weise, d. h. nach Art eines Haufens vgl. mhd. in rëgenes wîs, regenartig); endlich bei den Bildungen auf -lich, -bar, -haft, -sam; -heit, -tum, -schaft, -rich ist der Vorgang abgeschlossen. Denn da hier keine gleichlautenden selbständigen Wörter mehr daneben bestehen, sind diese einsilbigen Gebilde so weit entwertet, daß wir in ihnen jetzt nur Ableitungsendungen sehen. Das Sprachgefühl hat jeglichen Anhalt verloren, etwas andres dabei zu empfinden.

120. Forschen wir nun nach der Herkunft dieser Wörtchen, so ergiebt sich folgendes: -lich = got. leiks enthält den alten germanischen Stamm lîka, Körper, den wir noch in Leichdorn (Dorn im Körper), Leiche (corpus) und gleich (got. galeiks, von demselben Körper) vorfinden.[1]) Setzte man nun diesen z. B. mit kind zusammen, so erhielt man ein Wort (ahd. kindlîh), das zunächst Kindeskörper bedeutete, dann aber durch Übertragung nach Art von Blaustrumpf, Gelbschnabel den Sinn 'Kindesgestalt habend' annahm, woraus die jetzige Bedeutung hervorgegangen ist. Weil aber das Wort -lîka sehr häufig in ähnlicher Weise mit einem andern Hauptworte verschmolzen wurde, verblich der ursprüngliche Inhalt schließlich derartig, daß es allgemein zur Bildung von Eigenschafts- und Umstandswörtern verwendet werden konnte. Ähnlich steht es mit -bar = mhd. -baere = ahd. -bâri, das aus dem Zeitwort bërn[2]) (= lat. ferre), tragen gebildet ist. Demnach heißt frucht-bar und ehr-bar eigentlich Frucht tragend, Ehre bringend, ebenso wie salu-ber = salut(em) -fer(ens) Heil bringend. Für -haft besteht eine doppelte Erklärung; die einen halten es für die dem lat. captus[3]) entsprechende Form und übersetzen daher got. auda-hafts 'behaftet mit Glück', die andern sehen darin eine Ableitung von der Wurzel hab, haben im Sinne von 'habend', deuten also schmerzhaft 'Schmerz habend'. Die Be-

1) Das î ist hier zu ei zerdehnt worden wie in mîn (mein), während es in tieftonigen Endungen (kind-lich) verkürzt wurde.

2) Desselben Stammes sind gebären, Gebärde, Bahre, Bürde.

3) Vgl. die Haft = ahd. haft und hafta, Gefangenschaft.

deutung läßt die zweite Annahme glaubwürdiger erscheinen. -sam in sittsam ist das got. sama, derselbe und verwandt mit engl. the same (vgl. ὁμός und sim-ilis und unser nhd. sammeln, samt); sittsam läßt sich daher übersetzen 'gleich wie die Sitte, der Sitte gemäß'. Das Grundwort von -heit liegt im got. haidus, Eigenschaft vor, das von -tum im ahd. tuom, Stand, Zustand, Verhältnis, -rich entspricht dem got. reiks = lat. rex, König. Demnach bezeichnet Schönheit von Haus aus die schöne Eigenschaft, Königtum den Stand eines Königs und Wegerich den Beherrscher der Wege (vgl. Waldmeister). Endlich die Endung -schaft ist verwandt mit einem alten Stamme skapi in der Bedeutung 'Art und Weise', sodaß Freundschaft zu erklären ist 'nach Art der Freunde'.[1])

121. Wir sehen also, daß sich diese Ableitungssilben erst während des Sonderlebens der germanischen, ja zum Teil sogar der deutschen Sprache herausgebildet haben, d. h. verhältnismäßig junge Schöpfungen sind. Sobald wir weiter rückwärts schreiten, verlieren wir den sichern Boden unter den Füßen und sind meist auf bloße Vermutungen angewiesen. Wohl finden wir verschiedene solche Anhängsel in andern Sprachen wieder z. B. griech. -ter(o) = lat. -ter(o) in sinister = deutsch -der in vorder und kennen deren Gebrauchsweise, wohl wissen wir, daß -ung (Grundf. -ungâ, weiblich) gewöhnlich das Ergebnis einer Handlung oder diese selbst ausdrückt, -ung (Grundf. -unga, männlich) und -ing (Nibelung, Edeling) vielfach die Abstammung, -el (Grundf. -ala, -ila) das Mittel (Flügel, Schlüssel), -er (Grundf. -ari und -âri)[2]) die thätige Person (Färber, Schreiber),

1) Vgl. ahd. fiantscaf, an. fjandskapr, agf. freondscipe und ahd. fiantscaft: Kluge, Nominale Stammbildungslehre § 166. Hierher gehört auch -mal = ahd. mâl, Zeitpunkt: dreimal = ahd. ze drin mâlen, einmal = ahd. z' einemo mâle.

2) Allerdings ist diese Endung vielfach beeinflußt von den lateinischen nomina agentis auf -ârius, ja Sütterlin, Nomina agentis im Germanischen, Straßburg 1887, S. 77, glaubt sogar, sie sei daraus erwachsen und von ahd. Bildungen wie mulinâri = molinarius, notâri = notarius ausgegangen. Vgl. auch Kluge, Nominale Stammbildungslehre § 8—11.

=en den Stoff (eichen), =ig das Versehensein, Behaftetsein mit etwas (steinig, hungrig), =isch die Abstammung und Eigentümlichkeit (jüdisch, läppisch von mhd. lappe, Laffe, also gleich einem Laffen), =ern bei Zeitwörtern die Wiederholung und Verstärkung (zögern = hin und her ziehen), =eln die Verkleinerung (säuseln von sausen) bezeichnen. Was aber diese Ableitungssilben als selbständige Wörter einst bedeutet haben, ist meist schwer zu ergründen. Dazu kommt, daß sie nicht selten im Laufe der Zeit entstellt worden sind. Namentlich ist bisweilen ein Schlußlaut des Wortstamms, an den die Endungen besonders häufig angefügt wurden, so fest mit diesen verwachsen, daß er sich nicht mehr davon trennen läßt. So erklärt sich das n der Endung =niß daraus, daß -ass, -iss (z. B. in got. ufar-assus, Übermaß) besonders oft bei Wörtern mit dem Stammauslaut n (vgl. got. ibnassus von ibns, eben und ahd. farloran-issa, Verlorenheit) auftrat, diese aber ganz den Eindruck machten, als ob sie mit -nassus oder -nissa gebildet wären. Ebenso hat die aus =ing entwickelte Nebenform =ling in Frühling, Fremdling, Häuptling ihren Ausgang von Wörtern wie edel-ing, der Edle (zu mhd. edele, ahd. edili) genommen[1]), ferner =ner neben =er in Schuldner (schon ahd. sculdinâri), Harf=ner, Rent=ner, Huf=ner von Wörtern wie Gärtn=er, Schrein=er (zu Garten, Schrein). Ähnlich ist die Endung =ern bei Stoffbezeichnungen wie steinern, hölzern an r-Stämmen erwachsen: isarîn und silberîn erklären sich leicht aus isar, silber, Eisen, Silber, und nach diesem Muster schuf man hulzerîn neben hülzîn u. a. Endlich hat =keit als Ableger von =heit sich an Eigenschaftswörtern wie einec, einig, schuldec, schuldig, herausgebildet (einec-heit, schuldec-heit). Da bei der Aussprache c und h zusammenflossen und wie k mit nachstürzendem Hauchlaute gesprochen wurden, so glaubte man schließlich in der Form =keit eine berechtigte Ableitungssilbe vor sich zu haben, die auch beibehalten wurde, als die mhd. Endung -ec, -ic die Form = ig erhielt. Daß in Einigkeit, Schuldig=

1) So stehen neben einander mhd. engerinc und engerlinc = ahd. engirinc als Ableitung von angar, Engerling.

keit u. a. der ursprünglich einfache k-Laut auf diese Weise doppelt geschrieben und gesprochen wurde, tritt jetzt kaum noch ins Bewußtsein. Ging man doch schließlich so weit, die Silbe -keit selbst da zur Bildung abgezogener Begriffe zu verwenden, wo gar keine entsprechenden Eigenschaftswörter vorlagen, also Furchtsamkeit und Furchtlosigkeit zu sagen, obwohl es nie furchtsamig und furchtlosig gegeben hat!

122. So erwuchsen nach und nach neue Ableitungsendungen, die vielfach die alten ganz oder teilweise verdrängten. Denn auch hier schwankt der Sprachgebrauch in den verschiedenen Zeiträumen, Gegenden und Gebieten des Schrifttums.[1]) In dem auf uns gekommenen Sprachschatze der got. Bibel des Ulfilas, der sich auf etwa 2300 Wörter beläuft, tritt bei abgezogenen Begriffen die Endung -ei(n) am häufigsten auf (über 90 mal), auch im ahd. und mhd. ist sie in der Form -î und -e (mhd. diu schoene, staete, kerge, wilde, vinster = Schönheit, Stätigkeit, Kargheit, Wildheit, Finsternis) noch ziemlich häufig, allmählich aber haben ihr -ung, -heit und -niß den Vorrang streitig gemacht. Im got. kommt -ung gar nicht, -niß selten[2]), -heit nur als Hauptwort (haidus) vor. Bei den mhd. Dichtern ist von diesen dreien -heit am stärksten vertreten, -niß am schwächsten. Im Nibelungenliede und im Tristan findet sich -niß gar nicht, bei Wolfram v. Eschenbach nur in bekantnisse und gevancnusse, in Hartmann v. Aues Iwein nur bei vancnusse. Dagegen war es in Urkunden nicht selten und nahm besonders im md. Gebiete bei theologischen und philosophischen Schriftstellern des 14. und 15. Jahrhunderts sehr überhand; jetzt ist es am Niederrhein außerordentlich beliebt, sodaß wir z. B. bei Heine Begabnis, Beglaubnis, Beklagnis, Erschaffnis, Störnis, Quälnis

1) Ebenso ist es in andern Sprachen: von den lateinischen Endungen für abgezogene Begriffe ist -itia besonders in Italien (-ezza), -ura in Spanien und -tas in Frankreich (-té z. B. charité = caritas) beliebt. Vgl. Archiv für lateinische Lexikographie VIII, S. 336.

2) Bei Ulfilas -nassus etwa in 12 Wörtern. Über das Zurückweichen von -î vor -unga schon im ahd. vgl. Braune, Ahd. Grammatik S. 168; K. v. Bahder, Verbalabstrakta S. 89 ff.

u. a. finden.[1]) Für die Endung -de (Grundform -idâ) zählt Weinhold in ſeiner mhd. Grammatik (§ 245) 82 Beiſpiele auf; davon ſind jetzt ſchriftdeutſch nur noch 4 gebräuchlich: Gebärde, Gemeinde, Beſchwerde, Zierde; Gefährde iſt noch aus gefährden und ſonder Fährde zu erſchließen, andre wie lengede, wermde, tiurde für nhd. Länge, Wärme, Teuerkeit ſind wenigſtens noch mundartlich erhalten. Ferner ſind die Verkleinerungsendungen -el (in Ärmel von Arm wie Leibchen von Leib; Schwertel = gladiolus, Knöchel von Knochen) und -în (in Füllen = ahd. fulîn, Schwein = *suîna) durch die zuſammengeſetzten -lein = l + în und -chen = k + în (Blümlein, Blümchen) faſt gänzlich aus dem lebendigen Gebrauche verdrängt worden. Die ſtärkſte Einbuße aber haben die Wortbildungsmittel erfahren, die jetzt keine Silbe mehr für ſich ausmachen und daher nicht mehr als ſelbſtändig empfunden werden. Die in der älteſten germaniſchen Zeit mit Vorliebe zu Abſtraktbildungen verwendeten Endungen -i (got. wēns, ahd. wân, Grundf. wêni, Wahn, ferner Sprung, Flug u. a.) und -ti (ahd. gluot, bluot, nât, Glut, Blut, Naht) ſind ſchon längſt nicht mehr zu Neuſchöpfungen lebensfähig; und wenn s im nhd. noch gebraucht wird, um Umſtandswörter zu bilden wie vollends, durchgehends, zuſehends, unverſehens, ſo iſt es nicht eigentlich Ableitungsſilbe, ſondern Genitivzeichen (vgl. flugs von Flug).

123. Auch die deutſchen Mundarten haben ihre Beſonderheiten. Sammelnamen auf -ch (ahd. -ahi in eichahi, Eichicht, rôrahi, Röhricht), Bezeichnungen des Mittels auf -l (ahd. -il in zugil, Zügel, gurtil, Gürtel) und Eigenſchaftswörter auf -haft (ahd. sigihaft, ſiegreich, êrhaft, züchtig) ſind im nd. Sprachgebiete ſelten oder (-haft) ſo gut wie nicht vorhanden. Als Verkleinerungsendung iſt im Norden -ken (-ke: Reineke von Reinhard), im Süden -lein ſtärker verbreitet. Niederdeutſch ſind die Liebkoſungsformen auf -ing[2]) (Vatting, Mutting), oberdeutſch,

1) G. Zillgenz, Rheiniſche Eigentümlichkeiten in H. Heines Schriften, Warener Programm 1893.

2) Wie hier, ſo berühren ſich auch ſonſt Koſenamen mit Verkleinerungsworten (engl. gosling, Gänschen) und Abſtammungsformen (ahd. Cherlingâ, Karlinge).

besonders alemannisch, die auf -i (Ätti, Büebi). Auch im Gebiete der Eigennamen weichen Nord und Süd stark von einander ab; dort wurden im ahd. die Koseformen meist auf -iko, hier auf -izo gebildet. Unter den von Dietrich abgeleiteten Namen sind Tieck, Tiedge[1]) u. a. eigentlich im Norden, Diez im Süden zu Hause. Im deutschen Oberlande begegnet man zahlreichen Personennamen auf -ing (Henning, Schelling), im Niederlande solchen auf -s (Ebers = Ebers [Sohn]) oder -sen = son (Jansen = Jahns Sohn). In Dänemark giebt es fast gar keine andern heimischen Familiennamen: im Kopenhagener Einwohnerverzeichnis des Jahres 1892 füllt der Name Hansen mehr als 34 Spalten, Petersen 32 (Pedersen 4), Jansen 30, Andresen 16, Rasmussen (= Erasmussohn) 12. Im Norden sind die Ortsnamen auf -hude, -büttel, -brink, -flath, -kuhl, im Süden die auf -ingen (schwäbisch), -ing (bairisch), -wang, -weil, -weiler, -stetten heimatsberechtigt.[2]) Mitteldeutschland schlägt, wie überall, auch hier einen Mittelweg ein. Die md. Schriftsteller des 12. und 13. Jahrhunderts ziehen von den beiden genannten Verkleinerungsformen -lîn (-le) vor, doch ist auch -chen seit dem 13. Jahrhundert in allen md. Landschaften verbreitet bis auf Schlesien, wo -lein wieder fast ausschließlich durchgedrungen ist. Auch Luther schwankt. In seiner Bibelübersetzung bevorzugt er -lein (Scherflein, Kämmerlein, doch öfter Kaninichen), aber sonst finden sich in seinen Schriften meist Formen wie Lenichen, Hänsichen, Sönichen. In der besonders auf md. Sprachgebrauch beruhenden nhd. Schriftsprache ist es üblich geworden, -lein mehr in der Dichtung (Vöglein, Blümlein), -chen mehr in der ungebundenen Rede (Schriftchen, Lämpchen) zu verwenden.

1) Die bekannten Dichter dieses Namens sind der eine in Berlin, der andre in Gardelegen geboren.

2) Rheinland und Westfalen weisen zusammenhängende Gebiete mit zahlreichen Ortschaften auf -scheid und -ohl (auel) auf, Schleswig-Holstein und Thüringen viele, die mit der Endung -leben gebildet sind: jene werden auf ampsivarische, diese auf anglisch-weriniſche Besiedelung zurückgeführt.

124. Bisweilen haben die einzelnen Endungen ihr eigentliches Gebiet überschritten und sind in den Wirkungskreis andrer eingedrungen. So ist -bar seiner Grundbedeutung nach nur bei Hauptwörtern berechtigt, z. B. wunderbar = Wunder bringend. Erst als das Bewußtsein des ursprünglichen Sinnes von -bar geschwunden war, konnte man es auch an Stämme von Zeitwörtern fügen und die Wörter tragbar, anfechtbar, kundbar bilden. Die gleiche Beobachtung machen wir bei andern Endungen. So sind rührig, ausfindig, freigebig; mürrisch, neckisch, wetterwendisch; empfindlich, erträglich, unbeschreiblich; empfindsam, folgsam, lenksam; naschhaft, bettelhaft, schwatzhaft; Helfer, Berater, Trinker sämtlich von Zeitwörtern gebildet, rührig von rühren u. s. f., während die Wortausgänge -ig, -isch, -lich, -sam, -haft, -er eigentlich nur bei Ableitung von Haupt- und Eigenschaftswörtern am Platze waren: sonnig, diebisch, höflich, ehrsam, tugendhaft, Förster. Wenn ferner im mhd. die Wörter billig, völlig, unzählig und adlig die Endung -lich hatten (billîche u. s. w.), so hat man ihnen jetzt nach dem Muster von selig, gleichschenklig u. a., deren Stamm auf ein l- endigt, den Wortausgang -ig gegeben. Teppich ist nach Fittich u. a. aus Teppit (vgl. Tapete), nackend nach Mittelwörtern wie packend aus nacket (nackt), seltsam nach tugendsam u. a. aus seltsaene (= selten gesehen) umgestaltet worden.

Auch läßt sich die Beobachtung machen, daß bedeutungsverwandte Wörter es lieben, sich im Auslaute einander anzugleichen. Wie schon in alter Zeit die Wörter ahd. sunno, mâno und stërno (Sonne, Mond und Stern), Sommer und Winter, gelb und falb übereinstimmend gestaltet worden sind, so ist später Hinde (ahd. hinta) nach Hündin, Löwin u. a. zu Hindin, Senne und Einsiedel (ahd. senno und einsidilo) nach Maler, Fleischer u. a. zu Senner und Einsiedler geworden.

125. Zu den heimischen Wortbildungsmitteln gesellten sich im Laufe der Zeit noch Eindringlinge aus der Fremde, die infolge ihres häufigen Vorkommens großenteils fast Heimats-

recht erworben haben.[1]) Nur die undeutsche Betonung verrät in der Regel noch die fremde Abkunft. Zunächst gilt dies von -lei = afrz. ley (Art und Weise) in Verbindungen wie allerlei, vielerlei = allerhand u. s. w., dann von -ei (vgl. Fischerei, Jägerei) = frz. -ie = lat. -ia, das aus Fremdwörtern wie Partei (Partie), Melodei (Melodie) übernommen ist und seit dem 12. Jahrhundert unter dem Einflusse des französischen Schrifttums an Boden gewinnt (mhd. jagerîe, ketzerîe, kamerîe u. a.), besonders zahlreich aber in den kölnischen Schriften des 14. und 15. Jahrhunderts auftritt. Andre Zwitterbildungen der Art sind Wörter auf ieren = frz. -ier (hausieren, schattieren, buchstabieren, grundieren, halbieren, stolzieren, drangsalieren), -ier (Paukier, Wichsier, Kneipier), -ös = frz. -eux (staatiös, pechös), -age = frz. -age (Stellage, Takelage), -iade (Hanswurstiade, Offenbachiade, Münchhausiade), -ant (Bummelant, Lieferant); -ist (Hornist, Flötist, Blumist), -ismus (Berlinismus, Baunscheidtismus), -icos (burschikos), -icus (Pfiffikus, Luftikus), -aner (Lutheraner, Wagnerianer),[2]) -at (Hanseat), -enser (Jenenser, Hallenser), -ur (Glasur), -al (Futteral, Lappalien, Pauschalsumme neben 'in Bausch und Bogen'), -ium (Sammelsurium von nd. sammelsûr, d. h. 'saures' Gericht aus 'gesammelten' Fleischresten): Wörter, die ein untrügliches Zeugnis von dem großen Einflusse ablegen, den einerseits das Französische im Zeitalter

1) Whitney, The Life and Growth of Language. 5. Aufl. S. 131: 'Kommt eine bestimmte Ableitungsendung, sei sie auch noch so sehr auf einen bloß formativen Wert herabgesunken, einmal in einer hinreichenden Anzahl von Formen vor, um im Gefühl der Sprechenden mit einem bestimmten Bedeutungswandel verknüpft zu werden, so wird sie weiter gebraucht, wenn das Bedürfnis, einen solchen auszudrücken, eintritt. Ein bemerkenswertes Beispiel dafür, wie ein Element fremden Ursprungs in eine Sprache hineinkommen und durch langsame Ausdehnung schließlich sich seinen Weg bis zu solcher Anwendung bahnen kann, bietet sich in (englisch) -ize und -ism und -ist, die griechischen Ursprungs und durch Vermittelung des Französischen in England eingeführt sind.'

2) Dagegen sind Urian, Dummrian u. a. mit Jahn = Johann zusammengesetzt, also = Urjahn und Dummer Jahn.

der Kreuzzüge und Ludwigs XIV., andererseits das Lateinische und Griechische seit der Wiedergeburt des klassischen Altertums auf unsere Sprache ausgeübt haben.[1])

126. Neben der Wortableitung steht die Zusammensetzung. Auch sie hat sich erst allmählich entwickelt und verschiedene Stufen der Ausbildung durchlaufen: Zunächst wurden die Wörter bloß neben einander gestellt (vgl. jammerschade aus Jammer und Schade), dann fester zusammengerückt, endlich innig mit einander verschmolzen. Ziemlich lose sind die Wörter standhalten, stattfinden, wahrnehmen; wertschätzen, hochhalten, freigeben an einander gereiht; denn hier verknüpft fast nur der gemeinschaftliche Ton auf der ersten Silbe; sobald sie in einer andern Form als dem Infinitiv gebraucht werden, tritt sofort die umgekehrte Wortfolge ein (ich halte stand, gebe frei u. a.), während lockere Fügungen mit Mittelwörtern wie hochfliegend, hohnlachend, wutschnaubend diese Freiheit nicht mehr kennen. Enger wird das Band, wenn das erste Wort ein Genitiv (Adelsstolz, Königskerze, Frankenland, Kinderschuhe, Ländertausch, Nibelungenlied) oder ein Eigenschaftswort ohne Biegungsendung ist (der Alt-meister, Gelb-schnabel, Rot-wein, die Jung-frau, Ober-hand, das Eichen-holz, Seiden-band, Ochsen-fleisch, Tief-land, Wild-schwein).[2]) Die festeste Verknüpfung entsteht aber dann, wenn das erste Glied in der Stammform auftritt. Denn Mühlgasse, Erdbeere, Kirchspiel, Elbbrücke, Fechtmeister, Schwimmlehrer sind nach unserem Sprachgefühle enger verbunden als Mühlendamm, Erdenrund, Kirchenbuch, Muldenbrücke, Maurermeister, Kinderlehrer; in einigen Fällen wird sogar ein Unterschied zwischen beiden Arten der Zusammensetzung gemacht; z. B. bezeichnen

1) Im Mittelfränk. und Mittelniederl. treffen wir seit dem 11. Jahrhundert eine weibliche -s-bildung an, die nach J. Grimm auf roman.-lateinisch -issa zurückgeht; vgl. duchesse, princesse.

2) Luther schreibt noch: der christen Menſch, das schweinen Fleisch, bis 1528 der edele Stein und bis 1534 die erste Geburt, dann Edelstein und Erstgeburt. Für Branntwein sagte man bis ins 17. Jahrhundert (ge)brannter Wein und noch länger spricht das Volkslied vom wankeln Mute.

Landmann und Wassernot etwas andres als Landsmann und Wassersnot. Zuweilen sind wir auch noch in der Lage, die Zeit zu bestimmen, in der die einzelnen Wörter inniger verschmolzen, so bei Deutschland: mhd. hieß es noch allgemein daz tiusche lant oder in der Mehrheit diu tiuschen lant; seit dem 15. Jahrhundert wurde es üblich, die Zusammensetzung Deutschland zu gebrauchen,[1]) seit dem 17. Jahrhundert ist diese im Gebrauch allgemein durchgedrungen.[2])

War es in den bisher erörterten Fällen leicht, die beiden Bestandteile des zusammengesetzten Wortes von einander zu scheiden, so fällt dies schon schwerer, wenn Laute verändert worden sind. Durch Angleichung des Auslauts vom ersten Worte an den Anlaut des folgenden ist aus Hohenburg Homburg, aus en(t)finden, en(t)fehlen: em(p)finden, em(p)fehlen, aus Wintbrâ (Windbraue) Wimper geworden, durch Entfernung des Selbstlautes in den Vorsilben be-, ge- und ver- entstanden bleiben (be + leiben), binnen (be + innen), Gnade (Genade), Gleis (ge + leis), Glaube[3]) (ge + laube), Gunst (ge + unst), fressen (= ver + essen), eine Erscheinung, die, wenigstens bei den erstgenannten Wörtern, wohl auf oberdeutschen Ursprung zurückzuführen und noch heutiges Tags in Baiern sehr beliebt ist. Ebenso wird die Erkenntnis der Zusammensetzung erschwert, wenn der zweite Bestandteil unter Einwirkung des Hochtons der ersten Silbe lautlich beeinträchtigt

1) Luther schreibt gewöhnlich Deutschland; deutsches Lands; (im) deutsch Lande oder in Deutschland; (in) ganz Deutschesland.

2) Doch braucht Herder noch den Wemfall 'Deutschlande', hebt also das Wort aus dem Kreise der Eigennamen im engern Sinne heraus und denkt sich Land noch als besondern Begriff, wie wir noch jetzt vom Rheinlande, Voigtlande, Osterlande, aber nicht mehr vom Rußlande, Schottlande, Irlande, Hollande sprechen.

3) Vgl. auch Glied, Glück, gleich, begleiten, Glimpf, Bloch und Hildebrand in Grimms Wörterb. IV, 1, 1602; ebenso sind nicht und niemand aus ni + eo + wiht und ni + eo + man hervorgegangen = nie etwas, nie ein Mann. Andre Beispiele geben Kremer in Paul und Braunes Beiträgen VIII, 377 und Wilmanns, Deutsche Grammatik § 330.

iſt. Denn wie wenige ſehen es den Wörtern Zwilch, Drilch (dem lat. bilex, trilex nachgebildet), Junker (= mhd. junchêrre), Binſe (bi + naz, bei dem Naſſen), heuer (= hiu jâru, in dieſem Jahre), heute (= hiu tagu, an dieſem Tage), Kiefer (= Kienföhre), elf (= ein-lif), Samt (= griech. hexamitos), Arzt (= archiater) an, daß ſie zuſammengeſetzt ſind?

127. Auch über die deutſche oder fremde Herkunft der beiden Beſtandteile giebt man ſich heutiges Tages ſelten Aufſchluß und iſt ſich gewöhnlich nicht der Thatſache bewußt, daß in unſerer Sprache viele eigentümliche Zwitterbildungen vorhanden ſind, die entweder ganz deutſches Gepräge angenommen haben oder nur noch am fremden Tone die ausländiſche Abkunft des einen Teils erkennen laſſen. Zu jenen gehören Schuſter (Schuh + sûtaere = lat. sutor), Zentgraf (centum + Graf), Erzſchelm (= archi + Schelm), Friedrichsdor (-d'or), zu dieſen Apfelſine = Apfel von China (de Sine). Weſentlich anders liegt die Sache bei Buchsbaum (ahd. buhsboum), Domkirche, Turteltaube, Flaumfeder, Maultier, Lorbeer, Gallapfel, Birſchjagd, in denen der zweite Teil nur zur Erläuterung des im erſten enthaltenen Fremdworts buxus, domus, turtur, pluma, mulus, laurus, galla und afrz. berser, birſchen hinzugefügt iſt. Doch iſt dieſer verdeutlichende Zuſatz auch bei gut deutſchen Wörtern, deren Sinn nicht mehr klar erkennbar war oder bei denen man Verwechſelung befürchtete, angetreten: ſo bei Femgericht (mhd. vëme), Sennhirt (ahd. senno), Maſtbaum, Lurleifelſen (mhd. lei = Fels), Lindwurm (mhd. lint = Schlange), Kieſelſtein, Walfiſch.

128. Ergiebt ſich ſchon daraus eine gewiſſe Vorliebe unſerer jetzigen Sprache für zuſammengeſetzte Wörter, ſo noch mehr aus dem Umſtande, daß nicht wenige einfache Ausdrücke früherer Zeit zuſammengeſetzten haben weichen müſſen (für glîme, bracke, biler, gran ſagen wir jetzt Johanniswürmchen, Spürhund, Zahnfleiſch, Schnurrbart) und daß bei Neubildungen, mochte man nun Ausdrücke fremder Sprachen überſetzen wie saeculum durch Jahrhundert oder Namen für neue Erfindungen

und Erſcheinungen ſchaffen wie Windmühle, Eiſenbahn, Fernrohr, Meerſchweinchen, Zuſammenſetzungen bevorzugt wurden. Noch Luther kennt keine derartigen Gebilde bei den Hauptwörtern auf -ung und ſagt daher Sorgen der Nahrung, Geld der Verſöhnung, Tag der Erlöſung (neben Verſöhntag, Scheidbrief), ebenſo ſind der ältern Sprache Bildungen wie Begräbniskoſten, Geheimniskrämerei, Gefängnisweſen zuwider; jetzt bedenken wir uns höchſtens noch, Fußleintritt, Vögleinſang, Königinkrone, Spitzbübinſtreich, Theologieprofeſſor, Harmoniewirkung zu ſagen und trennen dafür lieber die Worte; auch geſchieht dies beſonders gern dann, wenn wir uns feierlicher ausdrücken wollen; denn die Stunde der Erbauung erſcheint uns gewählter als die Erbauungsſtunde.

129. Bisweilen ſind bei der Zuſammenſetzung Unregelmäßigkeiten mit untergelaufen. Sehen wir uns das eben erwähnte Wort Erbauungsſtunde etwas genauer an, ſo finden wir einen ſpätern Eindringling in dem -s-. Man ſpricht mit Recht von einem Kindesalter, Tagesgeſtirn, Mannesmut, weil man richtig ſagt: das Alter des Kindes, das Geſtirn des Tages, der Mut des Mannes; aber bei weiblichen Wörtern hat das -s- im Wesfalle nichts zu ſuchen (Stunde der Erbauung). Wenn es jetzt gleichwohl in gewaltigem Umfange bei weiblichen Stämmen auftritt, ſo beruht dies hauptſächlich auf Formübertragung von Zuſammenſetzungen wie Vaterlandsliebe, Friedensſchluß, Lobeserhebung u. a. Möglich iſt, daß auch Wörter mit Doppelgeſchlecht wie Armut (einſt des Armuts neben der Armut) und lateiniſche Wesfälle auf -is wie universitatis, religionis (Univerſitätsbuchhandlung, Religionsunterricht) dieſen Sprachgebrauch begünſtigt haben. Ausgegangen aber iſt er in Deutſchland, wie durch die eingehenden Unterſuchungen Trautmanns[1]) feſtgeſtellt worden iſt, vom Nordweſten; denn dort war er ſchon in mnd. Zeit ziemlich weit verbreitet. Wie uns aus dortiger

1) Wiſſenſch. Beihefte z. Zeitſchr. d. allg. deutſch. Sprachvereins I, 4 ff., III, 130 ff. Vgl. auch II, 87 ff., IV, 188 ff. und Grimm, Gramm. II, 934 ff.

Gegend das von Flandern übernommene französische Mehrheits-s in Kerls, Mädels, Uhus, Kolibris, Eskimos zugekommen ist, so auch das =s= der Wortfuge bei weiblichen Hauptwörtern (z. B. Freiheitsstrafe, Hoffnungsstrahl, Liebesdienst, Hilfslehrer). In Mitteldeutschland war es noch zu Luthers Zeit nur in mäßigem Umfange eingedrungen; denn Luther kannte noch keine =heits, =schafts, =ungs, =ions und =täts, brauchte =s= so gut wie gar nicht bei weiblichen Wörtern und selten bei männlichen wie Donnerskind (Franke, Grundzüge § 147). Doch nahm es besonders im 17. Jahrhundert stark überhand und hatte im Zeitalter Goethes so mächtig um sich gegriffen, daß dieser 1827 schreiben konnte: 'Befrei uns, Gott, von =s= und =ung, wir können sie entbehren!' Am meisten hat sich noch Oberdeutschland von 'der s-Seuche' frei gehalten. Zwar verwendet schon Hugo v. Montfort († 1423) dieses Wortbildungsmittel, aber an Ausdehnung seines Gebrauchs sind die Mundarten[1]) und Schriftsteller[2]) des Südens immer hinter denen des Nordens zurückgeblieben, es müßte denn sein, daß sie wie Schiller lange in Mitteldeutschland gelebt haben. Wenn freilich Goethe an der angeführten Stelle hinzufügt: 'Doch wollen wir durch Musterung nicht uns noch andre scheren', so zeigt er die deutsche Gleichgiltigkeit in sprachlichen Dingen, der wir es vor allem zuzuschreiben haben, daß jetzt diese verbindenden =s= wie Schlingpflanzen und wucherndes Unkraut den ganzen Boden unserer Zusammensetzung überziehen und darum von Trautmann als 'überflüssig, unfolgerichtig, übellautend und fehlerhaft' bekämpft werden.

Andrer Art ist die Unregelmäßigkeit der Zusammensetzung bei den Hauptwörtern Eßlust, Schreibfeder, Wartesaal, Trinkgelage. In ihnen enthält der erste Bestandteil den Stamm eines Zeitworts, der sich wohl so erklärt, daß man in Gebilden

1) Schmeller verzeichnet im Bairischen Wörterbuch selbst bei den männlichen und sächlichen Wörtern Himmel, Engel, Schiff, Schaf, Amt kein einziges s-Gefüge.

2) Über den Gebrauch Vischers, Scheffels und Scherrs vgl. Trautmann a. a. O. III, 132 f.

wie Spielmann, Bethaus, Fasttag, in denen thatsächlich die Hauptwörter ahd. spil, bëta, fasta vorlagen, die Stämme der entsprechenden Zeitwörter erblickte und nun unter dieser Voraussetzung solche zu neuen Wortbildungen gebrauchte.[1])

130. Noch haben wir einiges über die Bedeutung der zusammengesetzten Wörter hinzuzufügen. Darnach zerfallen sie in drei Gruppen: Entweder wird das eine Wort, ohne seinen Sinn zu ändern, vom andern näher bestimmt (durch eine Beifügung bei Langeweile, Edelmann, durch ein Objekt bei teilnehmen, wahrsagen, Ratgeber, Wegweiser [4. Fall], vogelfrei, pflichttreu, Götzendienst, Feuerwehr [3. Fall], ehrwürdig, lebensmüde, Gottesfurcht, Landsknecht [2. Fall]), oder das Ganze erhält eine neue, übertragene Bedeutung (Langfinger nicht = langer Finger, sondern ein Mensch, der lange Finger macht, Leichtfuß, Dickkopf, Rotschwanz), oder endlich werden beide Teile wie durch 'und' verbunden gedacht (z. B. Schleswig-Holstein, taubstumm, schwarzweißrot, vierzehn neben vierundzwanzig).

So finden wir denn im Bereiche der Wortbildung eine außerordentliche Mannigfaltigkeit und Abwechselung, Fülle und Kraft in unserer Muttersprache, eine Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, wie sie uns sonst nur im Altgriechischen begegnet. Von diesem hat daher das Deutsche auch viel Anregung erfahren. Zusammensetzungen aus Hauptwörtern und Mittelwörtern der Vergangenheit sind in alter Zeit ziemlich selten. Ulfilas bietet dafür nur einen Beleg, indem er Marc. 14, 58 cheiropoiêtos mit handuwaurhts wiedergiebt. In den ahd. Quellen sucht man vergeblich darnach, selbst bei Dichtern wie Otfried; auch im mhd. beschränken sie sich auf wenige wie wintschaffen (windschief) und Luther hat fast nur schriftgelehrt. Die schlesischen Dichter wagten solche Bildungen noch nicht, ja noch Adelung wollte sie bis auf pflichtvergessen, kunstbeflissen, kunsterfahren und einige andre nicht anerkennen. Gleichwohl konnte er die Vorliebe, die sich seit der Mitte des 18. Jahr-

1) Solche Bildungen treten schon ziemlich früh auf z. B. mhd. suochhunt, leitesterne, wallestap.

hunderts für dieſe Formen zeigt, nicht erfolgreich bekämpfen. Sie waren eine unmittelbare Folge der Vertiefung in griechiſche Sprache und Litteratur. Nach griechiſchem Muſter formt Voß in ſeiner Homerüberſetzung Wörter wie hauptumlockt, kriegerſchlagen, roſſebeſpannt, gottbeſeligt[1]) und Goethe neidgetroffen, ſiegdurchglüht, wellenbeſpült, ſchneebehangen; angehaucht von der belebenden Kraft des griechiſchen Geiſtes ſpricht Schiller von ſäulengetragenen Dächern und giftgeſchwollenen Bäuchen, Klopſtock von donnergeſplitterten Wäldern und ruinenentflohenen Griechen und Heinrich v. Kleiſt von giftgefiederten Geſchoſſen und einer erzgekeilten Bruſt. Hat daher wohl mancher Dichter den Griechen das Geheimnis abgelauſcht, wie man neue Wortgebilde klang- und ſinnvoll prägen kann, ſo kam ihm doch die deutſche Sprache mit ihrer Gefügigkeit und gelenkigen Art auf halbem Wege entgegen[2]): nur eine biegſame Gerte läßt ſich zum Reifen verwenden, nur flüſſiges Metall fügt ſich den Händen der Sprachbildner zu neuen, ſchönen Formen!

1) Nach Herbſt, J. H. Voß, II, 84 f. bildet Voß ſchon in ſeiner erſten Odyſſee 1781 etwa 80 ſolche zuſammengeſetzte Wörter.

2) Von den zahlreichen nhd. Bildungen dieſer Art vgl. wonnetrunken, gottergeben, fluchbeladen, moosbedeckt, blutbefleckt, angſtgequält, gottbegnadet u. a.

Verpflanz' auf deine Jugend
Die deutsche Treu und Tugend
Zugleich mit deutschem Wort.
Uhland.

9. Fremdwörter.[1])

131. Mit Recht nennt man Deutschland das Herz Europas. In dessen Mitte gelegen, ist es von alters her das Bindeglied zwischen Süd und Nord, West und Ost gewesen. Oft heiß umstritten und bekämpft, hat es gar manchen Feind an seinen Grenzen, auf seinen Fluren gesehen. Einigen gelang es auch, von der Wanderlust unserer Ahnen dauernden Nutzen zu ziehen und sich in ihrem Lande häuslich niederzulassen: so haben sich die Slaven zur Zeit der Völkerwanderung in den Gebieten östlich von Elbe und Saale festgesetzt und in den Ortsnamen, Sitten und Gebräuchen der besiedelten Landschaften ein dauerndes Andenken hinterlassen. Doch wichtiger als die Einwirkung von dieser Seite wurde für Deutschland der Einfluß, den die Handelsbeziehungen und die überlegene Gesittung südlicher Völker

1) Vgl. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 3. Aufl. Leipzig 1887. S. 119—222; P. Pietsch, Der Kampf gegen die Fremdwörter. Berlin 1887; Dunger, Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Dresden 1887; A. Johannson, Die Fremdwörterfrage im nhd. Indogerman. Forschungen Bd. I, 1892; A. Fuchs, Zur Geschichte und Beurteilung der Fremdwörter. Dessau 1842; A. Boltz, Das Fremdwort in seiner kulturhistorischen Bedeutung. Berlin 1870; J. H. Campe, Über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache. Braunschweig 1794. Einschlägige Schriften von Bliedner, Cremer, O. Dehnicke, K. Franke, Gildemeister, H. Grimm, Heinze, Jansen, A. Koch, Kuttner, Logander, Mertens, Pölzl, Rümelin, Saalfeld, Sarrazin u. a., sowie vom allg. deutschen Sprachverein.

hier ausübten. Was Griechenland den Römern war[1]), wurde Rom den Galliern und Germanen. Italiſche Kaufherren und römiſche Soldaten haben unſere Heimat nach und nach nicht nur mit allerhand Gerätſchaften und andern Erzeugniſſen des Gewerbfleißes beglückt, ſondern auch mit Blumen und Früchten, Bäumen und Sträuchern, die in ihren Gärten gediehen, vor allem jedoch mit den geiſtigen Errungenſchaften der an höherer Bildung dem Norden um Jahrhunderte vorausgeeilten Mittelmeerländer. Der regelnde Pulsſchlag unſeres Vaterlandes aber brachte fortan neues Blut und neues Leben in die nordwärts und oſtwärts gelegenen Gebiete der ſkandinaviſchen Halbinſel und des ſarmatiſchen Tieflandes.

Doch wie die Römer über zu wenig Einbildungskraft und geiſtige Regſamkeit verfügten, um für die vom Auslande übernommenen Dinge heimiſche Namen ausfindig zu machen, und es vorzogen, mit der Sache in der Regel gleich die fremde Bezeichnung zu entlehnen, ſo haben auch die Germanen nicht entfernt die Fähigkeit der Griechen an den Tag gelegt, den meiſten ihnen von auswärts zugekommenen Gegenſtänden eigne Namen zu geben[2]); nur die Holländer haben dank ihrer erſtaunlichen Fertigkeit, fremde Ausdrücke durch heimiſche zu erſetzen, ihre Sprache freier von ausländiſchen Zuthaten zu halten gewußt. Das Engliſche bietet uns eine reiche Muſterkarte von Wörtern, die es aus aller Herren Ländern erhalten und in ſich aufgenommen hat, und das Deutſche zeigt von den älteſten Zeiten an die Spuren äußerer Einwirkungen.[3]) So giebt uns der Wortſchatz unſerer Sprache die Mittel an die Hand, die Völker zu beſtimmen, von denen, und die Gebiete, auf denen

1) Vgl. meine 'Griechiſchen Wörter im Latein', Preisſchrift der Fürſtl. Jablonowskiſchen Geſellſchaft zu Leipzig. Leipzig 1882. VIII und 546 S.

2) Vgl. meine Abhandlung über Wortſchöpfung und Wortentlehnung in der Zeitſchr. für Völkerpſych. und Sprachwiſſenſch. Bd. XIII, S. 233 ff.

3) In den erhaltenen Stücken der Bibelüberſetzung des Ulfilas finden ſich 116 griechiſche, lateiniſche, keltiſche und ſlaviſche Fremdwörter.

Deutſchland von außen her in ſeiner Geſittung beeinflußt worden iſt.

132. Sehen wir ab von mehrern Ausdrücken, die uns ſchon früh von den Kelten[1]) und einigen Völkern des Oſtens[2]) zugeführt worden ſind, ſo kommt der Löwenanteil an altgermaniſchen Lehnwörtern den Römern und der lateiniſchen Sprache zu. Den römiſchen Anſiedlern an Rhein und Donau und den römiſchen Kaufleuten, die in deutſchen Gebieten Handel trieben (bei den Sueben und Ubiern nach Caes. b. g. 4, 2, 3, im Gebiete König Marbods nach Tacit. ann. 2, 62; beſonders Handel mit Wein), verdanken wir zunächſt Gaben und Anregungen auf dem Gebiete des Pflanzenreichs. Aus dieſer Quelle ſtammen von Garten- und Feldfrüchten die Kirſche, Pfirſiche, Pflaume, Pfebe, Maulbeere, Feige, Birne, Mandel[3]); die Linſe, Wicke, Zwiebel, Minze[4]); dann der Rettich, Kohl, Lattich, Fenchel, Eppich, Kerbel[5]); dazu kamen von Bäumen und Sträuchern Buchsbaum, Lärche, Lorbeer[6]) und etwas ſpäter Blumen wie Roſe, Lilie, Veilchen[7]) u. a. Sie alle lehren, daß es den Deutſchen ſchon frühzeitig verlockend erſchienen iſt, den römiſchen Anſiedlern der Grenzgebiete die Geheimniſſe des Gartenbaus abzulauſchen und bei ihnen im Säen und Pflanzen von Gemüſe, Obſt, Blumen und Kräutern in die Lehre zu gehn. Auch der Weingott hielt jetzt ſeinen Einzug auf deutſchen Fluren, und in ſeinem Gefolge erſchienen Winzer, Wein und Moſt, Kelter und Preſſe, Kelch und Becher, Ohm und Kufe,

1) Z. B. welſch, Amt, Reich.

2) Von den Griechen wohl durch Vermittelung der arianiſchen Goten: Kirche, Pfinztag, Pfaffe, wahrſcheinlich auch Biſchof, Teufel, Engel, Pfingſten, Samstag; in älteſter Zeit aus unbeſtimmbarer Gegend Hanf, Silber, wohl auch Affe, Pflug, Pfad u. a. Vgl. Seiler, Die Entwickelung der deutſchen Kultur im Spiegel des Lehnworts. Halle 1895. S. 8; Lamprecht a. a. O. I², 49.

3) cerasus, persicum, prunum, pepo, morum, ficus, pirum, amygdalus.

4) lens, vicia, cepula, mentha.

5) radix, caulis, lactuca, feniculum, apium, caerefolium.

6) buxus, larix, laurus. 7) rosa, lilium, viola.

endlich die Kunſt, Wein zu miſchen und Weingefäße mit Pech dicht zu machen.[1])

Ferner wurden damals Tiere des Südens auf germaniſchen Boden verpflanzt wie der Eſel, das Maultier, das Saumtier, die Katze, der Faſan und der Pfau oder wenigſtens dort bekannt wie der Strauß[2]); ebenſo verſchiedene Metalle z. B. das Kupfer und vielleicht das Erz (Bronze).[3]) Doch dabei blieb es nicht.

Wie hätten unſere Väter der Verſuchung widerſtehen können, die behaglich eingerichteten römiſchen Häuſer nachzuahmen und die leichte Pfahlhütte ihrer Heimat mit dem feſtgefügten, gegen Wind und Wetter geſchützten Steinhauſe zu vertauſchen? Die ſteinerne Mauer verdrängte die Lehmwand, und mit dem Steinbau fanden auch ſeine römiſchen Bezeichnungen in unſerer Sprache Eingang. Seitdem reden wir von Turm, Kammer, Söller, Keller, Pfeiler, Pforte, Fenſter, Speicher, Kerker, Ziegel, Eſtrich und Schindel, ſowie von Straßen, Plätzen, Schleuſen und Weilern.[4]) Bald fanden ſich auch Haus- und Küchengerätſchaften aller Art ein, vornehmlich Tiſch und Tafel, Spiegel und Schüſſel, Pfanne und Trichter[5]), ebenſo Bekleidungsgegenſtände wie Socke, Sohle und Schürze.[6])

Hand in Hand mit der Ausbreitung des Warenaustauſches ging die Zunahme der lateiniſchen Lehnwörter im Bereiche des Handels und Verkehrs: kaufen, die Meile, der Markt, die Münze, das Pfund tragen römiſche Namen, ebenſo Zoll, Zins,

1) vinitor, vinum, mustum, calcitrare, pressa, calix, bicarium, ama, cupa, miscere, pix. Vgl. auch Eſſig, Spund, pflücken = acetum, puncta, +piluccare.

2) asinus, mulus, sagma (Saum-), cat(t)us, phasianus, pavo, struthio.

3) cuprum, Arretium (?).

4) murus, turris, camera, solarium, cellarium, pilarium, porta, fenestra, spicarium, carcer, tegula, astricus (nach G. Meyer von ὄστρακον = testa, Scherbe), scindula, strata, platea, exclusa, villarium.

5) discus, tabula, speculum, scutula, patina, tractarius.

6) soccus, solea, excurtus.

Brief, Siegel, koſten[1]) u. a. An lateiniſchen Bezeichnungen von Warengefäßen treten uns frühzeitig entgegen: Sack, Korb, Kiſte, Schrein und Arche.[2]) Deutſche Gänſe wurden maſſenhaft nach Rom geholt und mit ihren Federn weiche Lagerſtätten für die Großen hergerichtet; bei der Gelegenheit brachten die römiſchen Händler die Bezeichnungen Flaum, Kiſſen und Pfühl mit nach Deutſchland.[3]) Auch wurde unter römiſchem Einfluſſe die Kochkunſt auf eine höhere Stufe geführt. Wie im Engliſchen die Ausdrücke für Rind, Kalb und Schaf (ox, calf, sheep) angelſächſiſchen, die für die daraus bereiteten Gerichte aber romaniſchen Urſprungs ſind (beaf, veal, mutton), ſo weiſen im Deutſchen die einfachen Verrichtungen des Siedens (z. B. der Eier) und Eſſens heimiſche Namen auf, dagegen die kunſtvollern des Kochens mit Gewürzen und Schmälzung und des Speiſens[4]) lateiniſche. Denn die franzöſiſchen Normannen, die Sieger von Haſtings, waren die Lehrmeiſter der Söhne Albions und die Römer die der Deutſchen. Mit der Kochkunſt wurden auch verſchiedene neue Gewürze im Norden bekannt: Pfeffer, Kümmel, Senf[5]) u. a.

133. Zu dieſen Gaben geſellten ſich nach und nach Anregungen und Einflüſſe höherer Art; alte Fabeltiere wie Drache und Greif[6]) wurden eingebürgert, Heil- und Schreibkunſt der Römer verbreitet, Rechts- und ſtaatsbürgerliche Begriffe eingeführt: Fieber, Arzt, Büchſe, Pflaſter, ſchreiben, ſicher, Pacht[7]) ſind aus dem Süden zu uns gekommen, und das Wort Kaiſer iſt der Name des großen Cäſar; es findet ſich ſchon im Hildebrandsliede und iſt wohl das älteſte lateiniſche Lehnwort, das unſere Sprache aufzuweiſen hat. Von gewaltigem Einfluſſe war namentlich die Ausbreitung des Chriſtentums; dadurch ſind

1) cauponari, milia, mercatus, moneta, pondus, telonium, census, breve, sigillum, constare.

2) saccus, corbis, cista, scrinium, arca.

3) pluma, +culcitinum, pulvinus. 4) coquere, expensa.

5) piper, cuminum, sinapi. 6) draco, mlt. gryphus = gryps.

7) febris, archiater, pyxis, emplastrum, scribere, securus, pactum.

von den lateiniſch redenden und ſchreibenden Mönchen unſerer Mutterſprache zahlreiche kirchliche Bezeichnungen zugeführt worden, beſonders Pein, Plage, Marter; verdammen, opfern, predigen[1]); Namen für geiſtliche Ämter und Würden: Prieſter, Propſt, Abt, Mönch, Dechant[2]); für kirchliche Gebräuche: Meſſe, Mette, Feier, Veſper, Segen[3]); endlich für Gebäude und Geräte: Münſter, Kloſter, Klauſe, Tempel, Orgel, Altar, Kanzel, Kreuz.[4]) Es kann nicht meine Abſicht ſein, die gewaltige Fülle römiſcher Lehnwörter in unſerer alten Sprache zu erſchöpfen; es muß hier genügen, die Gebiete anzudeuten, auf denen die Nachbarſchaft des italiſchen Volks hauptſächlich anregend gewirkt hat. Natürlich ſind dieſe fremden Bezeichnungen nicht mit einem Male, ſondern nach und nach in Deutſchland eingebürgert worden, manches ſchon bald nach der erſten Berührung der Germanen mit den römiſchen Soldaten, Kaufleuten oder Anſiedlern, viele aber erſt während des Mittelalters, am ſpäteſten ſelbſtverſtändlich die geiſtigen Begriffe, deren Übernahme durch die

1) poena, plaga, martyrium; damnare, operari, praedicare.
2) presbyter, propositus, abbas, monachus, decanus.
3) missa, matutina, feriae, vesper, signum.
4) monasterium, claustrum, clausa, templum, organum, altare, cancelli, crux. Vgl. W. Wackernagel, Die lateiniſchen Lehnwörter im Altgermaniſchen, Kleine Schriften III, 252 ff.; Ebel, Über die Lehnwörter der deutſchen Sprache, Oſtrower Programm, Berlin 1856; Kluge in Pauls Grundriß I, 300—324; Fr. Seiler, Die Entwickelung der deutſchen Kultur im Spiegel des deutſchen Lehnworts. Halle 1895; A. Erhardt, De vocabulis latinis, quae Germanica lingua assumpsit. 1890; W. Franz, Die lateiniſch-romaniſchen Elemente im Althochdeutſchen, Straßburger Diſſert. 1883; R. v. Raumer, Einwirkung des Chriſtentums auf die ahd. Sprache. Stuttgart 1845; Wendler, Zuſammenſtellung der Fremdwörter des Alt- und Mittelhochdeutſchen nach ſachlichen Kategorien, Zwickauer Programm 1865; K. Roßberg, Deutſche Lehnwörter in alphabetiſcher Anordnung. Hagen 1881; H. Knoche, Über die dem Lateiniſchen entlehnten Wörter im Deutſchen, Magdeburger Programm 1895; W. Naumann, Über die Betonung der Fremdwörter im Deutſchen. Groß-Strehlitz 1881; Fiſcher-Benzon, Altdeutſche Gartenflora. Gotha und Leipzig 1894; Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 6. Aufl. Berlin 1894.

herrschende Stellung der lateinischen Sprache im schriftlichen Gedankenaustausch begünstigt wurde. Ist doch diese fremde Zunge wegen des Mangels einer einheitlichen Verkehrssprache in Kirche und Staat bis zur Zeit der habsburgischen Kaiser für Erlasse und Urkunden ausschließlich gebräuchlich gewesen!

Die Fremdlinge drängten nicht selten echt deutsche Wörter zurück (z. B. Insel = insula die Ausdrücke Aue und Wert, Drache = draco, ahd. lind und wurm vgl. Lindwurm), doch war ihre Übernahme in der Regel mit einem Kulturfortschritte verknüpft. So lernten die Deutschen von den Römern die Kunst, Butter und Käse vollkommener herzustellen, und damit diese Wörter (= butyrum, caseus), so auch das Binsenflechten und damit den Ausdruck Schilf (= scirpus). An die Stelle des altgermanischen 'Senkilsteins' trat der römische Anker, an die des unvollkommenen 'Schattenbehälters' der glänzende Metallspiegel (speculum),[1]) das Luftloch im hölzernen Hause (engl. window, Windauge, got. augadaurô, Augenthor) wurde verdrängt durch das steinummauerte Fenster (fenestra). Vielfach sind die Fremdwörter nur in dem Teile Deutschlands volkstümlich geworden, der zuerst von der römischen Gesittung berührt und beeinflußt wurde; so haben Speicher und Weiher für Boden und Teich fast nur in verschiedenen Gegenden des Rhein- und Donaugebietes volkstümliche Geltung, gleichwie das von Osten her eingedrungene Wort Peitsche für Geisel auch nur im östlichen Deutschland tiefere Wurzel zu fassen vermocht hat.

134. Später machte sich, namentlich seit der Zeit der staufischen Kaiser, französischer Einfluß geltend; die romanische Tochter setzte das Werk der römischen Mutter fort. Hatten schon die alten Kelten Galliens eine ausgesprochene Neigung zu ritterlichen Übungen gehabt und unsere Altvordern vermutlich

---

1) Für Butter sagte man vor der Entlehnung der lateinischen Wörter ahd. ancho und chuosmëro (Kuhschmeer), für Käse vgl. an. ostr, für Schilf ahd. binuz, Binse, für Anker ahd. senkil und senkilstein (von senken), für Spiegel got. skuggwa, ahd. scûkar, Schattenbehälter.

die Jagd mit dem Falken[1]) gelehrt, so war dieser Sinn für Verschönerung des äußern Lebens bei ihren Nachkommen noch beständig gewachsen; ja Frankreich war im 12. Jahrhundert geradezu die hohe Schule für Anstand und gute Sitte, das Mutterland und die Hochburg des feinen Rittertums und des höfischen Lebens. Und als nun die Deutschen während der Kreuzzüge mit den westlichen Nachbarn in engere Berührung kamen, wurden sie von diesen mannigfach angeregt und gefördert,[2]) ja ließen sich als gelehrige Schüler auch angelegen sein, die fremden Ausdrücke für die gelernten Kunstfertigkeiten mit zu übernehmen. So zeigt alles, was in jener Zeit zur Belebung der Geselligkeit beitrug, wie Spiel und Tanz, Jagd und Turnier, desgleichen Feinheiten in Wohnung, Küche, Bewaffnung und Kleidung französischen Ursprung und Namen, z. B. Abenteuer, Tafelrunde, Turnier, Harnisch (afrz. harnais), Lanze, Palast, fehlen (faillir: beim Ansprengen mit der Lanze vorbeistoßen), birschen (afrz berser, mit dem Pfeil jagen), Preis, Manier, Prinz u. a. Und muß es nicht als eine eigentümliche Fügung des Schicksals betrachtet werden, daß gerade 'fein' (frz. fin) das nachweisbar älteste Lehnwort aus dieser Quelle ist? Fast selbstverständlich ist, daß die Bezeichnung des neuen gesellschaftlichen Treibens selbst im Gegensatze zu dem ältern Leben des landbauenden Adels damals dem Französischen entnommen wurde; denn hövesch und dörperlich sind nur Übersetzungen der längst ausgeprägten Begriffe courtois und vilain. Auch gute deutsche Wörter, die sich durch die Sprache der alten Franken auf gallischem Boden eingebürgert hatten, kamen damals mit neuem Gepräge wieder zu uns zurück. Haben doch

1) Ob das Wort Falke freilich, wie einige meinen, von dem keltischen Volcae herzuleiten ist, bleibt sehr fraglich; sicher deutet jedoch das agl. wealh heafoc, keltischer Habicht und an. valr, Falke — der Kelte auf keltischen Einfluß hin. Vgl. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte S. 374².

2) Französische Einflüsse im Jagdwesen hat nachgewiesen A. Schultz, Höfisches Leben I, 358, desgleichen bei der Tafelordnung I, 325 f., 329, 333, 338, bei der Ritterweihe I, 142.

auch jetzt noch deutſche Waren für viele Deutſche erſt dann einen höhern Wert, wenn ſie den ausländiſchen Stempel tragen! So geht Herold = altfrz. héralt zurück auf ein vorauszuſetzendes altdeutſches heriwald, Heerbeamter = an. Harald, Banner (bannière, it. bandiera) auf got. bandwa, Zeichen.[1]) Wie ſehr aber in jenen Tagen die höfiſchen Kreiſe unſerer Heimat von Fremdwörterſucht und Ausländerei durchdrungen waren, das können wir recht klar an dem Beiſpiele Meier Helmbrechts erkennen. Dieſer öſterreichiſche Bauernſohn hatte ſich nämlich eine Zeit lang außerhalb ſeines Geburtsortes aufgehalten und ſich einige Bildung angeeignet; daher glaubte er, als er ſpäter nach Hauſe zurückkehrte, auf die Seinigen einen größern Eindruck dadurch zu machen, daß er alle möglichen fremdſprachlichen Begrüßungsformeln anwandte, nur nicht die zu Lande üblichen.[2]) Und geſteht nicht Thomaſin v. Zirkläre im welſchen Gaſt V. 41, daß es ihm Freude mache, 'diu tiusche ze strîfeln' d. h. ſein Deutſch mit fremden Brocken zu miſchen?

135. Doch mit der einmaligen Anregung hatte es weder beim Lateiniſchen noch beim Franzöſiſchen ſein Bewenden. War jenes die treibende Kraft der Bildung in ahd., dieſes in mhd. Zeit geweſen, ſo wurden jetzt beide in der nämlichen Reihenfolge die Quellen, aus denen die nhd. Sprache mehrere Jahrhunderte lang neue Wörter ſchöpfte. Als nämlich das Rittertum mit Maximilian zu Grabe getragen wurde, trat von Italien her der Humanismus auf, der im Norden wohl nirgends ſo weite Kreiſe zog und ſo tiefgehende Veränderungen ſchuf als in unſerer Heimat. Wie deutſche Querköpfe im 19. Jahrhundert bereit ſind, für das unter dem Namen Volapük gehende Formen-

1) In ſpäterer Zeit ſind Balkon, Salon, Bankett, Bivouak, Boulevard, Fauteuil, Email u. a. aus Frankreich zu uns zurückgewandert, die aus den deutſchen Stämmen Balken, Saal, Bank, Beiwacht, Bollwerk, Faltſtuhl, ſchmelzen gebildet ſind.

2) Zu den Mägden und Knechten ſprach er niederdeutſch: mîn leiwe süsterkindekîn, gott lat iuch immer frœhlich sîn, zur Schweſter lateiniſch: gratia vester, zum Vater altfranzöſiſch: Dêu sal = Dieu vous salue, endlich zur Mutter böhmiſch: dobra ytra, guten Tag.

und Wortgemiſch zum Zwecke des Gedankenaustauſchs im Handel ihre heimiſche Sprache aufzugeben, ſo bedachten ſich auch die Gelehrten damals nicht, im ſchriftlichen und mündlichen Verkehr unter einander die lateiniſche Sprache faſt ausſchließlich zu gebrauchen. Mit Eifer warf man ſich auf die klaſſiſchen Sprachen, namentlich das Latein, das zu neuem Leben erweckt und zur Sprache der gebildeten Stände erhoben wurde. Es galt geradezu als Abzeichen der Gelehrten, die ſich im Gegenſatz zu der niedriger ſtehenden Volksmaſſe darauf außerordentlich viel zu gute thaten. Ihrem übertriebenen Eifer hat unſere Sprache die ſchändlichſten Mißhandlungen zu verdanken. Denn ſie wurde nicht nur von oben angeſehen und verächtlich beiſeite geſchoben, ſondern auch durch zahlreich eindringende Fremdwörter ſtark in ihrem alten Beſitzſtande geſchmälert. Infolge der Übernahme des römiſchen Rechts entlehnte[1]) man die Wörter Familie, Prozeß, Jura, die man für feiner hielt als die bisher dafür üblichen deutſchen. Man redete ſeitdem von Klienten und Delinquenten, von Appellationen und Adoptionen, Agnaten und Magiſtraten, von Legalität und Majorität, Legislatur und Advokatur. Auch auf andern Gebieten der Wiſſenſchaft zeigte ſich derſelbe Geiſt der Ausländerei. Was früher auf gut deutſch Geſchwulſt, Unwohlſein, Schnupfen geheißen hatte, wurde jetzt Abſceß, Indiſpoſition, Katarrh genannt; Kauſalnexus, Kardinaltugend, Kulminationspunkt traten an Stelle von Zuſammenhang, höchſte Tugend, Gipfelpunkt. Reformation, Konfeſſion, Litanei wurden gang und gäbe, die Grammatik, für die man ſchon in ahd. Zeit deutſche Bezeichnungen einzuführen bemüht geweſen war, hatte jetzt faſt nur noch lateiniſche Kunſtausdrücke aufzuweiſen, überhaupt machten ſich auf dem Gebiete des geſamten Unterrichts die Fremdwörter in hervorragender Weiſe geltend: die Schulräume und ihre Einrichtung (Aula, Auditorium, Katheder, Repoſitorium, Podium), die Lehrmittel (Autor, Gloſſar, Kommentar, Kompendium, Vokabularium), die Schulzucht (Dis-

1) Einzelne der im folgenden genannten Wörter kamen ſchon ab und zu in der mhd. Litteratur vor, jetzt aber wurden ſie feſtes Beſitztum der deutſchen Sprache.

ciplin, Autorität, Cenſur, Karzer), die Prüfungen und Feſtlichkeiten (Examen, Abiturienten, Tentamen, Prädikat; Aktus, Exkurſion), die Unterrichtsgegenſtände (Botanik, Dogmatik, Geographie, Stiliſtik) trugen fremde Namen, ſelbſt die einfachſten Rechnungsarten wie Zuſammenzählen und Abziehen wurden lateiniſch benannt: Addieren, Subtrahieren u. a. So wirkten die Beſtrebungen der Gelehrten auf unſere Sprache wie der Froſt von Mainächten, der die Obſtblüten vernichtet. Aber es genügte nicht, daß man die lateiniſchen Wörter übernahm, man ließ ihnen meiſt auch ihre lateiniſche Endung, ja wandelte ſie ſogar lateiniſch ab, eine Sitte, die ſich ungeſchwächt bis ins vorige Jahrhundert und in Reſten bis zur Gegenwart erhalten hat. Denn unſere Gelehrten ſagen noch Penſum, Studium, Lumina, Rudera, Exercitia, Muſici, Famuli und reden noch von Scriptis, Concretis u. ſ. f., aber es würde jetzt für abgeſchmackt gelten, wenn man noch wie Schiller von ſeiner Praxi und dem Malefico oder wie Goethe vom Publico ſprechen und wie Leſſing den 4. Fall Gradum oder Phraſes bilden wollte.

Wohl wehte derſelbe Hauch auch über den Ländern romaniſcher Zunge, aber dieſe waren inſofern beſſer daran, als ſie nicht vollſtändig fremdes Sprachgut erhielten, ſondern ganz gleichartige Stämme, nur in neuerer, noch nicht an die heimiſchen Geſetze angeglichener Form. Laſſen ſich daher auch frêle und fragile[1]), humble und humilité[2]), sauvage (von silvaticus) und fanatique (von fanaticus), it. netto und nitido[3]), lindo und limpido[4]) an ihrer ganzen Art als Kinder verſchiedener Zeit erkennen, ſo ſind ſie doch inſofern gleichartig, als ſie auf eine und dieſelbe Grundſprache zurückgehen.

136. Doch unſere Gelehrten gingen in ihrer Fremdwörterſucht noch weiter. Die Kluft, die ſie zwiſchen ſich und dem Volke geſchaffen hatten, war noch nicht groß genug. Sie wollten ſich auch in ihren Namen von der großen Maſſe unterſcheiden. Darum überſetzten die Humaniſten die ihrer Bedeutung nach

1) Beide von fragilis. 2) Beide von humilis.
3) Beide von nitidus. 4) Beide von limpidus.

durchsichtigen Namen schlankweg ins Lateinische oder Griechische, und was sich nicht mehr klar erkennen und auslegen ließ, wurde willkürlich zurechtgestutzt: aus Schneider, Bäcker, Ölmann, Schmied wurde Sartor (Sartorius), Pistor (Pistorius), Olearius[1]), Faber; aus dem alten Wesfall Peters (Sohn) Petri (filius), aus Jacobs Jacobi, aus Heinrichs Henrici. Die Namen Schwarzert und Waltzemüller deutete man um in Schwarzerd und Waldseemüller und übersetzte sie dementsprechend mit Melanchthon (melan + chthôn) und Hylacomylus (hylê + lacus + mylê). Überdies breiteten sich jetzt in allen Kreisen biblische d. h. hebräische, griechische und lateinische Vornamen mehr und mehr auf Kosten des heimischen Namenschatzes aus.[2]) Hatten sie in katholischen Gegenden schon vorher durch den Kalender und die Heiligenverehrung der katholischen Kirche größere Verbreitung gefunden, so griffen sie nun auch durch die Bibelübersetzung in protestantischen Ländern immer mehr um sich, vorab bei den der Kirche stets treu ergebenen Frauen.[3]) Lehrreich ist in dieser Hinsicht eine Zusammenstellung der Namen Wernigeroder Bürger, die uns der dortige Archivar Jacobs gegeben hat.[4]) Er fand bis zum Jahre 1460 unter den Männernamen neben 1840 deutschen 974 nichtdeutsche und unter den Frauennamen neben 144 deutschen 145 nichtdeutsche; zwischen 1563 und 1682 aber gegenüber 974 deutschen 3017

1) Vgl. Olearius-Ölmann in Goethes Götz von Berlichingen. Abraham a Santa Clara sagt in Hui und Pfui, Werke X, 199: 'Keiner will mehr Schuster heißen, sondern Sutorius, keiner mehr Schmied, sondern Faberius, keiner mehr Schlegel, sondern Plagensis' u. s. f.

2) Gestützt auf die Angaben einiger Chroniken stellt Br. Stehle (Lyons Zeitschr. IX, 68ff.) die Behauptung auf, daß die Beziehungen der deutschen Kaiser zu Italien, namentlich seit dem Abschlusse des Konstanzer Friedens 1183, die deutsche Namengebung mehr und mehr nach dieser Seite hin beeinflußt hätten.

3) In der Reformationszeit gab ein Graf Botho von Stolberg allen seinen Söhnen deutsche Namen (Wolfgang, Ludwig, Heinrich, Eberhard, Albrecht), während seine Gemahlin und alle Töchter fremde hatten (Anna; Anna, Katharina, Juliana, Maria, Magdalena).

4) Vgl. das Protokoll der Generalversammlung des Gesamtvereins der Geschichts- und Altertumsvereine 1889 S. 101 ff., 1891 S. 105 ff.

nichtdeutsche Namen von Männern und neben 24 deutschen 456 nichtdeutsche Namen von Frauen. Zu ähnlichen Ergebnissen führt eine Durchmusterung der Studentenverzeichnisse von der Hochschule zu Bologna.[1]) Darnach befanden sich 1289 bis 1300 unter 520 Mitgliedern deutscher Abkunft 415 mit germanischen, 105 mit fremden Vornamen, 1379—1391 bestand dagegen das Verhältnis 87 : 50, 1490—1500 117 : 206, endlich 1553—1561 87 : 236. Im 13. Jahrhundert kam also auf 4 deutsche Vornamen 1 fremder, im 16. Jahrhundert aber auf 1 deutschen 3 fremde.

137. Im 17. und 18. Jahrhundert trat an Stelle des Lateins das Französische. Die Siege Ludwigs XIV., der das durch den dreißigjährigen Krieg ohnmächtig gewordene, in sich zerrissene Deutschland öfter demütigte, hob das Ansehen dieses Herrschers so sehr, daß es sich die deutschen Fürsten zur höchsten Ehre anrechneten, den Glanz seines Hofes nachzuahmen und seine Sprache zu sprechen. Sie lasen fast nur französische Schriften, ließen ihre Kinder von französischen Hofmeistern und Bonnen erziehen, hielten französische Diener und kleideten sich auch nach französischer Art. Damals wurden wir mit Ausdrücken, die die Luft des französischen Lebens atmen, förmlich überschüttet, z. B. mit galant, nett, adrett, honett, kokett, charmant, brillant, nobel, Kabale, Chikane, Intrigue, Malice, Courtoisie. Da die Gelehrten der Reformationszeit das Ansehen der Muttersprache bereits untergraben hatten, so wurde dadurch die Übernahme erleichtert. Mit den französischen Trachten kamen neue Bezeichnungen für Bekleidungsgegenstände, mit den fremden Köchen solche für neue Speisen und Gerichte. Kriegs- und Staatswesen, Künste und Kunstfertigkeiten wurden überreich an französischen Namen; einst hatten die westlichen Nachbarn nach

1) Vgl. W. Streit in der Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins VI, 66. Eine Zusammenstellung von Rufnamen der Münchener Schuljugend aus dem letzten Jahrzehnt ergiebt, daß von 642 Mädchen 140 deutsche und 502 undeutsche Namen haben, von 686 Knaben dagegen 506 deutsche und nur 180 fremde. Vgl. Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins VI, 140.

Ausweis der deutschen Lehnwörter die Kriegskunst von den Germanen gelernt, jetzt drehte sich der Spieß um. Das Wort Heer war nicht mehr gut genug und wurde in Armee umgewandelt, Heerschau ging in Parade, Fähnlein in Bataillon, Fußvolk in Infanterie über. Durch den dreißigjährigen Krieg sind, wie die Fremdwörterbücher jener Zeit erkennen lassen, bei uns eingebürgert worden: Brigade, Batterie, Baracke, Barrikade, Chef, Adjutant und viele andere. Aber auch auf andern Gebieten ist der französische Einfluß handgreiflich. Oder hat nicht damals Amulett (belegt seit 1582) das deutsche Anhängsel, Bureau (seit 1695) Schreibstube, Lotterie Glückshafen (noch 1650 bei Moscherosch) verdrängt? Haben nicht Oheim und Muhme im 17. Jahrhundert dem Onkel und der Tante weichen müssen, wie schon vor Luthers Zeit zuerst im Rheinlande der urdeutsche Ahn (ahd. ano) dem aus dem Französischen grand-père übersetzten Großvater? Man fühlte sich erst wohl, wenn man ganze Ströme französischer Wörter und Wendungen über die Zunge gleiten lassen konnte. Da man alles Fremdländische für besser hielt, wurde alles, 'was nicht weit her war'[1]), verachtet und geringschätzig behandelt. Daß infolge davon die Achtung vor unserer Muttersprache immermehr sank, ist leicht begreiflich. So klagt G. Rollenhagen in seinem Lehrgedicht 'Der Froschmäuseler': 'Der Deutsche lässet vor allen, was fremd ist, sich besser gefallen, lernt fremde Sprachen reden, schreiben, sein Muttersprach muß veracht bleiben' (Widmung vom 21. März 1595). So eifert ferner der Rostocker Professor Lauremberg († 1658) in einem Scherzgedichte gegen die Verunzierung des Deutschen durch französische Brocken: 'Seht, sülk Schipbröck (solchen Schiffbruch) hefft de düdsche sprok geleden, De französche heffter de Nese affgeschneden und hefft ene fremde Nese wedder angeflicket, de sik by de düdsche Ohren nich wol schicket'; und Moscherosch (Philander von Sittewald, † 1669) ruft entrüstet aus: 'Ich glaube, wenn man wollte eines neusüchtigen Deutschlings Herz

1) Diese Redensart findet sich schon 1673 in Grimmelshausens Teutschem Michel.

öffnen und sehen sollte, man würde augenscheinlich befinden, daß fünf Achtteile desselben französisch, ein Achtteil spanisch, ein Achtteil italienisch, ein Achtteil, doch nicht wohl, daran sollte deutsch gefunden werden.'[1])

138. Seit dem 17. Jahrhundert regte sich aber auch das Bestreben, dem Unwesen Einhalt zu thun. Wohl hat in der Folgezeit unsere Sprache noch manches ausländische Wort übernommen: in der Tonkunst (Arie, Alt, Baß, Piano) und im Handel (franko, netto, brutto, bankrott = banco rotto, Giro, Agio) besonders aus Italien, in Körperübungen (Turf, Sport, starten, Handicap, Steaplechase, Jockey, Criket, boxen), im Staats- und Rechtswesen (Bill, Strike, Meeting), im Bereich der Nahrungsmittel (Beefsteak, Pudding, Porter, Punsch), der Hundezucht (Dogge, Mops, Pinscher) u. a. aus England[2]); wohl haben auch Gelehrte in den letzten beiden Jahrhunderten noch eine große Zahl von neuen Ausdrücken aus griechischen und römischen Wortstämmen geformt; doch ist eine Besserung nicht zu verkennen. Langsam, aber sicher ist sie vor sich gegangen. Die Sprachgesellschaften[3]) und die Grammatiker des

1) So erzählt auch der Hainbunddichter Graf Leopold von Stolberg (geb. 1750) schmerzbewegt von der Erziehung jener Zeit: 'Deutsche Kinder wurden gewöhnt, die hohe, edle Muttersprache als Gesindesprache anzusehn, da es Hausgesetz ward, bei der Tafel französisch zu sprechen, und jeder kindliche Wunsch den Eltern in französischer Sprache vorgetragen werden mußte. Jeder bemerkte Verstoß wider die französische Sprachlehre ward gerügt, die gröbsten Fehler des Deutschen in seiner eignen Muttersprache kaum bemerkt.'

2) Slavische Lehnwörter wie Grenze, Kummet, Dolmetsch, Peitsche, Petschaft, Schöps, Pallasch, Sämischleder u. a., ferner hebräische, durch die Juden verbreitete wie Gauner, Schacher, pleite, schofel, Kümmelblättchen, sowie Lehn- und Fremdwörter aus andern Quellen sind verzeichnet in Kluges etymolog. Wörterbuche. 5. Aufl. S. 438 ff. Vgl. auch Lenz, Jüdische Eindringlinge im Wörterschatz der deutschen Sprache. Münster 1895.

3) Unter den Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft waren die einen wie Schottel besonders darauf bedacht, wissenschaftliche Kunstausdrücke fremder Abkunft durch deutsche Begriffe zu ersetzen, die andern wie Moscherosch wendeten sich mehr gegen die im geselligen Leben namentlich aus Frankreich eingebürgerten Fremdwörter.

17. Jahrhunderts, dann Gelehrte wie Leibniz, Thomas, Adelung, Gottsched und Kampe, Dichter wie Klopstock, Lessing, Herder, Goethe und Schiller haben das Ihrige dazu gethan, bessere Zustände herbeizuführen. Nicht nur suchten sie alte, durch fremde Bezeichnungen verdrängte Ausdrücke wieder zu Ehren zu bringen, sondern führten auch vielfach mit glücklichem Erfolge selbstgeschaffene Namen für Begriffe ein, die von Anfang an fremde getragen hatten. Wer spricht jetzt noch von Plenipotenz, distrait, rafraichieren, elargieren? Und doch sind die jetzt dafür üblichen Wörter Vollmacht, zerstreut, auffrischen und ausweiten erst von Zesen, Lessing, Bürger und Goethe gebildet worden. Haller hat uns mit Sternwarte (= Observatorium), Jean Paul mit Morgenkleid (= Négligé), Leibniz mit abgezogen (= abstrakt), Kampe mit Stelldichein, Gefallsucht, Flugschrift, folgerecht, altertümlich, Tondichter und andern neuen deutschen Wörtern an Stelle der bis dahin gebrauchten fremden beschenkt. Auch der letzte deutsch-französische Krieg hat das Gefühl für die Würde und Ehre des Deutschtums so weit erstarken lassen, daß Behörden und einzelne in sich gegangen sind und gute Vorsätze gefaßt haben. Am weitesten ist die Reinigung unserer Sprache von Fremdwörtern im Postwesen und in der Reichsgesetzgebung gediehen, langsam folgt die Presse nach. Die Verdeutschungswörterbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins[1]) brechen deutschem Wort und deutscher Art allmählich im Handel, in der Wahl der Vornamen, auf der Speisekarte, in den Bezeichnungen des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, im Rechtswesen und im Berg- und Hüttenwesen Bahn. Die Anregungen, die durch diesen Verein und seine Verzweigungen allüberall ge-

1) Im Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig. Vgl. auch F. W. Eitzen, Die Fremdwörter der Handelssprache. Leipzig 1894; O. Dittrich, Fremdwörter der Tonkunst. Dresden 1888 und Fr. Ehrenberg, Deutsche Worte für deutsche Kunst (Bühnensprache). Straßburg 1888; O. March, Die Verdeutschung von Fremdwörtern im Bühnenwesen, Zeitschr. d. allg. deutschen Sprachvereins X, 49 ff.; J. Hyrtl, Die alten deutschen Kunstworte der Anatomie. Wien 1884; O. Sarrazin, Verdeutschungswörterbuch, 2. Aufl. Berlin 1889.

geben werden, finden bei einsichtigen, deutschgesinnten Männern freudigen Widerhall und willige Beherzigung. Gar viele halten es schon für Ehrensache, ihre Gedanken möglichst frei von Fremdwörtern vorzubringen und der Feder anzuvertrauen, d. h. alles deutsch auszudrücken, was sich auf deutsch gut sagen läßt.

139. Doch gehen leider noch manche ihre altgewohnten Pfade ungestört weiter; die einen aus *Bequemlichkeit*, die andern aus *Gleichgiltigkeit*, wieder andere aus *Berechnung* oder aus *Eitelkeit*. Der Bequemlichkeit leisten allerdings die Fremdwörter insofern großen Vorschub, als sie meist vieldeutig sind und sich leicht allen möglichen Färbungen des Gedankens anpassen, während gute deutsche Ausdrücke häufig nur für einen Begriff verwendbar sind, diesen aber um so bestimmter und klarer wiedergeben. So erspart das Fremdwort das Denken, es ist der bequeme Schlafrock, den viele lieber anziehen als den knapp anliegenden Oberrock. Von Gleichgiltigkeit zeugt der Gebrauch der Fremdwörter, weil sie beweisen, daß dem Schreibenden an der Würde, Schönheit und Reinheit der Muttersprache herzlich wenig gelegen ist. Aus Berechnung sündigt, wer die fremden Ausdrücke wegen des oft nur eingebildeten schönern Klangs bevorzugt oder sie wie Schönheitspflästerchen zur Zierde der Rede verwendet. Wohl ist nicht zu bezweifeln, daß z. B. das Italienische angenehmer ins Ohr fällt als das Deutsche. Aber wird denn durch die Aufnahme einzelner italienischer Fremdwörter thatsächlich der Wohlklang wesentlich gefördert? Und ist es nicht ungerecht, wegen dieses scheinbaren Vorzugs der welschen Zunge die vielen Schönheiten der heimischen Sprache zu übersehen? Eitelkeit endlich ist mannigfach im Spiele, weil viele sich einbilden, sie könnten sich durch Einstreuen ausländischer Wörter den Anschein höherer Bildung geben und sich zu ihrem Vorteile vom großen Haufen abheben. So sind denn die gebildeten Stände von jeher die Hauptverfechter der Sprachmengerei und Ausländerei gewesen: erst die Mönche, dann die Ritter, darauf die Gelehrten und der Adel. Das Volk dagegen hat, wenn auch manches von oben her zu ihm durchgesickert ist, seine Sprache bedeutend reiner erhalten.

140. Es giebt große Gebiete, die mit den weiten Kreisen des Volks in der engsten Beziehung stehn und auf denen daher die ausländischen Gewächse keinen geeigneten Boden zum Fortkommen finden. Es sind dies Märchen und Spiel der Kinderwelt, Predigt und Gebet, Grabschrift und Sprichwort. Allen gemeinsam ist, daß sie sich in erster Linie an das Herz, nicht an den kühlen, nüchternen Verstand wenden. Das Herz unseres Volks aber schlägt echt deutsch. Das wußte Eicke v. Repgow, als er seinen Sachsenspiegel, ein für die großen Schichten des Volks bestimmtes Rechtsbuch, schrieb. Wie könnte dieses herrliche Werk, das kaum mehr als 10 bis 15 wenig entbehrlicher Fremdwörter zählt, so manchem Rechtsgelehrten der Gegenwart als leuchtendes Vorbild hingestellt werden! Das empfand auch Luther, als er die gewaltige Aufgabe seiner Bibelübersetzung löste; sind ihm doch darin höchstens ein paar Dutzend leicht übertragbare fremde Bezeichnungen untergelaufen, von denen er seit 1522 noch einzelne durch deutsche zu ersetzen sich bemühte![1]) In diesem Sinne schrieb er am 30. März jenes Jahres an Spalatin: 'Helft mir die Wörter zurecht setzen, aber also, daß ihr keine Ausdrücke von Höflingen und Soldaten (simplicia verba, non castrensia nec aulica) an die Hand gebt'! Dessen war sich ferner Bismarck bewußt, als er in den von ihm verfaßten und gegengezeichneten Thronreden, amtlichen Erklärungen und Botschaften geflissentlich die

1) Z. B. benedeien und maledeien durch segnen und fluchen, von denen jenes allerdings auf lat. signare zurückgeht, aber im Ton und auch sonst das fremde Wesen gänzlich abgestreift hat, Pforte und Firmament durch Thor und Himmel, Finanzer (Betrüger, Römer 1, 30) durch Schädliche; 1. Cor. 14, 11 übersetzt er βάρβαρος mit undeutsch, Coloss. 3, 11 mit Ungrieche, Matth. 14, 1 τετράρχης mit Vierfürst, Matth. 2, 1 μάγοι mit die Weisen (aus dem Morgenlande) und 1. Cor. 14, 24 προφητεύειν mit weissagen. K. Schulz, Zeitfragen des christlichen Volkslebens Bd. XIV, Heft 8 S. 29 berechnet die Zahl der biblischen Wörter fremden Ursprungs auf 200, Jehle, Wissenschaftl. Beihefte des allg. deutschen Sprachvereins IV, 156 auf noch mehr, doch sind davon nur wenige wirklich entbehrliche wie item, Materie, Epistel, Exempel, disputieren, Artikel, Port, Rumor, Librarei, Historie, Poet u. a.

Fremdwörter mied. 'Denn dem feierlichen und erhabenen Stile solcher weltgeschichtlichen Verkündigungen hielt er sie nicht für angemessen.' Das fühlte auch Schenkendorf, als er in seinem herrlichen Liede von der Muttersprache sang: 'Aber soll ich beten, danken, geb ich meine Liebe kund, meine seligsten Gedanken sprech ich wie der Mutter Mund.' Von dieser Empfindung sind endlich auch andre gottbegnadete Sänger im deutschen Dichterwald geleitet worden, als sie ihre Lieder in so reinen Tönen erklingen ließen. Die gehobene Sprache der Dichter hat ein gutes Recht dazu, den Heerführer und Feldherrn vor dem General, den Herrscher vor dem Regenten, die Sitte vor der Mode zu bevorzugen; ja sie schätzt nicht ohne Grund den Gefühlswert von Roß, Mark und Truhe höher als den der Lehnwörter Pferd, Grenze und Kiste und erachtet es für eitel Thorheit, sich mit fremden Federn zu — verunzieren. Wie sollte also wohl das Gebet, das aus dem innersten Herzen kommt, anders als in rein deutscher Rede über die Lippen fließen? Und in der That so wenig im Gebetsliede der altrömischen Arvalbrüderschaft[1]) ein fremder Klang das andächtig gestimmte Gemüt stört, so wenig wird man in dem Vaterunser, das uns der Heiland der Menschen, unser Herr Jesus, gelehrt hat, eine unliebsame auswärtige Zuthat wahrnehmen. Denn sowohl das griechische Lehnwort 'triumpe'[2]) als auch das keltische 'Reich'[3]) sind durch Jahrhunderte lange Gewohnheit so sehr des fremden Aussehens entkleidet worden, daß sie von den Betenden als heimisches Sprachgut empfunden werden. Man setze aber an die Stelle von Vater unser 'Papa unser', und man wird, wofern das Gefühl nicht ganz abgestumpft ist, sofort inne werden, daß der undeutsche Ausdruck das Gebet beeinträchtigt, um nicht zu sagen entweiht. Darum reden wir wohl vom Landesvater, aber nicht vom Landespapa; vom heiligen Abendmahle, aber nicht vom heiligen Souper; von einem herzlichen Lebewohl, aber

1) Vgl. Corpus Inscript. Latin. I, 28.

2) Lat. triumphus ist entlehnt aus θρίαμβος.

3) Altirisch rí, Gen. ríg, König; vgl. gallische Eigennamen wie Dumno-rix, Ambio-rix.

nicht von einem herzlichen Adieu; darum stehen Pardon, Merci und Malheur an Gehalt und Ernst viel tiefer als die deutschen Worte Verzeihung, Dank und Unglück. Und wäre es etwa so von ungefähr, daß Glaube, Liebe, Hoffnung, Treue und verwandte Begriffe im Deutschen durchweg mit heimischen Namen bezeichnet worden sind[1])? Hier duldet das Volk keinen fremden Tropfen in seinem Blute, weil es weiß, daß damit die heiligsten Güter des Volkstums angetastet würden. Die fremden Laute kommen ihm frostig und kalt vor wie die Strahlen der Wintersonne, die zwar ebenso hellen Glanz verbreiten mögen, denen aber die wohlthuende Wärme der Sommersonne fehlt. Die heimischen Wörter dagegen sind ihm von früh auf in Fleisch und Blut übergegangen, sie allein ermöglichen ihm ein lebensvolles Erfassen des Gedankens. Und verfährt nicht das germanische Schwestervolk jenseits des Ärmelmeers ähnlich? Im Englischen, das seit der Normannenherrschaft so stark vom Welschtum durchsetzt ist, daß es geradezu als Halbschwester der romanischen Sprachen betrachtet werden kann, tritt überall, wo das Gemüt ins Spiel kommt, der angelsächsische Wortschatz hervor. Das berühmte, mit den Worten 'Sein oder Nichtsein' beginnende Selbstgespräch Hamlets in Shakespeares gleichnamigem Trauerspiel enthält nur 13 Wörter aus lateinischer Wurzel, und im englischen Vaterunser sind von 69 Wörtern nur 5 nichtsächsischer Herkunft. Mit vollem Recht äußert daher Kington Oliphant, einer der besten Kenner der englischen Sprache: 'Den teutonischen Bestandteil unserer Sprache kann man mit Gold, aber auch mit Kupfer vergleichen. Er wird von den besten aller Sachverständigen, von unsern Dichtern, als edelstes Metall der Gedankenmitteilung gewählt, und doch geht er zugleich auch beständig unter 70 Millionen unseres Stammes in ihrer täglichen Sprache als laufende Münze von Hand zu Hand.'"[2])

1) Dies gilt auch vom Englischen.

2) The Old and Middle English. London 1878, S. 588. Damit vergleiche man den Ausspruch Bosworths in der Vorrede zu seinem angelsächsisch-englischen Wörterbuche, London 1876, S. IV:

141. Freilich hat es der lebhafte Gedankenaustausch, wie er allezeit durch Handel und Verkehr, in unserem Jahrhundert aber namentlich durch die Zeitungen hervorgerufen worden ist, ferner der große Einfluß der römischen Kirche und andre bestimmende Gewalten im Mittelalter zur Folge gehabt, daß auch die Volkssprache nicht von äußern Einwirkungen verschont geblieben ist. Aber hier tritt sofort die gesunde Kraft des Volkstums in dem Bestreben zu Tage, alles Ungleichartige den Gesetzen der heimischen Rede anzupassen. Jakob Grimm sagt im Vorwort zu seinem deutschen Wörterbuche mit Recht: 'Alle Sprachen, so lange sie gesund sind, haben einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten, und wo sein Eindringen erfolgte, es wieder auszustoßen, wenigstens mit den heimischen Elementen auszugleichen. Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es so lange darin umgetrieben, bis es ihre Farben annimmt und seiner fremden Art zum Trotz wie ein heimisches aussieht.' Wenn man im Wortschatz der deutschen Sprache alle mit dem Buchstaben k beginnenden Wörter durchmustert und die von vornherein ausscheidet, die an Endung und Betonung sofort als ausländische Ware erkennbar sind (Katarrh, Katalog, Kastell, Kastanie u. a.) oder sich als junge, lautnachahmende Bildungen erweisen (knarren, knirschen, knattern u. a.), so bleiben 250 alte Stämme übrig, die zwar sämtlich echt deutsches Gepräge haben, von denen aber nur 139 unzweifelhaft deutschen Ursprungs sind, während bei 93 die Entlehnung sicher, bei 18 sehr wahrscheinlich ist. Aber die 111 letztgenannten haben das fremde Wesen derart abgestreift, daß sie die Uneingeweihten überhaupt nicht mehr von heimischen Wörtern unterscheiden können: Katze, Kirsche, Kalk, Kelch, Kreuz,

„Jeder Redner und Schriftsteller, der nicht nur den Verstand überzeugen, sondern auch das Herz ergreifen will, muß romanische Ausdrücke vermeiden und angelsächsische verwenden, die zu Herzen gehn." Auch bei Chaucer und in Shakespeares Lustspielen beträgt der romanische Bestandteil des Wortschatzes nur 16 v. H., steigt dagegen im Schrifttum der Geschichtsschreiber Macaulay und Gibbon auf 25 und 44 v. H.

Kork, Kette, Keller[1]) u. a. Ferner hat die Wiſſenſchaft ermittelt, daß viele deutſche Wörter auf -el lateiniſcher Abkunft ſind; aber wer ſieht dies den Ausdrücken Tafel, Dattel, Bibel, Stiefel, Flegel, Makel, Fenchel, Gurgel, Pinſel, Eſel, Fabel, Titel, Fackel u. ſ. w. noch an? Haben ſie nicht das fremde Kleid vollſtändig abgelegt?

Man vergleiche außerdem Teppich und Tapete, Meiſter und Magiſter, Münzen und Moneten, Spittel und Hoſpital (Spital), Brief und Breve, Trumpf und Triumph, Kerker und Karzer, Dorſch und Thyrſus, Silbe und ſyllabiſch[2]) oder die Ortsnamen Kaſſel und Kappel mit Kaſtell und Kapelle, und man wird erkennen, in wie verſchiedener Weiſe das Volk und die höhern Stände bei der Übernahme eines und desſelben Fremdworts verfahren ſind. Das Volk bleibt in ſprachlichen Dingen immer kindlich, es ſteht den Fremdwörtern heutiges Tags noch genau ſo harmlos gegenüber wie vor tauſend Jahren: Es giebt ihnen deutſchen Ton[3]), deutſche Endung, deutſche Laute; die Gelehrten dagegen erhalten möglichſt das fremde Ausſehen, 'außer dem Fleiſche des genoſſenen Apfels laſſen ſie ſich auch den Griebs dazu wohl ſchmecken' (Grimm). Volkstümlich gebildet iſt Franze, Franzmann, Franzbranntwein, Franzbrödchen, nicht Franzoſe = Français, bei dem die Endung -ais mit übernommen iſt; volkstümlich ferner prüfen, ordnen, dichten,

1) Zu einem ähnlichen Ergebniſſe gelangen wir, wenn wir die mit p beginnenden deutſchen Wörter prüfen. Von den in Kluges Etymologiſchem Wörterbuche verzeichneten 180 Stämmen ſind etwa 34 deutſcher Herkunft, darunter 14 lautnachbildende Formen (wie plappern, poltern, pochen, plärren), bei weitern 12 iſt Entlehnung zu vermuten, die übrigen 134 ſind mit Sicherheit vom Auslande übernommen. Doch laſſen nur 32 davon an Betonung und Ausſehen (Palliſade, Pedant) auf den erſten Blick fremdes Gepräge erkennen, während die übrigen 102, darunter alle mit pf beginnenden (Pfahl, Pfuhl, Pflaſter, Pfeil, Pfründe u. a.), ſich wie echt deutſche ausnehmen.

2) Vgl. auch Orgel und Organ, Muſchel und Muskel, Pacht und Pakt.

3) Vgl. cellárium = Kéller, cumínum = Kümmel, flagéllum = Flégel, consólida = Günſel.

nicht probieren, ordinieren, diktieren, die wir gelehrter Entlehnung verdanken. Ist dort die fremde Endung (lat. -are, -ere, -ire, frz. -er, -oir, -ir) durch die deutsche -en ersetzt worden, so haben die höhern Stände die ausländische Form mit Haut und Haar verschlungen. Bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts sind in der deutschen Sprache nur ganz wenige Zeitwörter auf -ieren vorhanden, im 18. Jahrhundert aber ist ihre Zahl bereits außerordentlich groß, und sie ist bis zur Gegenwart immer noch gewachsen. Verzeichnet doch Dunger in seinem Wörterbuche von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter deren nahe an 800, und wie viele andre sind noch unter den mindestens 70 000 ausländischen Gebilden enthalten, die das Heysesche Fremdwörterbuch bietet!

142. Aber das Volk geht noch weiter. Es hält die Laute und Silben nicht für unantastbares Gut, sondern modelt sie nach seinem Munde, bis sie ihm bequem liegen, ja es sucht ihnen sogar oft durch Umdeutung (Volksetymologie)[1]) einen gewissen Sinn abzugewinnen: Aus Tuch von Cambrai macht es Kammertuch, aus Stoff von Arras Rasch, aus Lombard(ische) Nüsse Lambertsnüsse, aus valise Felleisen, aus planchette Blankscheit, aus agrimonia Ackermennig oder Ackermännchen, aus abrotonum Eberraute, aus foenum Graecum Feingretchen; Liebstöckel hieß ursprünglich levisticum, Abseite absis, Abzucht aquaeductus, und wenn das Volk noch jetzt renovieren, massakrieren, absolvieren, radikal, famos, Gouvernante, Rouleau, gastrisches Fieber in reine führen, mordsakrieren, achselführen, rattenkahl (ratzenkahl), vermoost, Jungfernante, Rollo, garstiges Fieber umgestaltet, so stellt es sich auf den entgegengesetzten Standpunkt wie die Gelehrten, die in übertriebener Peinlichkeit jedes Wort nach der Art des Volks, von dem es stammt, aussprechen und behandeln zu müssen glauben.[2])

1) Vgl. meine Abhandlung zur Charakteristik der Volksetymologie in der Zeitschr. f. Völkerpsych. und Sprachwissensch. Bd. XII, S. 203 ff.

2) Durch den Einfluß der Fremdwörter ist wohl auch die undeutsche Betonungsweise von Hermelin (vgl. Turmalin, Anilin), Walküre (vgl. frz. -ure) u. a. zu erklären, während der vom sonstigen

So zeigt also das Volk in seiner Sprache weniger weltbürgerliche Neigungen, aber mehr Vaterlandsliebe und Sinn für Sprachreinheit, größeres Streben nach Wahrheit und größere Rücksicht auf den Nächsten als die Stände, denen ihre tiefere Geistesbildung auch hierin höhere Einsicht verleihen sollte. Möchte doch ein jeder von uns beständig der Worte eingedenk sein, die Klopstock uns, seinen Landsleuten, warnend zuruft: 'Jedes Wort, das ihr vom Fremden, Deutsche, nehmt, ist ein Glied in der Kette, mit welcher ihr, die stolz sein dürfen, demütig euch zu Sklaven fesseln laßt!'[1])

Brauche abweichende Accent in lebendig, allmächtig, leibhaftig, Forelle, Holunder u. a. anders zu deuten ist. Vgl. Behaghel im Grundriß I, 555; Hoffmann-Krayer in Lyons Zeitschrift VIII, 762; über 'lebendig' Hildebrand in Lyons Zeitschr. VI, 642 und VII, 91.

1) Epigramm 85.

Multa renascentur, quae iam cecidere, cadentque,
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi.
Horat. A. P. 70 ff.

10. Heimische Wörter.[1])

143. Der Wortschatz einer Sprache hält nach Umfang und Inhalt mit der Bildung des betreffenden Volks gleichen Schritt. Je mehr sich dieses geistig vervollkommnet und seinen Gesichtskreis erweitert, um so reichhaltiger und bedeutungsvoller wird auch der Vorrat an Bezeichnungen, mit denen es die Summe seiner Begriffe und Vorstellungen zum Ausdruck bringt. Der Wortbestand, über den die alten Indogermanen verfügten, war

1) Vgl. E. G. Graff, Ahd. Sprachschatz. 6 Teile. Berlin 1834 ff.; O. Schade, Altdeutsches Wörterbuch. 2. Aufl. Halle 1882; Müller-Zarncke, Mhd. Wörterbuch. Leipzig 1854—66; Grimm, Wörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig 1854 ff.; Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Aufl. Straßburg 1894; Fr. L. K. Weigand, Deutsches Wörterbuch. 4. Aufl. Gießen 1881—82; M. Heyne, Wörterbuch der deutschen Sprache. 1889 ff.; K. Schiller und A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Bremen 1875—81; J. Andr. Schmeller, Bairisches Wörterbuch. 2. Ausg. München 1872—77; Staub und Tobler, Schweizerisches Idiotikon. Frauenfeld 1881 ff.; Gombert, Beiträge zur Altersbestimmung nhd. Wortformen. Großstrehlitz 1889 und 1893; Fr. Harder, Werden und Wandern unserer Wörter. Leipzig 1884; G. Pritzel und C. Jessen, Die deutschen Volksnamen der Pflanzen. Hannover 1882; Reling und Bohnhorst, Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen. 2. Aufl. Gotha 1889; L. Tobler, Die lexikalischen Unterschiede der deutschen Dialekte mit bes. Rücksicht auf die Schweiz. Zürich 1887 (Festschrift zur Philologenversammlung S. 91 ff.); Avé-Lallemant, Das deutsche Gaunertum IV, 515—625 (Wörterbuch der Gaunersprache).

gegenüber dem des Mittelalters oder gar der Neuzeit nicht sehr groß. Und wie spärlich war dabei das geistige Gebiet vertreten! Wohl vermochte man für die hauptsächlichsten Gefühle, die das Herz bewegten, für Zorn und Neid, Furcht und Mut, Liebe und Haß, Namen zu finden; aber wie gering ist sonst bei den nur wenig von der Kultur beleckten Menschen die Zahl der abgezogenen Begriffe und vollends der Gattungsbezeichnungen! Die Malaien haben Ausdrücke für alle ihnen bekannten Tiere, aber zu einem Worte für den zusammenfassenden Begriff Tier haben sie es überhaupt nicht gebracht, und im Griechischen ist zôon, das wie animal alle lebenden Wesen bezeichnet, erst in nachhomerischer Zeit gebildet worden. Aber für die mangelhafte Ausbildung höherer, geistiger Begriffe wird man entschädigt durch reiche Mannigfaltigkeit auf dem beschränkten Raume der Vorstellungswelt. Denn die Sprachen unentwickelter Volksstämme haben eine Masse verschiedener Ausdrücke für die gewöhnlichen Verrichtungen des täglichen Lebens, um die mannigfachen Arten zu bezeichnen, auf die sie vorgenommen werden. So giebt es in manchen mehrere Hundert Ausdrücke für gehen, in andern wieder eine große Zahl verschiedener Wörter in der Bedeutung schlagen, je nachdem der Schlag mit der flachen Hand oder mit dem Stocke, derb oder schwach, von vorn oder hinten versetzt wird, Unterschiede, die eine vorgeschrittenere Kultur als unwesentlich und wertlos fallen läßt.[1])

Ebenso schafft sich das Volk, auch in den Zeiten der höhern Gesittung, für Gegenstände, mit denen es sich häufig oder gern beschäftigt, immer neue Namen, weil es jenen bei oftmaliger Betrachtung immer neue Seiten abzugewinnen weiß. Humboldt hebt in seinen Ansichten der Natur hervor, daß die Araber über 20 Bezeichnungen für die Steppe und Wüste haben und daß in der altkastilianischen Sprache viele Ausdrücke für die Gestalt der Gebirgsmassen vorhanden sind;

1) 'Dieser in freier Luft lebenden Hirten Auge sieht weiter, ihr Ohr hört schärfer, wie sollte nicht auch ihre Rede sinnliche Anschauung und Fülle gewonnen haben?' (J. Grimm.)

Wedewer[1]) betont, daß die Araber 200 Wörter besitzen, um die Schlange, 500, um den Löwen, 1000, um das Schwert zu bezeichnen. Und ist nicht die Thatsache, daß im mhd. über 60 Ausdrücke für das Roß vorhanden sind[2]), ein Beweis für die besondere Vorliebe, die man in der Zeit der ritterlichen Übungen diesem edelsten aller Tiere entgegenbrachte? Oder spricht nicht der Umstand, daß Hermann Schrader 500 Redensarten und Bilder auf dem Gebiete des Trinkens in unserer Sprache hat sammeln können,[3]) zur Genüge aus, wie sehr unserem Volke diese Neigung in Fleisch und Blut übergegangen ist?

144. Nicht selten ist es bei der Wortschöpfung, d. h. der Ausprägung einer größern oder geringern Zahl von Wörtern für einen Begriff, von Wichtigkeit, ob der in den Gesichtskreis des Menschen tretende Gegenstand besonders hervorstechende Eigenschaften hat, ob er von selbst in die Augen fällt oder nicht. Je schneller und bestimmter er sich dem unbefangenen Naturbeobachter aufdrängt, je stärker gewisse Merkmale ins Bewußtsein treten, um so mehr ist die Möglichkeit gegeben, daß er in größern Gebieten nach denselben Gesichtspunkten benannt wird und daß sich sein Name auch längere Zeit behauptet, ohne von andern etwa neu geschaffenen verdrängt zu werden. Daher haben sich die Bezeichnungen für Sonne und Mond, Himmel und Erde, Blitz und Donner, Feuer und Wasser, für die Haustiere und die großen Bewohner des germanischen Urwalds wie Wolf und Bär, für die hauptsächlichsten Bäume unseres Vaterlandes und die ältesten Getreidearten meist von grauer Vorzeit bis zur Gegenwart erhalten und sind fast überall im deutschen

1) In seiner Schrift 'Zur Sprachwissenschaft' S. 28. Im Lappischen soll es 30 Wörter für Renntier geben (vgl. P. Fischer, Jahresbericht der Friedrich-Wilhelmsschule in Stettin 1893, S. 10) und nach B. Männel, Über Abstraktion, Jenaer Dissert. 1890, S. 42 haben die Madagassen 20 Bezeichnungen für das Wachsen von Ochsenhörnern.

2) Genaueres bei M. Jähns, Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glaube und Geschichte der Deutschen. Kulturhistorische Monographie. 2 Bde. Leipzig 1872.

3) H. Schrader, Das Trinken in mehr als 500 Gleichnissen und Redensarten. Berlin 1890.

Lande durchgedrungen[1]); dagegen haben andre, weniger stark hervortretende Erscheinungen der Sinnenwelt in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes eine reiche Zahl der mannigfaltigsten Namen bekommen, weil die eine Landschaft diesen Zug für den bedeutsamsten hielt, die andre jenen. Für die bescheidenen Pflänzchen und Kräuter, für Blumen der Wiese und Sträucher des Waldes, für die kleinen Käfer und Würmer giebt es in den Mundarten eine Menge abweichender Benennungen, jeder Volksstamm hat hier seine Besonderheiten: Anemone und Ranunkel, Primel und Herbstzeitlose weisen über ein halbes Hundert verschiedener Namen auf; Schmetterling, Libelle, Maikäfer, Apfelgriebs, Schaukel mehrere Dutzend; die Wiese heißt auch Matte, Aue, Anger, der Star Sprehe, der Sperling Lüning, die Motte Schabe u. s. f.[2]) Aber auch sonst fehlt es nicht an Abweichungen mancher Art. So legte man bei der Bezeichnung der Gewerbetreibenden hier das Hauptgewicht auf diesen Punkt, dort auf jenen. Dem Norddeutschen erschien der Tisch, dem Süddeutschen der Schrein wichtiger, als es galt, einen Ausdruck für den Mann zu finden, der das Hausgerät herstellt (Tischler, Schreiner).[3]) Daher haben wir neben einander den

1) Kluge, Wissensch. Beiheft VI, S. 6 sagt: 'Fest und sicher lebten im Deutschen von jeher Worte wie Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester, Auge und Ohr oder Stoffworte wie Hut und Schuh, Fisch und Fleisch, Silber und Gold, Milch und Ei, Essig und Salz.' Auch was aus der Fremde eingeführt ist, geht, weil es durch den Handelsverkehr getragen wird, meist mit einem und demselben fremden Namen durch ganz Deutschland: Wörter wie Esel, Maultier, Pfau, Rose haben in den deutschen Mundarten keine entsprechenden deutschen Bezeichnungen; nur wenige wie die Kartoffel machen eine Ausnahme. Kluge, ebenda S. 9. Dasselbe gilt von den Gattungsnamen (Gans, Ente, Taube), die im Gegensatz zu den Artenbezeichnungen meist nur einen Namen aufweisen.

2) Vgl. auch Heinzerling, Die Namen wirbelloser Tiere in der Siegerländer Mundart verglichen mit denen andrer deutscher Mundarten. Siegen 1879; J. und F. Kehrein, Wörterbuch der Weidmannssprache. Wiesbaden 1871; Socin, Schriftsprache und Dialekte S. 216.

3) O. Peschel, Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde. Leipzig 1878. S. 366 ff. und A. Sachs, Die deutsche Heimat. Halle 1885. S. 575 ff.

Töpfer und Hafner, den Glaser und Flaschner, Böttcher und Scheffler, Schlachter, Fleischer und Metzger, daher heißt der norddeutsche Klempner (von klamben, verklammen) in der Wetterau Blechner oder Blechschmied, in Schwaben Blechler, in der Schweiz Stürzner und in Baiern wie im Elsaß Spengler.

Die größte Abweichung zeigt die Sprache bei den Ausdrücken im Bereich der Kinderjahre z. B. der Jugendspiele. Überhaupt kann man sagen: Je ferner ein Begriff den Großmächten des gesellschaftlichen Lebens, dem Handel und Verkehr, liegt, um so mehr wird er sinnverwandte Bezeichnungen in den einzelnen Landschaften aufweisen. Weil nun das deutsche Volk gleich dem griechischen besondre Neigung hat, landschaftliche Unterschiede auszuprägen, und die Stämme von jeher eifersüchtig über ihre Stammeseigentümlichkeiten gewacht haben, so ist gerade in unserem Lande die mundartliche Schöpfung außerordentlich ergiebig gewesen. Daraus erklärt sich auch nicht zum kleinsten Teil der gewaltige Umfang, den der Wortschatz unserer Sprache angenommen hat. Der Wortvorrat des Französischen beziffert sich nach der höchsten Schätzung auf 110 000, der des Englischen nicht über 120 000 Wörter, dagegen hat man ausgerechnet[1]), daß im Grimmschen Wörterbuche nach seiner Vollendung nicht weniger als eine halbe Million verschiedener Ausdrücke enthalten sein werden. Und dabei sind die Eigennamen noch gar nicht mitgerechnet.[2])

1) Lucä, Preußische Jahrbücher XXXI, 523 ff. Lecoultre a. a. O. S. 23: 'Si son (der französischen Sprache) vocabulaire est plus riche que celui des Romains pour exprimer les sentiments intimes de l'âme et les phénomènes de la nature, elle est à cet égard plus pauvre que d'autres langues modernes, l'allemande par exemple.' Vgl. auch K. W. Kolbe, Über den Wortreichtum der deutschen und französischen Sprache. 2. Aufl. 1818—20.

2) Wie schöpferisch sich auch hierin die deutsche Sprache zeigt, ist staunenerregend. Sagt doch ein Fachmann wie Prof. Fick in seinem Buche über die griechischen Personennamen: 'Das germanische Namenssystem ist am mächtigsten entwickelt und mit der feinsten Systematik durchgeführt; man könnte vermöge einer erschöpfenden Durchführung der germanischen Namenbildungsgesetze eine derartige Masse deutscher Namen erzeugen, daß noch heutzutage jeder der 50 Millionen Deutschen mit einem eignen Namen bekleidet werden könnte, wie denn

145. Diese Unmasse von Wörtern gehört selbstverständlich ihrer Entstehung nach nicht einem Zeitabschnitte an; sie sind das Erzeugnis einer Reihe von Jahrhunderten deutscher Geistesarbeit und deutsches Lebens. Nur selten können wir das Jahr ihrer Geburt angeben, wie z. B. bei Liedertafel, einem Worte, das Zelter in Berlin 1808 zur Bezeichnung eines von ihm gegründeten 'gesanglichen Tischvereins' mit Anspielung auf die Tafelrunde des Königs Artus erfand. Einen großen Teil von ihnen hat die Schriftsprache in sich aufgenommen, die meisten sind ausschließlich Eigentum der Mundarten. Aber zwischen diesen beiden Gebieten ist keine scharfe Grenze zu ziehen. Schriftsteller und Dichter geben durch die Macht ihrer Persönlichkeit und ihrer Schöpfungen oft verachteten Wörtern der Heimat das Bürgerrecht in der vornehmen Schriftsprache. 'Von idiomatischen Elementen hat der kluge und feingebildete Wieland oft für seinen Wortschatz Gebrauch gemacht, dem er manches gut schwäbische Korn beimischte, das dann allgemein in Umlauf kam, durch Lessings klassisches Deutsch geht eine starke oberlausitzer Ader hindurch, Goethe hat den Frankfurter und Weimaraner, Schiller den Schwaben oft auf das Blatt sehen lassen, wenn sie schrieben. Das Volkstümliche ist überhaupt für uns Deutsche ein Jung- und Quickbrunnen. Das erkannten Hamann und Herder, das lernte Goethe von ihnen, das ist das Wahrste in den Lehren der Romantiker, und daraus gingen die Arbeiten der Gebrüder Grimm hervor.'[1]) Anheimeln, aufwiegeln, staunen, entsprechen, geistvoll, kernhaft, anstellig u. a. schweizerische Ausdrücke sind besonders durch Haller, Lavater und Joh. v. Müller der Schriftsprache zugeführt worden, täuschen (mhd. betriegen), heucheln (oberd. gleißnen), haschen (oberd. fangen), Hügel (mhd. bühel), Otter (oberd. Natter) u. a. hat Luther aus dem Ostmitteldeutschen übernommen. Das

---

die gesamte romanische Welt sich noch heute in die Fetzen des altgermanischen Namensprachtgewandes kleidet.'

1) Weinhold, Preußische Jahrbücher 1893, S. 405. Dazu E. Schmidt, Lessing II, 698 ff.; vgl. auch O. Hoffmann, Der Wortschatz des jungen Herder, Programm des Köllnischen Gymnasiums in Berlin 1895.

Wort Beute (Kriegs- und Jagdgewinn) hat (nach Heyne) seine Heimat im Lande der Deutschordensritter, Flagge, Süden, Deut und Niete (= Nichts) in Holland, Ländler in Österreich ob der Enns (dem 'Landl'), Bergfex in Tirol; Apfelsine und Bocksbeutel (= Buchbeutel, steif bewahrter Brauch) lassen sich zuerst in Hamburg nachweisen; abhold und abschätzig sind von Haus aus oberdeutsch, Lippe und felt niederdeutsch.

Umgekehrt schwinden auch aus der Schriftsprache wieder Bezeichnungen, die in dieser oder jener Mundart noch weiter leben. Selbst der kräftigste Baum stößt, wenn er neue Sprößlinge treibt, nach und nach die alten ab. Ein so gewaltiger Geist wie Shakespeare verfügt in seinen Werken über kaum 15000 Wörter, Milton nur über 8000, und die Verfasser des alten Testaments verwenden nicht ganz 7000; der Durchschnittsmensch kommt mit einer weit geringern Zahl aus. Wer sich einen Begriff davon machen will, welche Verluste der Wortschatz der nhd. Sprache in den letzten Jahrhunderten erlitten hat, braucht nur einmal Luthers Bibelübersetzung oder Jüttings Biblisches Wörterbuch[1]) daraufhin durchzublättern. Von den darin begegnenden sind unserer Schriftsprache jetzt Scheuel (etwas Unreines), Ströter (= mhd. strâtaere, Straßenräuber), Söcker (ein Siecher), Hümpler (Stümper), pfetzen (einritzen), verheften (durch Wort und Handschlag verbindlich machen) u. a. gänzlich abhanden gekommen, andre bestehen nur noch in etwas veränderter Form weiter z. B. haderhaftig = hadersüchtig, kleinern = verkleinern, schuldigen = beschuldigen, zärteln = verzärteln, überjährt = verjährt, verstürzt = bestürzt. Beträgt doch auch im Englischen die Zahl der Wörter und Wortbedeutungen, die seit dem Jahre 1611 in dem Schrift- und Gebetbuchglossar Bookers veraltet oder ganz abgestorben sind, nach Max Müllers Angaben 388![2])

146. Die Gründe, warum ein Wort allmählich aus dem Verkehr schwindet, sind oft schwer zu erkennen und

1) Leipzig 1864. 234 S.

2) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Leipzig 1863. S. 32.

anzugeben. Am einfachsten liegen die Verhältnisse, wenn die damit bezeichneten Gegenstände, Sitten u. s. f. nicht mehr bestehen: ihr Schwinden hat den Verlust der Wörter nach sich gezogen. Sonst scheint bisweilen der lautliche Zusammenfall mit andern Ausdrücken und die dadurch gegebene Möglichkeit der Verwechselung den Untergang des einen gefördert zu haben. Durstig = kühn von mhd. turren, wagen ist vielleicht dem gleichklingenden, von Durst abgeleiteten Worte gewichen; in diesem Falle hätte also deutsche Kühnheit dem deutschen Durste das Feld geräumt; Brunst (von brennen) hat Brunft (vom Brummen des Hirsches) verdrängt und seine Bedeutung mit übernommen. So ist auch möglicherweise Klinge, Bach (z. B. in Klingenthal) vor der Messerklinge und Schnur (nurus) vor Schnur (linea) aus dem Schriftgebrauche geschwunden. Möglicherweise! Denn es kann nicht geleugnet werden, daß noch jetzt gar manche gleichklingenden Wörter verschiedener Abstammung und Bedeutung neben einander bestehen wie Reif (auf der Wiese und am Finger), Mark (als Geldstück und als Grenze), Kiel (Schiffs- und Federkiel), mehrfach nur für das Auge durch die Schrift geschieden wie Lied und Lid, Weise und Waise oder durch das Geschlecht auseinandergehalten wie Kiefer (der und die), Heide (der und die), Marsch (der und die), Reis (der und das), Tau (der und das); mitunter hat man die Verwechselung dadurch verhütet, daß man das eine Wort nur in der Zusammensetzung verwendete (Schar, Menge und Pflugschar, Schlag, Hieb und Menschenschlag, Nuß und Kopfnuß, Otter, Natter und Fischotter, Garbe des Getreides und Schafgarbe) oder in der Mehrheit gebrauchte (Schläfe neben Schlaf, beide mhd. slâf).

Andre Ausdrücke sind beiseite geschoben worden, weil sie einer verfeinerten Zeit sittlich anstößig erschienen. Bei den meisten aber trägt sicherlich bloß der nach und nach entstandene Wortüberfluß die Schuld. Denn da die Sprache jeder Verschwendung abgeneigt ist, sucht sie allmählich sich alles Entbehrlichen zu entledigen und Ausdrücke gleicher Bedeutung auf das niedrigste Maß zu beschränken. Mit dem Aufkommen

neuer ſchwinden alte aus dem Gebrauche.[1]) So ſind michel (Michelnburg: Mecklenburg) und lützel (Lützelburg: Luxemburg) zu Gunſten von groß und klein, quirn (in Kirnbach) und gouch zu Gunſten von Mühle und Kuckuck vom Schauplatz abgetreten. Nur in erſtarrter Form friſten ſie oft noch ein Scheindaſein. Gleichwie der Schnee, wenn er feſt zuſammengedrückt oder durch eine ſchützende Wand dem unmittelbaren Einfluſſe der Sonne entzogen wird, ſich viel länger erhält, als wenn er frei daliegt und ihren heißen Strahlen ausgeſetzt iſt, ſo ſind auch durch Zuſammenrückung und andere Mittel manche Wörter der völligen Vernichtung entgangen: So haben ſich in Ableitungen erhalten ahd. widamo, Mitgift, mhd. widem, Leibgedinge in dem Zeitwort widmen, ahd. weigar in weigern (ahd. weigarôn), mhd. tuht, Tugend in tüchtig, ahd. tangol, Hammer in dengeln, hämmern, mhd. hurt, Anprall, Stoß in hurtig, mhd. bendec, feſtgebunden in bändigen und unbändig, mhd. lûtbaere, lautbar in verlautbaren, mhd. boln, werfen in Böller, älter nhd. Brame, Rand in verbrämen, rechtfertig in rechtfertigen, fahen in fähig u. a.; ferner in ſtehenden, feſt zuſammengewachſenen Redensarten mhd. genge, was gehen kann und mhd. gaebe, annehmbar in 'gäng und gäbe' (urſprünglich von umlaufender Münze), mhd. mâge, Verwandter in 'Mann und Mage', mhd. kegel, uneheliches Kind in 'Kind und Kegel', mhd. iht, etwas in 'Icht(s) iſt beſſer als Nicht(s)', leiben in 'wie er leibt und lebt', armen in 'Almoſen geben armet nicht'; ſodann in den zu Eigenſchaftswörtern gewordenen Mittelwörtern wie abgefeimt (von abfeimen = abſchäumen) und aufgedunſen (von aufdinſen); hauptſächlich aber in Zuſammenſetzungen: Wer ſagt noch wie Luther 'das Gewiſſen beißt mich' (Hiob 27, 6) und 'ich büße

1) Lehrreich ſind die Erörterungen K. Burdachs über das Schickſal der Studentenausdrücke, die nach Ausweis der Wörterbücher vor 100 Jahren in Halle üblich geweſen ſind. Vgl. die Schrift Studentenſprache und Studentenlieder in Halle vor 100 Jahren. Halle 1894. S. XII; ferner Fr. Kluge, Die deutſche Studentenſprache. Straßburg 1894 und John Meier, Halliſche Studentenſprache. Halle 1894.

die Lücken' (Neh. 4, 7), oder wer redet noch vom Atemziehen? Aber die Hauptwörter Gewiſſensbiſſe, Lückenbüßer, Atemzug laſſen erkennen, daß dies früher ſchriftſprachliche Wendungen waren. In Unflat ſteckt ein altes *flât, Schönheit (vgl. oberd. flähen, waſchen), in Mahlſtatt mahal, Gericht, in zermalmen malm, Sand (vgl. Nordermalm und Södermalm in Stockholm), in Honigſeim mhd. seim. Karfreitag enthält ahd. kara, Klage, Schmerz, fünfzig im 2. Teile das got. Hauptwort tigus, Zehnzahl. In Weihnachten (mhd. ze wîhen nahten) und Weihrauch (mhd. wîchrouch) befindet ſich das Eigenſchaftswort weih, heilig, in blutrünſtig mhd. runsec von runs, Waſſerlauf, in Meineid mein, falſch, in Wahnwitz und Wahnſinn ahd. wana, leer, fehlend, mangelhaft = got. wans, in Bachbunge und Bingelkraut mhd. bunge, ahd. bungo, Knolle. Firnewein iſt vorjähriger Wein, Fronleichnamsfeſt das Feſt des Leichnams des Herrn (frô). In volkstümlicher Umgeſtaltung leben fort molt, Staub, Erde in Maulwurf = Moltwurf, diech, Oberſchenkel in Dickbein, kar, Topf = got. kas in Bienenkorb (mhd. binenkar), râm, Ziel, Streben in anberaumen, spilden, verſchwenden und spildec, verſchwenderiſch in koſtſpielig für koſtſpildig u. a.

147. Am lehrreichſten ſind die Eigennamen; ſie bilden für den in die Geheimniſſe der Sprache Eingeweihten eine wahre Fundgrube. Was die bergende Hülle der Erde für den Altertumsforſcher, das ſind die Orts- und Perſonennamen für den Sprachforſcher. Der im Siebengebirge gelegene Ort Heiſterbach hat uns ein Wort erhalten, das wohl noch in den romaniſchen Sprachen als deutſches Lehngut fortlebt (frz. le hêtre), aber im Deutſchen aus der Schriftſprache geſchwunden iſt (Heiſter, Buche, in Donnershaugk und Arnshaugk gewahren wir das mit Hügel im Ablautsverhältnis ſtehende mhd. houc, -ges, Hügel, in Donauſtauf und Hohenſtauf mhd. stouf, hochragender Fels, in dem hohen Venn und der Finne ahd. fenna, mhd. venne, Sumpfhöhe, Sumpf. Der Vorname Reinhard = der im Rate Starke enthält den Stamm ragin, Rat, Hubert, der Geiſtesglänzende, die Stämme hugu, Geiſt und berht, glänzend, Oswin ans, Gott und wine, Freund, Othmar und Ottomar ôd, Beſitz-

tum und mar, berühmt. Auch die jetzigen Familiennamen bergen manch koſtbaren Stein aus der Krone der alten deutſchen Sprache z. B. Wedekind und Wittekind widu, Holz (vgl. Wiedehopf, Holzhüpfer), Leidecker (= Schieferdecker) lei, Stein, Schiefer; Lämmerzahl zagel, Schwanz, Leuchſenring liuhse, Wagenleiſte.

148. Andre gut deutſche Wörter leben nur noch in den romaniſchen Sprachen fort, in die ſie während oder nach der Völkerwanderung unter dem Hochdruck germaniſchen Einfluſſes eingedrungen ſind. Beſonders gilt dies von den Bezeichnungen des Staatslebens und Waffenhandwerks, des Handels und Verkehrs, See- und Münzweſens, auch von den Erzeugniſſen und Gewächſen des Nordens. Franzöſiſch guerre iſt aus ahd. wërra, Streit = engl. war entlehnt worden (vgl. unſer Wirren), brèche geht zurück auf ahd. brëhha und iſt erſt in nhd. Zeit wieder in der Form Breſche zu uns zurückgekommen, bivouac iſt aus ſchweiz. biwaht (Scharwache) entſtanden; it. mondualdo führt auf ein deutſches Mundwalt u. a.; manche Wörter haben im Auslande wenigſtens noch die ältere Bedeutung gewahrt, ſo im Franzöſiſchen das aus geil entlehnte und mit fremder Endung weiter gebildete gaillard, fröhlich (vgl. ahd. mhd. geil, luſtig, fröhlich), ferner garnir, verſehen, ausrüſten = ahd. warnôn, mhd. warnen in gleicher Bedeutung, garder, achtgeben = ahd. wartên, -ôn, mhd. warten, ſpähen, ausſchauen (vgl. die Warte) und fanon, Handtuch, Stück Tuch, das auf den Stamm des Wortes Fahne zurückgeht.

Sind dieſe Wörter durch Angleichung an das fremde Sprachgut ihres deutſchen Gepräges verluſtig gegangen, ſo ſind andre deutſch gebliebene, die bereits aus dem Gebrauche geſchwunden waren, aus dem Schrifttum früherer Zeit wieder hervorgeholt und von neuem in die Schriftſprache aufgenommen worden. 'Wir freuen uns eines verſchollenen, ausgegrabenen deutſchen Wortes mehr als des fremden, weil wir es unſerm Lande wieder aneignen können', ſagt Jakob Grimm[1]), und in

1) Kleine Schriften 7, 565. Vgl. auch J. Paul, Fragment über die deutſche Sprache § 83 der Vorſchule: 'Wollte man die bedeckten Goldſchächte altdeutſcher Sprachſchätze wieder öffnen, ſo könnte man

diesem Sinne haben schon vor ihm Freunde des Deutschtums gehandelt. Lessing gab uns den 'Degen' des Nibelungenliedes zurück, Wieland den Recken, Klopstock Hain, Goethe Glast = Glanz, Gleim und Bürger Aar, Rückert Sehr = Schmerz, Voß hasten, G. Freytag in seinen Ahnen Brautlauf, Königsfrieden, schwertgrimm, andre Hüne, Ahne, Mark (Grenze), Sucht, Eiland, Märe, Fehde, Blachfeld, behagen, anheben, frommen u. s. f.[1]) Neben diesen vorwiegend zu poetischem Gebrauche von Dichtern übernommenen Ausdrücken giebt es eine große Zahl volkstümlich gewordener, die aus Luthers Bibel stammen und durch vielfache Beschäftigung mit dieser von jung und alt zu neuem Leben erweckt worden sind. Mehr durch die Schule, als durch das Leben lernt das Kind die Ausdrücke Schalksknecht, Scherflein, Silberling und Wendungen wie bitterlich weinen oder mit fremdem Kalbe pflügen kennen. Durch Bibellesen und Bibelauslegung sind auch Jammerthal, Mördergrube, Sündenbock, Zähneklappern, himmelschreiend, wunderlicher Heiliger, seine Hände in Unschuld waschen, in Sack und Asche trauern, sein Herz ausschütten, mit seinem Pfunde wuchern, den Staub von den Füßen schütteln u. a. wieder in Umlauf gesetzt worden.[2]) Und wie diese, so giebt es noch eine große Zahl andrer Wörter, die im Schoße des Schrifttums ruhen und des Meisters harren, der sie vom Staube der Jahrhunderte gesäubert zu neuem Gebrauche heranzieht.

---

z. B. aus Fischarts Werken allein ein ganzes Wörterbuch ausheben. Ein frommer Wunsch wäre es ... ein bloßes Wörterbuch aller seit einigen Jahrhunderten ergrauten Wörter zu bekommen, von welchen wir keine Enkel haben. .. Können wir Deutsche uns doch recht der Freiheit erfreuen, veraltete Wörter zu verjüngen!'

1) Weiteres siehe bei Karl Müller, Die Wiederbelebung alter Wörter, Wissenschaftl. Beiheft des allg. deutschen Sprachvereins. II, 57—71; H. E. Schulzen, Mhd. Anklänge in Uhlands Gedichten, Programm, Thann 1879; E. Müllenbach, Fremdwörter und Kernwörter bei Musäus, Zeitschr. des allg. deutschen Sprachvereins X, 9 ff.

2) Vgl. F. Söhns, Die Bibel und das Volk, Lyons Zeitschrift IV, S. 9—29; R. Büchmann, Geflügelte Worte, 14. Aufl. Berlin 1884. S. 1—42.

Den Wörtern ist das Geschlecht zur ordnenden und verschönernden Regel geworden.

J. Grimm.

11. Geschlecht.[1])

149. 'Der Mensch ist das Maß aller Dinge', sagt Protagoras. Wie die Körperglieder[2]) für die Bestimmung der Längenverhältnisse 'maßgebend' gewesen und die Finger und Zehen insbesondere zur Grundlage der Zehnzahlrechnung gemacht worden sind, so wurden auch die beiden Geschlechter des Menschen auf die Gegenstände der ihn umgebenden Natur übertragen; es geschah dies nicht erst im Sonderleben der germanischen Sprachen, sondern bereits in indogermanischer Zeit. In der Jugend der Völker zeigt sich ihre Einbildungskraft am stärksten. Wenn der Knabe jeden Stab zum Reitpferd zu stempeln ver-

1) Vgl. Grimm, Grammatik III, 311—563; Pott, Das grammatische Geschlecht in Ersch und Grubers Encyklopädie; V. Michels, Zum Wechsel des Nominalgeschlechts im Deutschen. Straßburg 1889; J. Blumer, Zum Geschlechtswandel der Lehn- und Fremdwörter im Hochdeutschen. 1890; J. Timmel, Zum Genus der Substantiva im Neuhochdeutschen. 1880; W. Meyer, Die Schicksale des lateinischen Neutrums im Romanischen. Halle 1883; E. Appel, De genere neutro intereunte in lingua latina, Münchener Dissert., Erlangen 1883; H. Suchier, Der Untergang der geschlechtlosen Substantivform, Archiv für Lexikogr. III, 161 ff.; Brugmann, Das grammatische Geschlecht in den indogerman. Sprachen, Techmers Zeitschrift IV, 100 ff.; Curtius, Ausgewählte Reden und Vorträge. Leipzig 1886. S. 43 ff.; Oswald, Das grammatische Geschlecht und seine sprachliche Bedeutung. Paderborn 1866; Th. Imme, Andeutungen über das Wesen der Sprache auf Grund der neuern Psychologie, Wissenschaftl. Beiheft zur Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins II, 72 ff.

2) Vgl. Fuß, Elle neben Ellbogen, Gliedmaßen = Gliedermaß.

mag und dadurch ſinnlich belebt, wenn das Mädchen die Puppe, die es im Arme hält, zur Geſpielin macht und mit ihr ſpricht und ſcherzt, warum ſollten nicht auch jugendfriſche Völker den Gegenſtänden der Sinnenwelt, ſobald dieſe irgend welche Lebenskraft bethätigten, beſeelenden Odem einhauchen können? Und in der That dachten ſie ſich in der Unbefangenheit kindlicher Anſchauung die unter Blitz und Donner dahinfahrende Wolke, die auf- und untergehenden Geſtirne Sonne und Mond und die fruchtſpendende, ſich in jedem Frühjahr neu belebende Erde als männliche oder weibliche Geſtalten; ebenſo ſahen ſie auch in dem raſtlos wogenden Meere, in den munter dahineilenden Bächen und Flüſſen, den geheimnisvoll rauſchenden, triebkräftigen Bäumen meiſt lebensvolle Weſen. So lange nun die Völker noch in gemeinſchaftlichen Wohnſitzen beiſammen waren, hatten ſie von den einzelnen Naturerſcheinungen ziemlich gleiche Vorſtellungen und verliehen ihnen daher auch meiſt nach den gleichen Grundſätzen ihr Geſchlecht. Ja dieſe Anſchauungen blieben oft über die Zeit der Völkertrennung hinaus im Leben der einzelnen Sprachen beſtehen, beſonders wenn die in Frage kommenden Dinge eine ſtark ausgeprägte Eigenart beſaßen: Wie der regenſpendende und erdbefruchtende Himmel in den meiſten Sprachen männlich iſt, ſo galt von jeher die befruchtete Erde als die große Nährmutter aller Geſchöpfe. Das Auftreten der tobenden Winde aber iſt gewöhnlich ſo ausgeſprochen männlich, daß ihnen die Einzelvölker in ziemlich übereinſtimmender Weiſe dieſes Geſchlecht verliehen oder, genauer geſagt, gelaſſen haben. Man dachte ſie ſich als Rieſen, die gleich den gewöhnlichen Menſchen 'ſich erheben', 'gehen' und 'ſich' wieder 'legen', ja die ſogar heiraten. Denn wie nach altgriechiſcher Anſchauung dem Äolus Frau und Kinder zur Seite ſtehen, ſo verleiht die Einbildungskraft unſerer Altvordern auch dem Winde eine junge Frau, die 'Windsbraut' (ahd. wintes brût; Braut = junge Frau; vgl. oberpfälz. 'die Windin').

150. Im übrigen finden wir vielfach *Schwanken* in der *Geſchlechtsbeſtimmung*. Die Verſchiedenheit der Luft, des Bodens und der Lebensweiſe führte zu Abweichungen in der

Geistesart der Völker und damit auch in der Auffassung des Geschlechts mancher Naturerscheinungen. So war den Griechen und Römern die Sonne (Helios, Sol) ein gar strenger Herrscher, der seine oft todbringenden Pfeile auf Menschen und Tiere sandte und die Kinder der Flur erlegte, der Mond dagegen erschien ihnen als sanfte Frau (Selene, Luna), die allen Menschen in Bedrängnis und Not beistand. Und wenn wir die Glut, die das strahlende Tagesgestirn in jenen Gegenden entfaltet, mit den milden, hellen Mondnächten des Südens vergleichen, so finden wir leicht den Schlüssel zur richtigen Auffassung dieses sprachlichen Vorgangs. Den alten Germanen war umgekehrt die Sonne eine gütige Göttin, da sie die Blumen aus ihrem Winterschlafe erweckte und mit ihren freundlichen Strahlen die kalte Luft des Nordens erwärmte, der Mond dagegen erinnerte sie an die eisige Kälte unbewölkter Winternächte[1]); daher hier das entgegengesetzte Geschlecht. Auch bei den Gewässern treten große Unterschiede zwischen den Völkern hervor. Den Griechen und Römern erschienen die reißenden Gebirgsbäche mit ihrer verheerenden Kraft in männlicher Stärke; man belebte sie daher mit männlichen Gottheiten, die man oft durch das Sinnbild wilder Stiere in der Kunst darstellte. Den Germanen war der ruhigere Lauf ihrer Flüsse Anlaß, sie vorzugsweise weiblich zu benennen: die Weser, Elbe, Saale, Leine, Aller, Ems, Unstrut u. a., nur die von Haus aus keltischen oder slavischen zeigen nicht selten abweichendes Geschlecht (der Rhein, Main, Niemen, Bober). Im Gegensatz zu den Flüssen machte das Meer auf die Griechen meist den Eindruck eines sanften, weiblichen Wesens (thalassa, hals)[2]), für die Römer aber war es geschlechtlos (mare, aequor, salum, altum): den beweglichen, seefahrtliebenden Hellenen, die mit ihren Schiffen das Meer

1) Auch die Angelsachsen teilten bei den Namen dieser beiden Gestirne einst die allgemein deutsche Auffassung, haben aber auf englischem Boden unter normannisch-französischem Einflusse das romanisch-römische Geschlecht angenommen. Noch im Mittelenglischen ist Mond männlich und Sonne weiblich.

2) Seltener war es männlich (pontos) oder sächlich (pelagos).

nach allen Richtungen durchfurchten, war es ein freundliches, gnädiges Weib, den Söhnen Latiums aber, die nie darauf heimisch geworden sind, weil sie es als furchtbar und stürmisch fürchteten, war es ein wenig betretenes, oft unnahbares Gebiet. Rechnete doch Cato, das Muster eines Römers von echtem Schrot und Korn, unter die drei Dinge, die er in seinem Leben bereute, daß er einmal eine Strecke zu Schiff zurückgelegt habe, wo er hätte zu Fuß gehen können! Ähnlich erging es unsern Altvordern, ehe sie auf dem Meere heimisch wurden. Denn es gehörte allerdings ein kühner Mut zu dem Wagnisse, zuerst den Einbaum oder die Barke durch sturmgepeitschte Fluten zu rudern. Als aber die am Gestade der Nord- und Ostsee wohnenden Stämme mit den Fortschritten im Schiffbau in freundschaftlichere Beziehungen zum Meere traten, änderte sich auch ihre Ansicht von dessen Geschlechte: Das Wort See ist im Gotischen, Althochdeutschen und Altsächsischen ausschließlich, im Mittelhochdeutschen überwiegend männlich, im Angelsächsischen kommen beide Geschlechter fast gleich häufig vor, während im Niederländischen und Neuhochdeutschen die dem Handel so förderliche See weiblich geworden ist.[1]) So ist also das grammatische, nach der gewöhnlichen Annahme von Haus aus bloß durch die Endung bestimmte Geschlecht bei diesen Wörtern eigentlich ein natürliches, auf persönlicher Auffassung der Gegenstände beruhendes. Denn die erwähnten Naturgewalten standen den Alten gleich Bildern einer zauberhaften Märchenwelt vor der Seele, voller Lebenskraft und so anschaulich, daß griechische Künstler sie in Marmor verkörpern konnten.

151. In ähnlicher Weise verfuhr man mit Dingen von geringerer Lebensäußerung und Beweglichkeit wie z. B. den Vertretern der Pflanzenwelt. Die alten Griechen bevölkerten die Bäume mit lieblichen Nymphen, und auch in den Augen der Deutschen trugen diese ein entschieden weibliches Gepräge, wofür wohl das Gefühl mit ausschlaggebend war, daß sie sich

1) Nur im Sinne eines Binnengewässers weist das Wort im nhd. männliches Geschlecht (der See) auf.

nicht vom Platze bewegen können; daher die Eiche, Linde, Buche, Erle, Birke, Tanne u. s. f., und wenn die Blumen gleichfalls meist weiblich gedacht und benannt sind, so verdanken sie das vielleicht der anmutigen Gestalt, der zarten Blüte und dem süßen Duft, womit sie die Menschen erfreuen. Selbst abgezogene Begriffe, die sich der Mensch durch nüchterne Erwägung geschaffen, konnten durch die Einbildungskraft einer kindlich unbefangenen Zeit in lebensvoller Gestalt geschaut werden, und die Dichter des Mittelalters behandelten sie in gleicher Weise, wenn sie von einer Frau aventiure, Frau kiusche, Frau zuht, Frau minne u. s. w. redeten oder diese handelnd einführten.[1]) Mit außerordentlicher Feinheit und Zartheit der Empfindung verliehen unsere Väter den starken Trieben und Leidenschaften, die des Menschen Brust durchwogen, wie Zorn, Haß, Trotz, Neid, männliche Eigenschaft[2]), den lieblichern und sanftern Regungen des Herzens aber wie Freude, Liebe, Treue, Wonne, Freundschaft weibliche. Das Wort Mut ist männlich, die Zusammensetzungen werden verschieden behandelt: Hochmut, Übermut, Freimut, Unmut, Frevelmut, Löwenmut, Wankelmut, Edelmut und andre von stärkerer Natur und Kraftäußerung haben das Geschlecht des Stammwortes bewahrt, Anmut, Sanftmut, Demut, Wehmut, Schwermut, Langmut, Großmut und andre von zarterer Beschaffenheit haben weibliche Geltung erhalten.

Wenn ferner Walther von der Vogelweide einen Herrn Stock und eine Frau Bohne und seine Zeitgenossen einen Herrn Bart vorführen, so hat es sich ein jugendliches, geistig frisches Volk wie die ältesten Germanen erst recht nicht nehmen lassen, die leblosen Gegenstände der Sinnenwelt je nach ihrem Wesen einem bestimmten Geschlechte zuzuweisen; und diese Gemütsrichtung ist

1) Vgl. G. Freytag, Bilder I, 518; Grimm, Mythol. II, 731 ff.; Bruchmann, Psychol. Studien zur Sprachgesch. S. 84.

2) Schon im Altertum war das Sprachgefühl für diese Geschlechtsunterschiede geschärft; so tadelte der Sophist Protagoras den Anfang der Ilias, weil dort mênis, der Grimm, weiblich gebraucht wird, was der Bedeutung zu widersprechen scheint. Dafür wurde er freilich von Aristophanes in den Wolken verspottet.

unserem Volke bis auf den heutigen Tag geblieben. Das nüchterne Handelsvolk Großbritanniens hat schon im 13. Jahrhundert den entzückenden Gedanken der kindlichen Urzeit aufgegeben und auf fast jede Geschlechtsunterscheidung verzichtet[1]), die Deutschen dagegen haben sich die lebhafte Empfindung dafür bewahrt.

152. Doch keine Sprache thut dies bei allen Wörtern.[2]) Es giebt gar manche Gegenstände, die alles Lebens bar sind und als vollständig tote Masse erscheinen, wie die Metalle (Gold, Silber, Blei); ebenso andre, bei denen weniger die eigne Lebenskraft hervortritt als die Thatsache, daß sie Erzeugnisse sind, etwas Geschaffenes, Gemachtes darstellen: so das Ei, das Junge. Verwandter Art sind Ausdrücke, die durch die Ableitungssilben -lein und -chen als schwächer (aber meist lieblicher) hingestellt werden sollen als die Stammwörter (die Blume: das Blümlein, Blümchen); endlich auch die Bezeichnungen für Sammelbegriffe, die eine größere Zahl gleich gearteter Dinge zusammenfassen (das Moos, Korn, Gras, Heu, Holz, das Gebirge, Gemäuer neben der Berg, die Mauer). Alle diese Wörter hielten unsere Vorfahren für so wenig selbständig und lebensvoll, daß sie es vorzogen, ihnen 'keines der beiden' (neutrum) natürlichen Geschlechter zu geben, sondern sie geschlechtlos zu lassen und durch eine besondre Endung als Ausnahmen zu kennzeichnen.[3])

1) Nur wenn der Engländer von seinen Schiffen spricht, wird er dichterisch gestimmt und bedient sich der Geschlechtsunterscheidung. In Kapitän Marryats Erzählung Robinson Ready fragt der junge William: 'Warum nennt Ihr denn ein Schiff immer sie?' Darauf antwortet der alte Seemann: 'Ich glaube, es geschieht, weil ein Seemann sein Schiff lieb hat. Sein Schiff ist sein Weib ist eine sehr gewöhnliche Redensart bei uns; und dann erscheint ein Schiff fast wie etwas Lebendiges; es sitzt wie eine Ente auf dem Wasser' u. s. f.

2) Selbst die französische, die diesem Ziele nahe kommt, hat beim Fürwort (tout, ce, que) ungeschlechtige Formen beibehalten.

3) Körperlich, d. h. in der Sprachform, nähert sich das sächliche Hauptwort dem männlichen (z. B. haben beide häufig dieselben Vokale im Stammauslaut: lat. us, um), seelisch d. h. in der Bedeutung dem weiblichen (beide bezeichnen mehr Gegenstände von geringerer Leistungsfähigkeit und Wirkungskraft). Vgl. auch Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 3. Aufl. S. 21—29 über das Wesen des Neutrums.

Natürlich fehlt es auch hier nicht an Abweichungen in den einzelnen Sprachen. Die Römer ließen den Verkleinerungswörtern das Geschlecht des Grundwortes; das thaten auch öfter die Deutschen (vgl. Ärmel: Arm; Säckel: Sack), meist aber machten sie sie gleich den Griechen ungeschlechtig. Die Griechen und Römer bezeichneten die Gattungsbegriffe für Haustiere mit geschlechtigen, die Deutschen mit ungeschlechtigen (Rind, Schaf, Kalb, Lamm u. a.) Ausdrücken.

153. Hatten wir es bisher durchweg mit Erscheinungen zu thun, bei denen die Erteilung des Geschlechts ein Ausfluß der Einbildungskraft, der vorstellenden und anschauenden Geistesthätigkeit des Menschen war, so gestaltet sich die Sache wesentlich einfacher bei den Artnamen der Tiere. Hier konnte das natürliche Geschlecht zu Grunde gelegt werden; und in der That ist das auch geschehen, soweit es sich äußerlich deutlich kennzeichnet, also namentlich bei den Haustieren und bei andern besonders hervorragenden Vertretern des Tierreichs: bei jenen sind in der Regel besondre Ausdrücke für beide Geschlechter vorhanden: Ochs und Kuh, Hengst und Stute, Bock und Ziege, Eber und Sau, bei diesen wird der Name des weiblichen Tieres meist durch eine Ableitungsendung (Wolf, Wölfin, Löwe, Löwin) oder durch Zusammensetzung (Hirsch, Hirschkuh) gebildet. Aber je schwieriger es war, an äußern Merkmalen die Geschlechtsunterschiede wahrzunehmen, um so lieber begnügte man sich mit je einem Worte, dem man dann nur bei wissenschaftlichen Erörterungen noch die Bezeichnungen Männchen und Weibchen hinzufügte. Größere und stärkere Tiere pflegt man männlich, kleinere und zartere weiblich zu benennen: Bär, Fuchs, Dachs, Adler, Falke, Storch, Wal, Hai, Lachs sind männlich, aber die niedliche Maus, die lieblichen Sänger Nachtigall, Amsel, Drossel, Lerche, die schlanke Forelle und die zarte Grundel sowie fast sämtliche Kerbtiere sind weiblich. Selten macht man die Tiere ungeschlechtig: es geschieht dies z. B. bei dem wunderbar gestalteten Kamel[1]),

1) Zu beachten ist, daß noch Herder schrieb: der Kamel, der Dromedar, der Rhinoceros, der Krokodil. Vgl. Preußische Jahrbücher 1894, S. 256.

Dromedar, Krokodil (früher männlich) und Känguruh und bei der unheimlichen und zugleich furchtbaren Naturgewalt des als wildes Tier aufgefaßten Feuers, das ausbricht, von Haus zu Haus läuft, leckt und züngelt, um sich greift, leicht überspringt, alles frißt, verzehrt und verschlingt. Selbst bei Menschen kann das sächliche Geschlechtswort unter Umständen angewendet werden, nämlich wenn sie nicht in ihrer menschlichen Würde, sondern als niedriger stehende Wesen oder als Marktware bezeichnet werden sollen: die Griechen und Römer nannten den Sklaven andrapodon und mancipium als Verkaufsgegenstand, die Römer die Dirne als verächtliches Geschöpf scortum und die Deutschen früher oft einen weiblichen Dienstboten und seit dem 17. Jahrhundert ein freches oder unsittliches Frauenzimmer das Mensch.[1])

154. Wird hier das natürliche Geschlecht aus bestimmten Gründen verleugnet, so dringt es in andern Fällen mit großer Entschiedenheit durch. Wenn nämlich ein Wort seine Bedeutung derart verändert, daß es fortan eine Person bezeichnet, so tritt in der Regel auch das betreffende Geschlecht ein. Das geschah schon im Latein bei venus, veneris, n. Anmut, als diese zur Göttin (Venus) erhoben wurde, ebenso erhielt cupido, -inis, Begierde, Liebe männliches Geschlecht durch die Auffassung als Liebesgott (Cupido = Amor).[2]) Ganz ähnlich ist der Hergang

1) Dagegen hat Weibsen = der Weibsname (vgl. Mannsen = der Mannsname), das auch vielfach einen üblen Beigeschmack zeigt, sein sächliches Geschlecht von Weib oder Weibsbild angenommen.

2) Damit ist zu vergleichen der Gebrauch weiblicher lateinischer Wörter zu männlichen Beinamen: Stella, Capella oder zu italienischen Familiennamen: Colonna, Rosa und die Verwendung von abgezogenen Begriffen als Personenbezeichnungen in den romanischen Sprachen: it. podestà (= potestas), Bürgermeister, span. el iusticia, der Richter und el cura, der Pfarrer, frz. le garde, der Wachtposten (neben la garde, die Obhut), womit die deutsche Wendung 'du bist ein rechter Hoffahrt, Unart' zu vergleichen ist ('die Hoffahrt' wurde in gleicher Bedeutung schon mhd. [= hôchvart], männlich gebraucht). Vgl. auch J. Grimm, Von der Vertretung männlicher durch weibliche Namensformen. Berlin 1858.

bei Hundsfott (cunnus canis), das ursprünglich weiblich war und erst bei der Übertragung auf einen Menschen männliches Geschlecht erhielt; und wenn man in der Umgangssprache hört 'die Fräulein Müller' oder bei Wieland findet 'die häßlichste meiner Kammermädchen', so ist dies dieselbe Erscheinung: überall trägt die innere Sprachform über die äußere den Sieg davon.

155. Weit stärker tritt der Einfluß der innern Sprachform bei Wörtern hervor, die in einer bestimmten Reihe stehen und durch den Gattungsbegriff oder die übrigen derselben Gruppe angehörigen Ausdrücke in ihrem Geschlechte bestimmt werden. So ist im Französischen aetas männlich (été) geworden, weil die übrigen Jahreszeiten (printemps, automne, hiver) dieses Geschlecht hatten. Ähnlich liegt die Sache vielfach im Deutschen: Weil 'die Zahl' weiblich ist, sagt man auch die Ein(s), Zwei, Drei u. s. f., dem Zwange der übrigen Wochentage (Montag, Dienstag u. a.) hat sich auch Mittwoch gefügt (eigentlich 'die mitte Woche', aber am nächsten Mittwoch, Mittwochs); wahrscheinlich unter Einwirkung des Gattungsbegriffs Land sind die Volksnamen Preußen, Sachsen u. a., als sie die Bedeutung von Ländernamen erhielten, sächlich geworden (das mächtige Preußen).[1]) Besonders bei Fremdwörtern bot sich zu solcher Angliederung reichlich Gelegenheit: so sind die Wörter Vokal, Konsonant, Diphthong dem Geschlechte von Laut gefolgt, Ätna, Ossa dem von Berg, ferner Platin (span. la platina), Messing (mhd. dër messinc), Kobalt (= der Kobold) u. s. f. dem von Metall; endlich die fremden Flußnamen Rhone und Tiber haben das Geschlecht der meisten deutschen Flüsse angenommen. Aber auch der umgekehrte Fall kommt vor, daß die Einzelbegriffe den Geschlechtswechsel des Gattungsbegriffes herbeigeführt haben. Das gilt von dem Worte -heit (in Freiheit u. s. w.), das als selbständiges Gebilde männlich war, in der Zusammensetzung aber (als es zur Ableitungsendung herabsank) sich dem Geschlechte der meisten abgezogenen Begriffe anschloß

1) Auch ahd. asc, m., mhd. asch, m., die Esche, ist gleich den übrigen Baumnamen unter Änderung der Form weiblich geworden.

(daher die Freiheit), vielleicht auch von dem Worte Blume, das früher männlich war, aber wie frz. la fleur gegenüber lat. flos m. schon frühzeitig weibliches Geschlecht annahm.[1])

156. Häufig kommt es auch vor, daß sich zwei bedeutungsverwandte Wörter im Geschlechte beeinflussen. So ist lat. balnea (von balneum) unter Einwirkung von aquae zu balneae geworden, so im Französischen nach une étoile und la prière auch la planète und la patenôtre gestaltet worden, während bei uns der Gedanke an 'das Gebet' die Form 'das Paternoster' veranlaßt hat; douzaine (f.), malheur (m.) und douceur (f.) wurden bei der Übernahme ins Deutsche sächlich, weil dabei 'das Schock', 'das Unglück' und 'das Trinkgeld' sich ins Bewußtsein drängten[2]); dagegen sind le liqueur und la couleur mit unverändertem Geschlechte aufgenommen worden, weil sie an 'der Branntwein' und 'die Farbe' einen Anhalt fanden. Für la poudre (der Puder) ist der Staub, für die lateinischen Wörter numerus (Nummer), palus (Pfuhl), murus (Mauer), paraveredus (Pferd), rhinoceros, carcer, cadaver, flagellum (Flegel), situla (Seidel) sind die deutschen Wörter Zahl, Sumpf, Wand, Roß, Nashorn, Gefängnis, Leichnam, Stock, Glas oder ähnliche maßgebend gewesen[3]); bei Omnibus (= für alle) und Rebus (Darstellung 'durch Dinge') scheinen Wagen und Ding bestimmend gewesen zu sein, bei Fenster (fenestra) das von diesem Fremdwort verdrängte ahd. ougatora (das Augenthor). Aventiure, das im mhd. noch persönlich und weiblich (= adventura)

1) Doch wird hier wohl in noch höherem Grade die unten (§ 157) erwähnte äußere Sprachform eingewirkt haben.

2) Vgl. auch Moers, Die Form- und Begriffsveränderungen der französischen Fremdwörter im Deutschen. Bonner Programm 1884, S. 21 ff.

3) Seltener ist diese Erscheinung bei echt deutschen Wörtern, wie bei Hermelin, das als Verkleinerungsform von ahd. harmo, mhd. harme, Wiesel sächlich ist, aber häufiger unter Einwirkung von Zobel u. a. männlich gebraucht wird, und bei 'die Antwort', neben 'das Wort', wo vielleicht die Ausdrücke Rede, Äußerung, Erwiderung, Aussage bestimmend gewesen sind. Vgl. Sprüche Salom. 24, 26: 'ein richtiges Antwort' und unser 'an Antworts Statt'.

gedacht wurde, ist jetzt nach dem Vorbilde von Wagnis, Erlebnis in seinem Geschlechte geändert worden, ebenso haben wir bei der Übernahme des Wortes Echo aus dem Latein (echo, mhd. widerhal) die reizende Wald- und Bergnymphe der Alten, die dem Rufenden antwortete, verbannt und Echo, vielleicht nach dem Muster von 'Wort', ungeschlechtig gemacht.

157. War hier die innere Sprachform für den Geschlechtswechsel entscheidend, so in andern Fällen die äußere. Je mehr die Grundbedeutung vieler Wörter verblaßte, um so krampfhafter klammerte man sich an die äußern Merkmale des grammatischen Geschlechts, sofern sie noch sichtbar waren. Kein Wunder, daß nun diejenigen mit gleich gewordener Endung vielfach über einen Kamm geschoren, d. h. ohne Rücksicht auf die Bedeutung im Geschlecht gleichmäßig behandelt wurden. Wie die Natur die Einrichtung getroffen hat, daß gewisse Tiere die Farbe ihrer Umgebung z. B. des Grases oder des Sandes, in dem sie sich gewöhnlich aufhalten, annehmen, so hat auch der Menschengeist halb unbewußt dahin gewirkt, daß sich ein Wort nach der Wortgruppe, zu deren Verbande es vermöge der gleichen Endung gehört, im Geschlechte richtet. Die lat. Wörter finis, pulvis, cinis sind im römischen Volksmunde und dann auch in den romanischen Sprachen (la fin, la poudre, la cendre) nach der überwiegenden Zahl der Wörter auf -is weiblich geworden. In gleicher Weise haben die lat. Wörter lactuca, acte, radix, apium beim Übergang ins Deutsche (Lattich, Attich, Rettich, Eppich) das Geschlecht von Fittich, Kranich[1]) u. s. w., aber cellarium, vivarium, solarium, spicarium[2]) (Keller, Weiher, Söller, Speicher), corpus, ancora (Körper, Anker) das von Fischer, Schüler und von Heber, Bohrer,

1) Mit dem Geschlechtswandel ändert sich oft auch die Abwandlungsart: man behandelt die Mitgift wie weibliche Wörter, das Gift aber nach Art der sächlichen (des Giftes u. s. f.).

2) Dieser Geschlechtswandel ist schon im ahd. eingetreten (wîwâri, m. = vivarium, Weiher, chëllâri, m. = cellarium Keller u. a.), sodaß an Beeinflussung durch die nomina agentis auf -âri (lêrâri, Lehrer, scrîbâri, Schreiber) gedacht werden muß.

Leuchter angenommen. Ferner haben die dem Französischen entstammenden Bezeichnungen Gruppe (le groupe), Passage (le passage), Cigarre (le cigare) das weibliche Geschlecht der gleich endigenden deutschen Wörter Gabe, Bitte, Liebe u. a. erhalten.

Außerdem ist für den Übergang männlicher und sächlicher Wörter in weibliche namentlich zweierlei von Wichtigkeit gewesen, einmal, daß viele häufig in der Mehrheit gebraucht wurden, diese aber im nhd. in ihrer Endung (meist -e) und der Form des Geschlechtsworts (die) mit den weiblichen Wörtern große Ähnlichkeit hat[1]), und sodann, daß im Niederdeutschen, wo dieser Geschlechtswechsel besonders häufig vorkommt, das Geschlechtswort in männlicher und weiblicher Form große Übereinstimmung zeigt (as. the = engl. the = plattd. de).[2]) Jenem Umstande ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß wir jetzt sagen die Ähre (mhd. daz ehir), die Binse (mhd. dër binez), die Locke (mhd. dër loc), die Waffe (mhd. daz wâfen), die Gräte (mhd. der grât), diesem, daß die Wörter Backe, Traube, Schlange, Schnecke, Zacke, die oberdeutsch noch gegenwärtig männlich sind[3]), in der Schriftsprache weibliches Geschlecht angenommen haben.

158. Sicherlich aber haben häufig innere und äußere Sprachform zusammengewirkt: im mhd. sagte man dër höu-

---

1) Ebenso wurden die in der Form der Mehrheit entlehnten sächlichen Wörter praemia, tropaea, studia, milia, da a zu e werden mußte, für weibliche Wörter der Einzahl gehalten: die Prämie, Trophäe, Studie, Meile; bei manchen, wie den Obstnamen Pflaume, Pfirsiche, läßt sich der Geschlechtswandel schon im Spätlatein nachweisen. Umgekehrt sind einige Wörter nach Einbuße des Endungs-e männlich geworden; so mhd. diu strâle, jetzt der Strahl, oder sächlich, so mhd. diu mâze (vgl. folgendermaßen), jetzt das Maß.

2) Auch im md. lautete einst die schwach betonte weibliche Form des Geschlechtsworts de (= mhd. diu = nhd. die) meist übereinstimmend mit der ältern männlichen (de = der). Vgl. Weinhold, Mhd. Grammatik § 464.

3) Der Backen, der Trauben, der Schlang, der Schneck, der Zacken. Männlich sind noch bei Luther wie im mhd. Angel, Traube, Gewalt, Lust, Sitte u. a. Vgl. auch Grimm, Gramm. III, 550.

schrecke und der grille, ferner der list, lust, gewalt[1]); wenn jene Wörter im nhd. weiblich geworden sind, so mag dazu nicht nur der Gedanke an die Kleinheit dieser Wesen und an andre Kerbtiere (Mücke, Fliege, Biene, Wespe), sondern auch die weiblich klingende Endung -e beigetragen haben; wenn diese das Geschlecht geändert haben, so war sicherlich die Erwägung im Spiele, daß es abgezogene Begriffe sind und daß sie äußerlich große Ähnlichkeit mit Wörtern wie Macht, Kraft und Kunst aufweisen.

Somit ergiebt sich aus unserer Betrachtung, daß die sprachliche Thätigkeit des Volkes auf dem Gebiete des Geschlechts ebensowenig wie auf andern Gebieten als abgeschlossen bezeichnet werden darf. Noch immer gestaltet es sich die Wörter nach seinem Ermessen um, wenn auch gegenwärtig mehr die Macht äußerer Einwirkung als die lebhafte innere Anschauung das ganze Uhrwerk der Geschlechtsbestimmung regelt.

1) In mitteldeutschen Mundarten schon in mhd. Zeit weiblich, vgl. Weinhold, Mhd. Grammatik § 290.

Es muß den Wörtern ihre Bedeutung
zurückgegeben werden. Pius IX.

12. Wortbedeutung.[1])

159. Die älteſten Wörter für Dinge der Sinnenwelt ſind Eigennamen; denn man hat ſie immer zunächſt für den erſten Gegenſtand der betreffenden Gattung, den man gerade wahrnahm,

---

1) W. Wundt, Logik. Stuttgart 1880. Bd. I. S. 10—85: Bedeutungswandel der Wörter; A. Roſenſtein, Die pſychologiſchen Bedingungen des Bedeutungswechſels der Wörter. Danzig 1881; Tobler, Verſuch eines Syſtems der Etymologie, Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft I, 363 ff.; M. Müller, Das Denken im Lichte der Sprache. Überſetzung. Leipzig 1888; Geiger, Urſprung und Entwickelung der menſchlichen Sprache und Vernunft. Stuttgart 1868—72; Whitney, Die Sprachwiſſenſchaft, bearbeitet von Jolly. München 1874. S. 158 ff.: Über Bedeutungswandel; G. Curtius, Grundzüge der griechiſchen Etymologie S. 91 ff.; G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwiſſenſchaft, ihre Aufgaben u. ſ. f. 1891. S. 225 ff.; Ph. Wegener, Unterſuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens. Halle 1885; H. Paul, Prinzipien der Sprachgeſchichte. 2. Aufl. 1886. S. 66 ff. 208 ff.; G. Gerber, Die Sprache als Kunſt. Bromberg 1871—73. I. S. 332 ff; A. Darmſteter, La vie des mots. Paris 1887; Littré, Comment les mots changent de sens. Paris 1888; Bréal, Les idées latentes du langage. Paris 1868; R. C. Trench, On the study of words. 15. Aufl. Wincheſter 1874; K. Bruchmann, Pſychologiſche Studien zur Sprachgeſchichte. Leipzig 1888; K. Schmidt, Die Gründe des Bedeutungswandels. Progr. des königl. Realgymnaſiums in Berlin 1894; Engelb. Schneider, Semaſiologiſche Beiträge. Mainzer Programm 1892; O. Schrader, Über den Gedanken einer Kulturgeſchichte der indogermaniſchen Völker auf ſprachwiſſenſchaftlicher Grundlage. Jena 1887; A. Bieſe, Philoſophie des Metaphoriſchen in ihren Grundlinien dargeſtellt. Hamburg und Leipzig 1893; Fr. Brinkmann, Die Metaphern. Bonn 1878; R. Thomas, Über die Möglichkeiten des Bedeutungswandels,

geſchaffen. Was ſich zuerſt bedeutungsvoll den Sinnen eines einzelnen Menſchen aufdrängte, hinterließ oft einen ſo nachhaltigen Eindruck in ſeiner Seele, daß er es durch eine eigene Benennung für alle Zeit feſtzuhalten wünſchte. Da es ihm aber unmöglich war, alle Empfindungen, die er beim Anblick der in Frage kommenden Erſcheinung hatte, durch ein Wort wiederzugeben, ſo wählte er als Notbehelf den Ausweg, daß

Blätter f. d. bayr. Gymnaſialſchulweſ. Bd. 30, S. 705 ff.; L. Noiré, Der Urſprung der Begriffe aus dem Gegenſatz (Logos, Urſprung und Weſen der Begriffe). Leipzig 1885; Abel, Gegenſinn der Urworte, Sprachwiſſenſchaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885. S. 311 ff.; Sachſe, Archiv für das Studium der neuern Sprachen L (1872) S. 431 ff.: Über Optimismus und Peſſimismus; R. Bechſtein, Germania VIII, 330 ff.: Ein peſſimiſtiſcher Zug in der Entwickelung der Wortbedeutungen; O. Kares, Poeſie und Moral im Wortſchatz. Eſſen 1882; Derſelbe in Fleckeiſens Jahrb. 1884. S. 257 ff.; Tobler, Äſthetiſches und Ethiſches im Sprachgebrauch, Zeitſchr. f. vergl. Sprachwiſſenſch. VI, 395 ff.; W. Wundt, Das Sittliche in der Sprache, Deutſche Rundſchau XII, 7, 70 ff.; K. Erdmann, Über anſchauliche Sprache und den Gefühlswert der Wörter, Kunſtwart VI, 19. 20. VII, 1; J. Egli, Nomina geographica. 2. Aufl. Leipzig 1892; Kleinpaul, Menſchen- und Völkernamen. Leipzig 1885; Derſelbe, Die Sprache ohne Worte. Leipzig 1888 und Die Rätſel der Sprache. Leipzig 1890; W. Borchardt, Die ſprichwörtlichen Redensarten im deutſchen Volksmunde. 5. Aufl. Leipzig 1895; A. Richter, Deutſche Redensarten ſprachlich und kulturgeſchichtlich erläutert. 2. Aufl. Leipzig 1892; H. Schrader, Der Bilderſchmuck der deutſchen Sprache. 2. Aufl. Berlin 1894; Fr. Harder, Werden und Wandern unſerer Wörter, Etymologiſche Plaudereien, Leipzig 1880; Ed. Wilke, Deutſche Wortkunde. Leipzig 1893; E. Müller, Sinn und Sinnverwandtſchaft deutſcher Wörter. Leipzig 1886; M. Geiſtbeck, Hiſtoriſche Wandlungen in unſerer Mutterſprache. München 1881; K. Müller, Über den Bedeutungswandel der Wörter, Lyons Zeitſchr. III, 307 ff.; Thimm, Zwei Kapitel zur Geſchichte der Wortbedeutungen in der deutſchen Sprache, Bartenſteiner Programm 1874; Cauer, Zur Geſchichte der Wortbedeutungen in der deutſchen Sprache. Hamm 1870; M. Holtzmann, Das Verhältnis des Mittelhochd. zum Neuhochd., Zeitſchr. f. Völkerpſychol. V, 330 ff.; Andreſen, Wortſpaltungen auf dem Gebiete der nhd. Schriftſprache, Zeitſchrift für deutſche Philologie 1890. S. 265 ff.; E. Menſch, Die Scheideformen im Neuhochdeutſchen, Züricher Diſſertation. Darmſtadt 1888; O. Behaghel, Deutſche Zwillingswörter, Germania 23, 257 ff.

er nur das hervorstechendste Merkmal zur Bildung des neuen Begriffes heranzog. Denn er setzte voraus, daß bei Erwähnung dieses einen wesentlichen Abzeichens leicht die übrigen damit in Verbindung stehenden bei dem Hörer in den Vordergrund des Bewußtseins treten würden. So nannte er den Fluß vom Fließen, den Wind vom Wehen, den Donner vom Tönen, den Bogen vom Biegen. Die Vorstellung der Bewegung des Meeres erschien seiner Einbildungskraft so wichtig, daß er die neu geschaute Naturerscheinung als 'Woge' (ahd. wâg, Meer) bezeichnete. Andre Vorstellungen wurden dabei als unwesentlich übergangen, so die Breite, Tiefe, Farbe des Wassers u. a. Aber mit der Zeit konnte sich die ursprüngliche Auffassung ändern. Einem spätern Geschlechte konnten sich bei oftmals wiederholter Anschauung des Dinges andre Merkmale stärker in die Seele einprägen, die vielleicht sogar oft als wesentlicher anzusehen waren. In diesem Falle mußte sich der geistige Gehalt des Wortes ändern und ein Bedeutungswandel eintreten. Während aber die Namenschöpfung der Urzeit eine bewußte That eines einzelnen Wesens gewesen war, haben wir es hier mit einem sich meist unbewußt und ganz allmählich vollziehenden Vorgange zu thun, der erst dann, wenn sein Ergebnis vorliegt, zum vollen Verständnis kommt. Wie lange es oft währt, bis ein solcher Bedeutungswandel endgiltig durchdringt, mag ein Beispiel erläutern. Eine alte deutsche Bezeichnung des ummauerten Ortes im Gegensatz zum schutzlosen Dorfe war Burg. In den beiden großen Evangelienbüchern des 9. Jahrhunderts ist Burg ausschließlich in diesem Sinne üblich. Der Schöpfer des Heliand nennt Rom, Jerusalem, Jericho, Bethlehem so, und Otfried von Weißenburg läßt nicht nur die Weisen aus dem Morgenlande sagen: 'Wir sahen seinen Stern, aber seine Burg kennen wir nicht', sondern bezeichnet auch Capernaum und Nazareth in gleicher Weise. Wohl war beiden Dichtern das Wort Stadt (stat) nicht unbekannt, aber man verstand darunter damals bloß die Stätte, den Platz. Seit dem 11. Jahrhundert rückte dies jedoch allmählich in den Bedeutungskreis von Burg ein, das seinerseits ungefähr seit derselben Zeit gern in der

Beſchränkung auf die Ritterburg gebraucht wurde. So finden wir bereits im Annoliede um 1105 neben einander Kolne diu stat (Köln die Stadt) und Kolne der bürge eine (Köln, eine der Städte), während andre Städte wie Magdeburg, Speier, Worms noch ausſchließlich als Burgen bezeichnet werden. In der Kaiſerchronik und im Alexanderliede halten ſich beide Ausdrücke faſt die Wage, im Nibelungenliede hat Stadt den Gegner ſchon ſtark zurückgedrängt, aber erſt in der Folgezeit iſt es ihm möglich geweſen, ihn vollſtändig aus dem Felde zu ſchlagen. Nur der urſprüngliche Sinn der Wörter Bürger = Stadtbewohner, Bürgemeiſter = Meiſter der Stadt, Magdeburg, Augsburg u. a. erinnert noch an die frühere Bedeutung von Burg.

160. Bei der Lückenhaftigkeit der Überlieferung ſind wir leider nur ſelten in der Lage, den Vorgang des *Bedeutungswandels* genauer verfolgen zu können. Während der Naturforſcher und der Sternkundige meiſt die Geſetze zu ermitteln vermögen, nach denen die Veränderungen in der Natur und am Himmelsgewölbe erfolgen, iſt dem Sprachforſcher dieſes ſchöne Los nicht zu teil geworden. Wohl kann er die Geſchichte eines Wortes nicht ſelten von ſeinem erſten Auftreten an verfolgen und die verſchiedenen Bedeutungsübergänge feſtſtellen, aber wenn er nach den Gründen dieſer innern Vorgänge gefragt wird, muß er häufig die Antwort ſchuldig bleiben. Entſchieden förderlich iſt der Verſchiebung des Wortſinns der Umſtand, daß zwiſchen Wortbegriff und Wortform in der Regel kein notwendiger Zuſammenhang beſteht; ſo verwiſcht ſich die urſprünglich im Worte liegende Bedeutung durch jahrhundertelangen Gebrauch oft bis zur Unkenntlichkeit, und nun laſſen ſich mit dem Gegenſtande viel leichter neue Anſchauungen und Vorſtellungen verknüpfen. Mittellateiniſch aestivale bezeichnet die ſommerliche (aestas, Sommer) Fußbekleidung, die Sandale der Römer. Als die Deutſchen nun das Wort übernahmen, trat der Gedanke an das Sommerliche als nebenſächlich zurück, und ſo bezeichnete man mit 'Stiefel' auch ein feſteres, für den Winter eingerichtetes und die ganze Wade bedeckendes Schutz-

mittel. Natürlich konnte ebenso wie bei diesem Fremdworte auch bei heimischen Ausdrücken der anfangs hineingelegte Sinn so stark verbleichen, daß spätere Geschlechter die Grundbedeutung nicht mehr erkannten und die Wörter in freierer Weise verwendeten. Herzog war ursprünglich ein Heerführer (dux) von her, Heer und ziehen = ducere (vgl. ἄρχειν, im Kriege vorangehen: anfangen und herrschen). Das Wort ist bis auf unbedeutende lautliche Veränderungen dasselbe geblieben, aber die Wortseele hat sich vollkommen umgestaltet. Die einfachen Verhältnisse der altgermanischen Zeit sind geschwunden; zum Herzog ist jetzt nicht mehr die Befähigung zur Heerführung erforderlich. Obwohl wir ferner jetzt sicher wissen, daß die Sonne still steht und die Erde sich dreht, reden wir noch immer vom Sonnenauf- und Sonnenuntergang: in gleicher Weise hat man jetzt noch den Ausdruck Gulden (= Goldstück) beibehalten, auch wenn es sich um Silber- oder Papiergeld handelt, ja man spricht geradezu, ohne sich des Widerspruchs bewußt zu werden, von Silbergulden und von Papiergulden (= Goldstück von Papier). Und wenn wir erwägen, was man einst unter Flinte (vgl. flint, Stein, also Feuersteingewehr) oder Fensterscheibe (vgl. die Schießscheibe, also ursprünglich rund wie die Butzenscheiben) verstand und was man jetzt darunter versteht, oder welche Vorstellungen man früher mit den Begriffen Papier (= Papyrus), Buch (vgl. Buchstabe = Buchenstäbchen), Gabel (ahd. nur landwirtschaftliches Gerät, seit Ende des 15. Jahrhunderts unter französischem Einflusse auch Eßgerät), Acker (eigentlich Trift) u. a. verband und welche gegenwärtig, so wird man bestätigt finden, daß sich die Bedeutung leicht durch kulturgeschichtliche Einflüsse nach und nach verschieben kann.

161. In andern Fällen ist der Wandel des Wortsinnes ein rein seelischer Vorgang. Das Zeitwort sehen deckt sich lautlich vollständig mit lat. sequi. Der Begriffsübergang von verfolgen zu sehen ist leicht erklärt, wenn man als vermittelndes Glied ansetzt 'mit den Augen verfolgen'; aber wann, durch wen und warum sich die Bedeutung des Wortes geändert hat,

bleibt uns dunkel.[1]) Gebären entspricht in der Form genau dem lat. ferre. Wir verstehen nun zwar, wie man dazu gekommen ist, dem alten bërn, tragen (vgl. Bürde) diesen Sinn zu geben, zumal wenn wir den bei Tieren üblichen Ausdruck 'trächtig' von tragen daneben stellen, aber die Veranlassung dazu vermögen wir nicht zu ergründen. Nur das wissen wir sicher, daß bei beiden Wörtern ('sehen' und 'bërn') durch Einschaltung bestimmender Züge in den Vorstellungskreis des Sprechenden der Begriffsumfang kleiner, der Inhalt aber um so reicher geworden ist. Gleichwie wir uns aus einer nur in den gröbsten Zügen entworfenen Zeichnung bekannter Gebäude deren Bild mit Hilfe der leicht ergänzenden Einbildungskraft bis ins einzelne getreu vor die Seele führen können, so geht es uns auch mit den Wörtern. Wir nennen oder schreiben einen ursprünglich weitern Begriff, denken uns aber sofort eine Reihe von Einzelzügen hinzu, die uns so lebhaft beschäftigen, daß wir sie schließlich für das Wesentlichste halten. Auf diese Weise haben sehr viele Wörter im Laufe der Zeit eine neue, verengerte Bedeutung erhalten: Unter Fahrt verstehen wir jetzt die Fortbewegung auf einem Wagen, in einem Schiffe oder einem andern Fahrzeuge, einstmals bezeichnete das Wort auch das Fortkommen zu Fuße (Pilgerfahrt, Heerfahrt, Vorfahren, Furt) und den Flug durch die Luft, sei es mit dem Körper

1) Öfter können wir den verengenden Begriff noch nachweisen: Das got. fana bezeichnet noch ein Stück Tuch schlechtweg; infolge der altdeutschen Sitte, ein Stück buntes Zeug an den Speerschaft zu binden und damit das Zeichen zum Beginn des Kampfes zu geben, erhielt das Wort zunächst in der Zusammensetzung gundfano, engl. gûdfana, Kampftuch, dann auch in der einfachen Form fano die jetzige Bedeutung Fahne; Strumpf ist von Haus aus gleichbedeutend mit Stumpf, im ältern nhd. erhält es durch die Zusammensetzung Hosenstrumpf d. h. Ende der Hose einen dem jetzigen Gebrauche nahestehenden Sinn. Ähnlich verhält es sich wohl mit Thräne (bei Luther noch Augenthräne), wenn anders das Wort mit Thran (= Tropfen?) zusammenhängt, und mit 'aufschneiden' (= prahlend erzählen), wofür Grimmelshausen im Simplicissimus (1, 177) noch 'mit dem großen Messer aufschneiden' (nämlich ursprünglich Fleisch, Brot u. a.) sagt.

(Himmelfahrt Chriſti, mhd. varn auch fliegen von Vögeln, Kerbtieren u. a.) oder mit den Gedanken (Hoffahrt = Hochfahrt; hochfahrendes Weſen); Bein hatte früher eine viel allgemeinere Bedeutung, die aus Beinhaus, Fiſchbein, Elfenbein, Falzbein noch durchblickt, iſt aber jetzt faſt auf den menſchlichen Schenkel beſchränkt worden. Wirt und Gaſt weiſen noch eine weſentlich weitere Bedeutung auf in den Wörtern Hauswirt, Landwirt, Volkswirtſchaft, Badegaſt, Mahlgaſt, Fahrgaſt, Gaſtrolle; denn Wirt war überhaupt ein Mann im eigenen Beſitztum und Gaſt jeder Fremde. Gift iſt von Haus aus etwas, was gegeben wird (ſo noch mehrfach bei Goethe, vgl. auch Mitgift = Mitgegebenes), wie potio etwas, was getrunken wird. Als man aber todbringende Säfte als 'Gaben' an unliebſame Perſonen verabreichte, erhielt jenes im Deutſchen, dieſes im Franzöſiſchen (poison, Gift) die jetzige Bedeutung. Brief iſt zunächſt jede Urkunde, daher noch verbriefen und Frachtbrief; Kammer früher Gemach mit gewölbter Decke, daher mhd. dës rîches kamer = kaiſerlicher Palaſt und nhd. in Zuſammenſetzungen Kammerherr, Kammerdiener, Handelskammer, Gewerbekammer u. a.; vernehmen wird mhd. von allen (äußern und innern) Sinnen gebraucht = ganz faſſen, jetzt iſt es auf den äußern Gehörſinn beſchränkt; doch ſchimmert die weitere Grundbedeutung noch in 'Vernunft' durch; bellen wurde auch von andern Tieren als dem Hunde (vgl. Bulle), ja im Engliſchen ſogar von der Glocke (bell) gebraucht; Equipage (frz. équipage = e-skip-age von skip, Schiff) iſt Ausrüſtung des Schiffs, dann Ausrüſtung überhaupt (vgl. auch Schiff und Geſchirr); verwandt kommt von verwenden im Sinne von verheiraten; drucken iſt eine beſondere Art des Drückens; einäſchern, das jetzt nur von Gebäuden und Ortſchaften üblich iſt, bedeutet von Haus aus allgemein etwas zu Aſche verbrennen, Brunſt, wie noch aus Feuersbrunſt erſichtlich iſt, überhaupt Brand, Stall den Ort, an den etwas geſtellt wird (vgl. burcstal, Platz, auf den eine Burg gebaut iſt), Dach jede Bedeckung[1]); ſchmal = klein, gering,

1) Hartmann v. Aue, Erek 8236: ëz wâren ir rocke und ir dach (Überwurf) von swarzem samîte; vgl. tectum und toga von tegere.

daher noch Schmalvieh = Kleinvieh und schmälen = verringern (vgl. schmaler Bissen); sagen wir 'am Lande', so brauchen wir dieses Wort im weitesten Sinne im Gegensatz zum Wasser, sagen wir 'im Lande' (Gegensatz zu andern Ländern) oder 'auf dem Lande' (Gegensatz zur Stadt), so verengern wir den Begriff.

Auch bei geistigen Begriffen können wir den gleichen Vorgang beobachten. Witz von wissen war früher, z. B. noch im Götz von Berlichingen, gleichbedeutend mit Weisheit, Klugheit, daher gewitzigt = klug geworden; böse hatte früher den umfassendern Gebrauch von übel, schlecht und wurde öfter als jetzt außerhalb des geistigen Gebietes gebraucht, z. B. ein böses Kleid, wie denn das Volk noch jetzt sagt ein böses Bein, ein böser Finger (vgl. böses Blut machen). Kunst war zunächst jedes Können und Wissen, auch das einzelne, dann nur alles höhere Wissen und endlich meist die Kenntnis im Bereiche des Schönen im Gegensatze zur Wissenschaft.

Besonders häufig sind auf diesem Wege Fachausdrücke gebildet worden. Schon in alter Zeit wurden von den Mönchen viele heidnische, dem Latein teils entlehnte, teils nachgebildete Wörter zum Ausdruck christlicher Anschauungen zurecht gemacht. Man denke an Pein gegenüber poena, Strafe; Plage gegenüber plaga, Schlag, Stoß; Teufel gegenüber diabolus, Verleumder; oder man vergleiche taufen mit tief, Hölle (mhd. helle) mit verhehlen und verhüllen, Buße mit bessern, Jünger mit jung, auferstehen mit aufstehen, und man wird das Gesagte bestätigt finden. Derselben Erscheinung begegnen wir auf andern Lebensgebieten. Das beweisen Ausdrücke wie Lehrer, Arbeiter, Dreher, Geselle, mit denen man im gewöhnlichen Sinne des Worts nicht jeden meint, der lehrt, arbeitet, dreht oder mit in demselben Saale wohnt; thêr (Tier) bezeichnet im Griechischen seit Homer öfter den Löwen, engl. deer (Tier) den Hirsch und das deutsche Wort Tier in der Weidmannssprache die Hirschkuh; endlich tourner beschränkte Jahn, als er das Wort turnen bildete, auf eine bestimmte Art sich zu wenden.[1])

1) Von demselben Worte stammt auch mhd. turnieren.

162. Das entgegengesetzte Verfahren ist die Erweiterung des Begriffsumfangs, verbunden mit Beschränkung auf einen Teil des ursprünglichen Inhalts. Scheidet man nämlich von den einem Begriffe anhaftenden Vorstellungen eine oder mehrere aus, so erweitert er sich und wird allgemeiner. Wie wir am Waldessaume jeden einzelnen Baum in seiner Eigenart erkennen und von andern unterscheiden können, wenn wir uns aber weiter davon entfernen, nur noch die Umrisse wahrnehmen, dagegen die Besonderheiten in der Gestalt der Blätter, in der Verzweigung der Äste und der Form des Stammes nicht mehr erblicken, so treten auch bei den Wörtern häufig bestimmte Einzelvorstellungen, die früher im Vordergrunde des Bewußtseins standen, daraus zurück und sind für die weitere Bedeutungsentwickelung nicht mehr maßgebend. Auf diese Weise hat sich der denkende Gelehrte seine Gattungsbegriffe geschaffen, die um so mehr Arten umfassen, je ärmer sie an Einzelvorstellungen sind. Denn den Löwen, Tiger und andre verwandte Tiere konnte man erst dann unter dem Begriffe Katze zusammenfassen, als man gelernt hatte, von den Unterschieden in der Größe, Farbe u. s. w. abzusehen und die allen gemeinsamen Züge herauszufinden. In ähnlicher Weise hat auch das Volk die Wörter behandelt. Die Bezeichnung Tischler, Gürtler u. s. f. wendet es nicht allein von Leuten an, die Tische und Gürtel herstellen, sondern in viel weiterm Umfange; höflich und tölpelhaft heißt jetzt nicht mehr bloß das, was nach Art des Hofes oder des Dorfes ist; Notpfennig oder Zehrpfennig kann auch größere Geldstücke bezeichnen; federlesen heißt von Haus aus jemand die Federn von den Kleidern ablesen, dann allgemein schmeicheln, liebedienern; holzen ist schlagen, auch wenn kein hölzerner Gegenstand dazu benutzt wird, und zupfen ist ziehen auch anderswo als am Zopfe; schwäbeln können nicht bloß die Schwaben und verballhornen auch andre Leute als Johann Ballhorn. Und wer denkt bei stopfen noch an das Werg (stuppa) oder bei kaufen noch an den Weinschenken (caupo), von denen sich diese Wörter herleiten? Wie ferner der Name Asiens vom Gebiete der pergamenischen Könige in Vorderasien

oder der Afrikas von der römischen Provinz in der Umgegend Karthagos im Laufe der Zeit auf den ganzen Erdteil ausgedehnt worden ist, so hat sich in alter Zeit die Bezeichnung Germanen von Belgien aus, in neuerer Zeit die Bezeichnung Preußen mit der Erweiterung des Machtgebiets der brandenburgisch-preußischen Herrscher von der Königsberger Gegend aus über große Ländergebiete ausgebreitet. Endlich Adel meint nach der Grundvorstellung Leute, die ein ôd, Lehnsgut besaßen, jetzt ist der Ausdruck nicht mehr an diese Voraussetzung gebunden.

163. Nicht selten kommen **Bedeutungserweiterung und -verengerung** bei einem und demselben Worte zur Anwendung, natürlich in verschiedenen Zeiträumen, mitunter aber verengerte oder erweiterte sich auch die Bedeutung bei demselben Worte zweimal. Denn die Wörter gehen ihre eigenen Wege, daher oft in Krümmungen und nicht die schnurgerade Straße. Marter stammt aus dem lat. martyrium = μαρτύριον, Zeugnis. In christlicher Zeit wird es in der engern Bedeutung Blutzeugnis übernommen (vgl. Märtyrer), und diese wieder verallgemeinert sich zu Folter, Qual überhaupt. Abendmahl[1]) wird zunächst eingeschränkt auf die Nachahmung des Mahles Christi mit seinen Jüngern, dann aber erweitert, insofern als es auch am Tage stattfinden kann. Unter Schweizer versteht man ursprünglich einen Bewohner der Schweiz, dann insbesondere einen aus diesem Lande Gebürtigen, der die Milchwirtschaft und Käsebereitung kennt, endlich mit Erweiterung des Begriffes jeden auch anderswoher Stammenden, der das Molkereiwesen berufsmäßig ausüben kann. Sklave hat von der Grundbedeutung Slave ausgehend zuerst im 8. oder 9. Jahrhundert in Italien die Bedeutung eines kriegsgefangenen Slaven, dann die eines Kriegsgefangenen und 'Sklaven' erhalten. Ähnlich versteht man unter Mohr (ahd. môr) = lat. Maurus zunächst einen Bewohner von Mauretanien, dann diesen, sofern er schwarz aussieht, schließlich jeden Schwarzen, auch wenn er anderswoher stammt. Kaufmann bezeichnet im 12. Jahrhundert den

1) Im weltlichen Sinne gebraucht es Luther noch Marc. 6, 21.

Käufer, Verkäufer und Bürger, im 17. Jahrhundert nur noch den Käufer und Verkäufer, gegenwärtig meist nur noch den Verkäufer.

164. Handelte es sich in den bisher besprochenen Fällen um eine Änderung im Bedeutungsumfang und -inhalt der Wörter, so ist bei andern der Gefühlswert verschoben worden. Im menschlichen Leben spielt die Rangstufe und die Geltung des einzelnen in der Gesellschaft eine große Rolle, im Leben der Wörter nicht minder. Sie steigen und fallen im Ansehen, kommen zu Ehren und werden wieder aus der feinen Gesellschaft ausgestoßen; nur mit dem Unterschiede, daß die Menschen meist dem eignen Verhalten ihre größere oder geringere Wertschätzung zu verdanken haben, die Wörter aber ohne ihr Zuthun und Verschulden im Range erhöht oder erniedrigt werden. Mit Recht sagt Jean Paul im Siebenkäs (Kap. 10): 'Wie nehmen manche Wörter, an sich anfänglich unschuldig, ja süß, erst auf dem Lager der Zeit giftige Kräfte an wie Zucker, der 30 Jahre in Magazinen gelegen!' Wir gewahren die Erscheinung zunächst bei Spalteformen, die an demselben Stamme erwachsen sind. Von den Kindern derselben Mütter ist oft das eine gut, das andre übel beleumundet. So ergeht es auch den Sproßformen der Wörter. Neben schlicht steht schlecht, neben Jungfrau Jungfer, neben Maid, Ritter und Meister: Magd, Reiter und Magister. Häufig sind die Endungen der Grund der verschiedenen Bedeutung und Rangstufe, z. B. in kindlich und kindisch, weiblich und weibisch, herrlich und herrisch, sinnig und sinnlich. Aber auch wo von solchen Doppelformen keine Rede ist, läßt sich an manchen Wörtern beobachten, wie ihr Gefühlswert schwankt. Besonders werden Fremdwörter nicht selten entwertet, was sich leicht erklärt, wenn das Volk noch seine Sprache und den eignen Wortschatz hochhält. Man vergleiche Plaisir mit Vergnügen, Courage mit Mut, Pardon mit Verzeihung oder Gnade, Tort mit Trotz, noble Passionen mit edle Leidenschaften; ferner dunkel, sündigen, Erlaubnis, Haltung, Dichter, Roß mit obskur, peccieren, Permiß, Positur, Poet, Pferd, und man wird dies ohne weiteres zugeben. Auch Bagage, Rotte,

Pöbel, Boutique, Mamsell, Kumpan haben üblen Nebensinn im Deutschen erhalten, weil die damit bezeichnete Sache in Verruf kam, Bagage z. B. während des dreißigjährigen Krieges, wo gerade der Troß im Rauben und Plündern am weitesten ging und sich wie rechtes Lumpen'pack'[1]) benahm.

Aber auch bei echt deutschen Wörtern ist oft nach und nach eine ungünstige Bedeutung eingetreten: so bei albern (ahd. alawâri, ganz wahr) und einfältig (treuherzig), bei Buhle und Dirne, die beide noch von Luther in gutem Sinne (= Braut und ledige Frauensperson) gebraucht werden, endlich bei Wollust und Unzucht; bei den zwei erstgenannten vermutlich darum, weil in einer Zeit, die weit mehr Wert auf den Verstand als auf Herzensbildung legt und in der durch trübe Lebenserfahrungen das Urteil kälter und strenger, der Spott aber kecker wird, Gutmütigkeit und Aufrichtigkeit stark im Werte sinken, bei den vier letztgenannten wohl deshalb, weil eine sittlich nicht hochstehende Zeit in dem Bestreben, die auf den geschlechtlichen Verkehr bezüglichen Ausdrücke zu verhüllen, die bisherigen Bezeichnungen allmählich beiseite schob oder herabwürdigte, um dafür harmlosere (weil in dieser Bedeutung neue) zu bevorzugen.[2])

165. Der umgekehrte Fall, daß Wörter einen höhern Rang gewinnen, kommt viel seltener vor. Bisweilen tragen die Dichter dazu bei, die alte Ausdrücke wieder hervorsuchen und durch den Gebrauch in ihrer schwungvollen Rede adeln, z. B. bei kosen und Maid; bisweilen auch kulturgeschichtliche Vorgänge, so bei Baron = frz. baron = mlat. und ahd. baro, Mann (vgl. engl. earl) und Dom = lat. domus, Haus. Manchmal

1) Bagage und Pack bezeichnen eigentlich das Gepäck.

2) Ebenso haben geil, Magd (bei Luther noch = mutwillig und Jungfrau), Bube, Knecht, Kerl, Wicht, Frevel, feig, frech und viele andre einen üblen Beigeschmack angenommen. Die üble Bedeutung von Gesindel (eigentlich Verkleinerungsform von Gesinde und in dieser Bedeutung noch bei Luther bezeugt) erklärt sich leicht aus der im 16. und 17. Jahrhundert gebrauchten Zusammensetzung Hudelmannsgesind(lein) und Lumpengesind(lein).

erscheint das einfache Wort vornehmer (Aar neben Adler), manchmal wieder die Zusammensetzung (Marstall, aber Mähre). Auffälligerweise haben die Wörter Minister und Magister in neuer Zeit ihren im Latein bestehenden Gefühlswert ins Gegenteil verkehrt; denn einst war jenes das geringere, dieses das höhere (vgl. magister populi, equitum): ein Diener des Herrschers ist in den Augen des Volkes eben mehr als ein selbständig den Schulkindern gebietender Lehrer.

166. Hatten wir es bisher mit Beispielen zu thun, bei denen die im Worte enthaltene Vorstellung in sich selbst geändert wird, so gilt es jetzt, desjenigen Bedeutungswandels zu gedenken, bei dem neue Begriffe an bereits bestehende angeschlossen werden, des anreihenden (apperzeptiven). So können Eigenschaftswörter (oder Genitive der Beifügung), zu denen in Gedanken ein Hauptwort ergänzt wird, selbständig auftreten und die Geltung von Hauptwörtern erhalten. Denn es ist naturgemäß, daß man von verschiedenen Vorstellungen, die durch langjährige Gewohnheit in fester Verbindung mit einander stehen, nur die eine auszusprechen braucht, um gleich die andre ins Gedächtnis zu rufen. Daraus ergiebt sich die Möglichkeit, die eine sprachlich zu unterdrücken. Die angeschlagene Saite wird, wie sie im Geiste des Sprechenden die verwandte klingen macht, diese auch beim Hörenden sofort in Schwingung versetzen. Sagt z. B. jemand: 'ich habe einen Neufundländer', so wird der Angeredete sofort das fehlende Wort Hund in Gedanken ergänzen. Während also in den vorher besprochenen Fällen die Geschichte der Vorstellung den Wandel der Wortbedeutung erklärt, ist es hier die Geschichte des Worts, die uns darüber Aufschluß giebt, warum man gerade mit diesem eine bestimmte Vorstellung verbindet. Besonders reich ist die beschriebene Art des anreihenden Bedeutungswandels im Lateinischen und Griechischen entwickelt, wo unter anderm Metalle (cuprum, Kupfer = das cyprische, nämlich Metall), Früchte (persicum, Pfirsiche = persischer, nämlich Apfel) u. a. auf diese Weise benannt worden sind. Manchen derartigen Ausdruck haben wir durch Vermittelung fremder Sprachen empfangen; ich er-

innere an Maroquin (Leder von Marokko), Sherry (Wein von Xeres), Sardelle, Sardine (Fisch von Sardinien), Korinthe (getrocknete Traube von Korinth), Musselin (Stoff von Mosul), Gaze (Stoff von Gaza) u. a. Aus unserer Sprache gehören hierher Münznamen wie Thaler[1]) (= Joachimsthaler Münze), Gulden (= goldene Münze), Tänze wie Schottisch, Rheinländer, Spiele wie Wendisch, Lübecker, Wagenbezeichnungen wie Landauer (vgl. Berline); auch Kalauer (Witz) und Ziegenhainer (Stock) sind hier zu nennen. Im gewöhnlichen Leben aber geht man viel weiter und spricht von einem Bairisch, Erlanger (= einem Glase bairischen, Erlanger Bieres), von Deidesheimer, Rüdesheimer (Wein) u. s. f.

167. Gleichfalls eine Art des auf Anreihen der Vorstellungen beruhenden Bedeutungswandels ist die Übertragung, bei der neu geschaffene Begriffe nach der Ähnlichkeit benannt werden, die zwischen ihnen und bereits bestehenden obwaltet. Wie die Griechen die Datteln balanoi d. h. Eicheln und den Strauß megalê strûthos d. h. großer Sperling nannten, so reden wir von Galläpfeln, Stechäpfeln und Erdäpfeln, lassen uns also durch die äußere Form dazu bestimmen, den althergebrachten Ausdruck Apfel auch zur Bezeichnung von neu in den Gesichtskreis tretenden Gegenständen zu verwenden. Seehund, Seelöwe, Fledermaus, Kaffeebohne verdanken dem gleichen Verfahren ihre Namen. Ebenso ist die Öse und das Öhr nach der Ähnlichkeit mit dem Ohr, die Waffel nach der mit der (Honig-)Wabe[2]) bezeichnet worden. Türkenbund ist ursprünglich der deutsche Name des Turbans und Schacht die nd. Form von Schaft; Strahl heißt von Haus aus Pfeil (vgl. Strelitzen = Pfeilschützen), und Tüttel(chen) Brustwarze (ahd. tutta). Endlich die Lehnwörter Kuppel und Tisch bezeichnen eigentlich ein Fäßchen (lat. cupula, it. cupola) und eine Wurfscheibe (griech. diskos, lat. discus).

1) Diese scheinbaren Eigenschaftswörter auf -er sind eigentlich Genitive der Mehrheit z. B. Heller = Pfennig der Haller d. h. der Bewohner von Hall.

2) Vgl. frz. gaufre und engl. wafre, die beide Bedeutungen (Waffel und Wabe) in sich vereinigen.

Außer der Ähnlichkeit der Gestalt ist dabei auch die Übereinstimmung in der örtlichen Lage oder die Gleichheit der Gebrauchsweise von Belang gewesen, jenes z. B., wenn man von dem Fuße eines Berges, dem Halse einer Flasche, dem Giebel eines Hauses (ahd. gibil verwandt mit gëbal, Kopf = griech. kephalê) und dem Arme eines Flusses oder Meeres, dieses, wenn man von einer Stahlfeder, einem Handschuh und dem Tünchen der Wände (ahd. tunihhôn [mit kalke] = tunicare, mit einer Tunica überziehen) spricht oder das Terzerol (it. terzuolo, Habicht) und die Muskete (it. moschetto, Sperber) nach den beiden Vögeln benennt, die wegen ihrer Stoßkraft bekannt sind und so schnell auf ihre Beute fliegen wie die Kugel auf ihr Ziel.[1]) Bei andern Wörtern wieder ist die Gleichheit der Würde, Stellung und Geltung bestimmend gewesen: daher die Namen Ameisenkönig und Rattenkönig. Ferner finden wir auch Übergänge aus einer Sinneswahrnehmung in die andre, z. B. wenn grell von Tönen und Lichterscheinungen, süß von Geruch und Geschmack, weich von Gefühl (Brot), Geschmack (Wasser) und Gehör (Stimme) gesagt wird; oder aus räumlichen Bestimmungen in zeitliche, z. B. auf der Stelle, längst (= längs), nächstens (= ganz nahe).

Sehr häufig sind auch Übertragungen aus dem Bereiche der Sinnenwelt in das geistige Gebiet. 'Hinter allen abgezogenen Bedeutungen des Worts liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem Grunde' (J. Grimm). Auf diesem Wege ist die ganze Schar der Begriffe für Gemüts- und Verstandesthätigkeit geschaffen worden. Häufig wurde wohl dabei ursprünglich, um Mißverständnisse zu verhüten, ein Ausdruck wie 'im Gemüt, an den Sinnen' hinzugefügt; z. B. ist dies bei klug nachweisbar, das zunächst die Bedeutung fein, zierlich hatte, dann auf das geistige Gebiet angewendet mit den stützenden, verdeutlichenden Worten an dën sinnen (kluoc) gebraucht

1) Damit ist der Übergang von der mittelalterlichen Jagd mit Reiher und Falke zur neuern mit Pulver und Blei gut gekennzeichnet.

wurde[1]); auch zeigt die älteste griechische Sprache, wie sie uns in den homerischen Gedichten entgegentritt, durchweg die gleiche Neigung eni phresin, kata thymon u. a. hinzuzufügen.[2]) So erklärt sich der Bedeutungsübergang von merken = mit Marken abgrenzen, begreifen = betasten[3]), verstehen = prüfend davorstehen (vgl. griech. epistasthai und histasthai), einsehen = hineinsehen, inwendig sehen; auf welche Weise man Kenntnisse erwirbt, lehren die Ausdrücke erfahren (von fahren), bewandert sein (von wandern, vgl. routiniert mit routine und route), verschlagen (vgl. fûté von fustis, Knüttel), verschmitzt = mit der Schmitze gehauen (vgl. callidus, schlau von calleo, ich habe Schwielen). Die Grundbedeutung von Gnade (Neigung) schimmert noch hervor aus der Wendung diu sunne gienc ze gnâden, die Sonne ging unter, die von Huld und hold aus Halde; beide bezeichnen also von Haus aus die Neigung (= Handlung des Neigens) und Herablassung. Daß fromm einstmals soviel wie nützlich war, sagt uns das Zeitwort frommen; heilig kommt von heil (gesund), emsig von Ameise (Emse), streng von Strang (vgl. angestrengt thätig = angesträngt), einträchtig von zweien, die an einer Stange Wasser tragen (vgl. mittelniederl. over een dragen = übereinstimmen), abgefeimt von Feim (Schaum, vgl. Abschaum der Menschheit und raffiniert); störrig hängt mit Storren (Baumklotz, vgl. klobig von Kloben) zusammen, gescheit (mhd. geschîde) mit scheiden (mhd. schîden), Stolz mit einherstelzen, keck (eig. lebendig) mit Queckſilber und Quecke. Überzeugen heißt eigentlich jemand durch 'Zeugen' dahin bringen, daß er etwas glaubt.[4]) Ziemen geht auf denselben Stamm zurück

1) Vgl. Boner, Edelstein (1461) 74, 11; Brant, Narrenschiff (1494) 103, 13; spaehe an sinnen, Gottfried von Straßburg, Tristan 9904; wîse an sinnen, Boner 99, 70.

2) Vgl. Fulda, Unters. über d. homerisch. Gedichte. Duisburg 1865.

3) In Luthers Bibel (1. Mos. 27, 21) sagt Isaak noch zu Jakob: 'Tritt herzu, mein Sohn, daß ich dich begreife.' Vgl. auch Apostelgeschichte 14, 10: 'Stehe aufrichtig auf deine Füße.'

4) So schon vor Adelung Anfang des 18. Jahrhunderts, nicht erst zur Zeit des Turnvaters Jahn, wie Treitschke (Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert II, 390 ff.) annimmt.

wie zahm und zähmen, schmähen wie schmächtig, heucheln wie hauchen, rühren wie Ruhr und Aufruhr; vergällen ist gleich bitter wie Galle machen, erschrecken und sich entsetzen gleich aufspringen (vgl. Heuschrecke und mundartlich Schruck = Sprung im Glase), entzücken, verzücken gleich dahinziehen in höhern Regionen; schaudern ist stammverwandt mit schütten und schütteln (vgl. erschüttern), rüffeln (riffeln) leitet sich von mhd. riffeln, durchkämmen (vgl. durchhecheln, herziehen über) her, ausgelassen von auslassen = freilassen, begabt von begaben (beschenken);[1]) schelten ist verwandt mit schalten, dessen Grundbedeutung stoßen, schieben noch aus Schalter (Schiebfenster) und Schalttag (eingeschobener Tag) erkennbar ist, endlich grübeln mit graben (vgl. Simplicissimus 2, 239 der Ausgabe von H. Kurz: mit den Fingern in den Wänden grübeln).

Ebenso gehört zur Gruppe der Übertragungen die Einsetzung des Teils für das Ganze. Wir reden von einem Schreihals oder Dummkopf und meinen damit nicht allein den Hals oder Kopf, sondern den ganzen Menschen. Verwandt sind Bezeichnungen wie Blaustrumpf, Rotkäppchen, Haudegen, Generalstab (eig. Kommandostab), in denen ein Bekleidungs- oder Schmuckgegenstand für die denselben tragende Person eingesetzt wird. In gleicher Weise ist durch örtliche Anknüpfung von Vorstellnngen die Bedeutung geändert worden bei Hammer, Münze, wo von den Gegenständen, mit denen man sich beschäftigt, das betreffende Gebäude, bei Liedertafel, Tafelrunde, wo nach dem Ort auch die menschliche Umgebung benannt ist, und bei Wendungen wie 'der Hof ist abgereist, die ganze Stadt weiß es, die Kammer, das Abgeordnetenhaus ist aufgelöst worden', wo die Örtlichkeit den Namen für die darin wohnenden oder sich aufhaltenden Personen hergegeben hat. Durch ein zeitliches Band sind mit einander verknüpft die Wörter Mahlzeit (= Mahl), Messe (= Jahrmarkt, weil diese an kirchlichen Festtagen abgehalten wurde, vgl. foire = feriae), Augenblick, Mond und

1) 'Die Mutter mit dem Jesusknaben, den die drei Könige begaben.' Schiller, Kampf mit dem Drachen 162.

Monat, Mai und Maie (= Maibaum), Morgen als Zeit und als Flächenmaß. Endlich geht häufig ein Zustands- oder Thätigkeitsbegriff durch ursächliche Verknüpfung in den entsprechenden Dingbegriff über: Bei Rat, Herrschaft und Regierung ist die Bezeichnung der gewohnheitsmäßigen Thätigkeit auf die ausübenden Menschen, in Bildung, Aufklärung, Einrichtung, Gattung[1]) auf das Ergebnis übertragen. Im Grunde derselbe Vorgang ist es, wenn Wörter auf -heit und -schaft aus Abstrakten zu Kollektiven werden: Kundschaft war ursprünglich ein Bekanntsein, Mannschaft die Mannheit; Dienerschaft und Menschheit bezeichneten noch bei Goethe neben der jetzigen Bedeutung soviel wie Dienst und Menschlichkeit.

168. Nicht selten kommt es bei diesen Übertragungen zu den wunderlichsten Gedankensprüngen. Denn gleich dem muntern Falter gaukelt die Wortseele hin und her und nötigt uns, auf unregelmäßig verschlungenen Pfaden zu folgen. So ist bei Hofschranze die Grundbedeutung geschlitztes Kleid, bei Kofent (dünnes Bier) Zusammenkunft (conventus) der Klosterbrüder. Wildfang ist eigentlich ein Wildgehege, Frauenzimmer der Aufenthaltsort der Frauen, Bursche (soviel wie Börse) = Zusammenkunftsort der Studenten; Gassenhauer war im 16. und 17. Jahrhundert ein Pflastertreter, dann auch das von ihm gesungene Lied, Dompfaffe eigentlich ein Pfaffe am Dome, dann auch der Blutfink wegen seines schwarzen, einer Kappe ähnlichen Scheitels; Faulpelz der Pelz oder Schimmel, der Faules überzieht. Wer denkt beim Worte Sprengel (kirchlicher Bezirk) noch an das Zeitwort sprengen? Und doch ist Sprengel nichts weiter als der Weihwedel, mit dem der Bischof sprengt, und dann der Bezirk, innerhalb dessen ihm kraft seines Amts diese Befugnis zusteht. Wem kommt bei rammen noch der Gedanke an ram, Widder (vgl. Ramschgesicht = Rams-Gesicht), bei Kran an Kranich, bei Laune an den veränderlichen Mond (entlehnt aus lûna), bei Eloge an elogium, Grabschrift?

1) Eigentlich Handlung des Verbindens, dann das Verbundene, Zusammengehörige; vgl. Gatten = ehelich Verbundene.

169. Daß bei der unendlichen Zahl der Bedeutungsübergänge sich auch manche an verschiedenen Wörtern oder auch bei gleichen Wortstämmen in verschiedenen Sprachen wiederholen, ist fast selbstverständlich. Oft giebt eine solche Kette ähnlicher Erscheinungen dem Gelehrten eine sichere Bürgschaft für die Richtigkeit der Auffassung im einzelnen Falle. 'Die Reihe der Analogien verstärkt die Überzeugung wie die Verlängerung des Hebels die Kraft der Wirkung.'[1]) Wie contentus und continere sind befriedigen und einfriedigen, Behagen und einhegen wurzelverwandt. Daß man vom wallenden Wasser denselben Eindruck hat wie von der lodernden Flamme zeigen die Ausdrücke Flammenmeer, Brandung: Brand; an. brim (Brandung): mittelengl. brim (Glut); Brunnen: brennen(?); Sod (mhd. sôt, Brunnen, Bad, vgl. Soden): sieden; vach, (Flußwehr): anfachen; aestus, Brandung: aestus, Glut; torrens, Gießbach: torrere, dörren. Die Barte (Beil) wurde aufgefaßt als die bärtige, daher erklärt sich die Gleichung Barte: Bart = an. skeggja (Barte) = skegg (Bart), mittelengl. barbe (Barte): lat. barba (Bart); cuppa, Becher: Kopf = testa, Scherbe: frz. tête, Kopf = an. kolla, Topf: kollr, Kopf; gemere (seufzen) ist eines Stammes mit griech. gemein, voll sein, und seufzen mit saufen; züchtigen verhält sich zu züchtig wie castigare zu castus; Knospe und Knopf sind stammverwandt, beide Bedeutungen vereinigt in sich frz. bouton; vorago und faux (fauces) heißen Schlund und Abgrund, ebenso haben Schlund und Schlauch in frühern Zeiten diese doppelte Gebrauchsweise.

170. Bei den bisher besprochenen Fällen haben wir beobachtet, daß die neue Bedeutung der alten immer verhältnismäßig nahe steht; um so mehr muß es daher befremden, daß es auch Worte giebt, die zwei ganz entgegengesetzte Bedeutungen aufzuweisen haben.[2]) Doch erklärt sich die befremdende Thatsache auf einfache Weise. Bisweilen ist die Verschiedenheit in dem abweichenden

---

1) Welcker, Griechische Götterlehre S. 116.

2) Abel nennt diese Erscheinung Gegensinn der Urworte; vgl. Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885. S. 311—367.

Standpunkte bei der örtlichen oder zeitlichen Auffassung begründet: wenn z. B. im mhd. ort (vgl. Ruhrort) und ende den Anfang und das Ende bezeichnen, so kommt es eben auf den Standpunkt des Beschauers an; ebenso wenn wider gegen oder zurück (vgl. Wiederkehr) bedeutet; ähnlich liegt die Sache bei bis, das im Deutschen wie im Latein (dum) und Griechischen (heôs) so lange als und so lange bis heißt, dieses noch jetzt, jenes z. B. in Luthers Bibel (Marc. 14, 32 und Matth. 26, 36). Auf versteckten Spottreden (Ironie) beruht der scheinbar schroffe Bedeutungssprung bei einen anführen, zum besten haben, jemand etwas weis machen (= einen weise machen), ihm heimleuchten, etwas aufbinden, anheften (urspr. Arm- und Beinringe als Geschenke; vgl. auch etwas ans Bein binden, jetzt = verlieren), Augenpulver (kleine Schrift; eigentlich Augenheilmittel). Kann doch auch das Wort jawohl mit andrer Betonung und Stimmfärbung im Sinne von nein gebraucht werden! Bei wieder andern Ausdrücken kommt es auf die Nebenvorstellung an, die dem Redenden beim Aussprechen des betreffenden Wortes ins Bewußtsein tritt. Wenn die Römer sacer und die mhd. Schriftsteller saelec (selig) im Sinne von verflucht gebrauchen, so schwebt ihnen dabei der Gedanke an die finstern Gewalten der Unterwelt und der Hölle vor, also = der Unterwelt geweiht. Bei den meisten derartigen Wörtern ist aber die zu Grunde liegende Vorstellung derart, daß sich mit Leichtigkeit der entgegengesetzte Sinn entwickeln konnte; daß z. B. flennen in einigen Mundarten weinen, in andern wieder lachen bedeutet, erklärt sich von selbst, wenn man weiß, daß das Wort von Haus aus ganz allgemein 'das Gesicht verzerren' bezeichnet.[1])

171. Hatten wir oben die Behauptung ausgesprochen, daß sich der Wortkörper meist ohne Einwirkung der Wortseele weiter entwickelt und umgekehrt, so gilt es nun noch die Ausnahmen

1) Im Volksmunde gehen häufig die Begriffe lehren und lernen, borgen und leihen, Schuldner und Gläubiger u. a. in einander über; vgl. auch Pate, Huld und hold und Hildebrand in Lyons Zeitschr. VII, 577 ff.

zu erwähnen, d. h. Wörter, bei denen zwischen Innerem und Äußerem, Sinn und Form eine deutliche Beziehung vorhanden ist. Zunächst gilt dies von einer Reihe schallnachbildender Ausdrücke[1]) wie krachen, donnern, poltern, knattern, klappern, klirren, klingen, säuseln, zischen, in denen durch die Mitlaute (besonders r, l, s, sch) die verschiedenen Geräusche der Natur nachgeahmt und durch die bald hellern, bald dunklern Selbstlaute die Klangfarbe zum Ausdruck gebracht wird; sodann aber auch von andern im Bereiche des Gesichts- und Gefühlssinns liegenden Bezeichnungen wie Glas und glatt (Glatze); Gries, Graupen, Grus; Schlamm, schlüpfen, schlickrig. Und wenn auch Goethe sicherlich zu weit geht mit seiner Behauptung: 'Jedem Worte klingt der Ursprung nach, wo es sich herbedingt'[2]), so hat er doch nicht so unrecht mit den Worten, die darauf folgen: 'Grau, grämlich, griesgram, greulich, Gräber, grimmig, etymologisch gleicherweise stimmig verstimmen uns'.

Aus alledem ergiebt sich, daß es eine lohnende Aufgabe ist, den schaffenden Sprachgeist in seiner Werkstatt zu belauschen, daß daher Lessing in den antiquarischen Briefen nicht mit Unrecht sagt: 'Mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennt.'

1) Vgl. Winteler, Naturlaute und Sprache. Aarau 1892; Kohl, Über Klangmalerei in der deutschen Sprache. Berlin 1873; Steinthal, Abriß der Sprachwissenschaft. Berlin 1871. S. 381; G. v. d. Gabelentz, Sprachwissenschaft S. 219.

2) Faust 2. Teil. Bd. XII, S. 105 der Cottaschen, Bd. XIII, S. 78 der Hempelschen Ausgabe.

Du, Gedanke, bist der Gebieter, die folgsame
Sprache ist dir treu und hold. Klopstock.

13. Satzlehre.[1])

172. Ein Hauptkennzeichen der neuern Sprachen ist der Ersatz der Biegungsendungen durch besondre Wörter. Schon bevor sich die Kasusausgänge des Hauptworts im Getriebe des Verkehrs abschwächten, traten öfter verdeutlichende Zusätze zu gewissen Biegungsfällen; als sie aber mehr und mehr unkenntlich wurden, stellte sich das Bedürfnis heraus, durch hinzugefügte Verhältniswörter jeglicher Zweideutigkeit vorzubeugen. Dies können wir beim Übergange des Lateins in die romanischen Sprachen, aber auch in der Entwickelungsgeschichte unserer Muttersprache beobachten: Im Hildebrandsliede lesen wir swërtu houwan (mit dem Schwerte hauen), dînu spëru wërpan (mit deinem Speere werfen); daß jedoch bereits damals die alte Kraft und Bedeutung des Mittelsfalles (Instrumentals) im

1) Vgl. Grimm, Grammatik Bd. IV; Erdmann, Die Syntax der Sprache Otfrieds. Halle 1874—76; Derselbe, Grundzüge der deutschen Syntax. Stuttgart 1886; H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau. Stuttgart 1892; Derselbe, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt. Weimar 1894; Derselbe, Untersuchungen über den Satzbau Luthers. I. München 1888; Vernaleken, Deutsche Syntax. Wien 1861—63; H. Paul, Principien der Sprachgeschichte. 2. Aufl. Halle 1886. Abschn. VI, XII, XVI; B. Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. I. Teil. Straßburg 1893; Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. 7. Aufl. Leipzig 1892; Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. Leipzig 1892; H. Ziemer, Junggrammatische Streifzüge auf dem Gebiete der Syntax. 2. Aufl. 1883; Behaghel, Über die Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen. Paderborn 1878.

Schwinden begriffen war, erſieht man ſofort daraus, daß er an andern Stellen des nämlichen Gedichts durch das Verhältniswort 'mit' geſtützt wird[1]), das im Laufe der Zeit um ſo unentbehrlicher wurde, als nach dem Übergange der Endung u in e die Formen des Dativs und des Inſtrumentals zuſammenfielen. Anders verfuhr man mit dem Woherfalle (Ablativ). Seine Gebrauchsweiſe ging nur zum Teil auf Verhältniswörter mit ihrem Biegungsfalle über, im übrigen aber wurde er zunächſt durch den bloßen Wesfall erſetzt, der daher im ahd. und mhd. einen außerordentlichen Gebrauchsumfang hat. Doch auch dieſer hat ſchließlich, dem Zuge der Zeit folgend, vielfach vor der überall eindringenden Umſchreibung mit Verhältniswörtern weichen müſſen. Luther verwendete z. B. noch den im mhd. nicht ſeltenen[2]) Wesfall des Maßes (= lat. ablat. mensurae), ſo 1. Samuel 10, 23: 'Der war eines Hauptes länger denn alles Volk'; jetzt ſagen wir 'um ein Haupt länger' u. ſ. w.

Wie ſtark die Neigung zu umſchreiben in unſerer Sprache geworden iſt, lehrt ein Vergleich des ältern Schrifttums mit dem der Gegenwart. So hat der bloße Infinitiv einen Teil ſeines Gebiets an den durch das Verhältniswort 'zu' verſtärkten Infinitiv abtreten müſſen. Im mhd. konnten noch beginnen, geruhen, ſich zutrauen (trûwen), fürchten, pflegen, geben u. a. den Infinitiv ohne dieſes ſtützende Wort zu ſich nehmen, ebenſo viele Zeitwörter der Willensäußerung (bitten, mahnen, raten, gebieten, erlauben u. a.), gegenwärtig aber nur noch zwei von den letztgenannten: laſſen und heißen. Aus der Bibelüberſetzung Luthers erſehen wir, daß damals noch alle Wörter des Begehrens mit dem 2. Falle verbunden werden konnten. So heißt es 1. Korinther 10, 6: 'Daß wir uns nicht gelüſten laſſen des Böſen' (= nach Böſem), Galater 5, 26: 'Laßt uns nicht eitler Ehre geizig ſein' (= nach) und Pſalm 17, 12: 'Gleichwie

1) Z. B. spenis mih mit dînêm wortum, lockſt mich mit deinen Worten. Vgl. auch Grimm, Geſchichte der deutſchen Sprache S. 927 ff.

2) Z. B. Walther v. d. Vogelweide 103, 5: dicker eines dûmen.

ein Löwe, der des Raubes begehrt' (= nach Raub). Desgleichen verwendet Luther vielfach noch den Wesfall der Teilung (2. Mos. 4, 9: 'Nimm des Wassers', 2. Kön. 18, 31: 'seines Weinstocks essen' u. s. w.), wo wir das Verhältniswort von gebrauchen würden.[1])

Mitunter haben lautliche Schwierigkeiten die Neigung zur Umschreibung gefördert. Man sagt die Bewohner Berlins, aber nicht die Bürger Koblenz's, Mainz's, Paris's, weil hier die beiden Zischlaute schwer sprechbar und darum störend sein würden; manchmal hat man auch deshalb zum Verhältniswort seine Zuflucht genommen, weil die Beifügung (Attribut) sich nicht beugen ließ: neben Vater zweier Kinder, dreier Kinder steht Vater von vier, fünf u. s. w. Kindern. Das Streben nach Scheidung des objektiven vom subjektiven Genitiv ist wohl mit im Spiele gewesen, wenn man jetzt nicht mehr wie Luther sagt: 'Die Furcht der Juden (= vor den Juden) kam über sie' oder 'die Flucht des Lichts' (= vor dem Lichte). Wieder andre Gründe waren maßgebend, als bei vielen Ausdrücken der Trennung, der Gemütsstimmung, des Erinnerns, Dankens und Warnens statt des mhd. Wesfalls die Verbindungen mit 'von, über, an, für und vor' eintraten.[2]) Ab und zu schwankt der Sprachgebrauch noch jetzt; man sagt z. B. meist voll Bitterkeit, aber voll von (voller, voll) Menschen.

1) Nach griechischem Vorbilde haben Voß, Goethe, Schiller u. a. diesen Teilungsgenitiv wieder in die Dichtersprache eingeführt; z. B. übersetzt Voß Odyss. 1, 110: 'einige mischten des Weins', 2, 57: 'trinken des funkelnden Weins'; bei Goethe lesen wir in Herm. und Doroth. 2, 67: 'sorgsam brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines' u. a., bei Schiller im Grafen von Habsburg: 'es schenkte der Böhme des perlenden Weins'.

2) Spärliche Trümmer des frühern Gebrauchs finden wir noch in Wendungen wie: 'Ich denke dein, ich besinne mich eines Bessern, ich freue mich meines Daseins, ich strafe jemand Lügen, geisteskrank (aber: am Leibe krank), lebensfroh, berufsfreudig'. Über Luthers Gebrauch, der dem mhd. noch wesentlich näher steht, vgl. Franke, Grundzüge § 290 ff. Sonst Grimm, Grammatik IV, 646 ff.; Vernaleken, Deutsche Syntax II, 27 ff.

173. Doch nicht bloß durch Verhältniswörter ist der 2. Fall in seinem Besitzstande geschädigt worden, er hat auch einen Teil seines Eigentums an den 4. Fall abtreten müssen. Im mhd. steht bei lang, breit, hoch, schwer, alt u. a. Eigenschaftswörtern der Genitiv des Maßes, jetzt der Accusativ (z. B. 3 Fuß breit), und wert ist diesem Vorgange gefolgt, außer wenn es soviel als würdig ist. Ferner hat mit den sich wandelnden Anschauungen und durch den Einfluß bedeutungsverwandter Zeitwörter, aber auch aus formalen Gründen eine große Zahl von Verben ihr Verhältnis (Konstruktion) zu den davon abhängigen Hauptwörtern (Objekten) geändert: So nehmen jetzt hüten, pflegen, schonen, erwähnen, vergessen, verfehlen, wollen, wünschen ganz gewöhnlich und genießen, entbehren, bedürfen, brauchen, begehren häufig statt des frühern Wesfalls den Wenfall zu sich.[1]) Schiller sagt: 'Und Eurer wahrlich hätt' ich nicht gefehlt' (Tell), aber auch schon: 'Damit er die Frist nicht verfehle' (Bürgschaft), Bürger: 'Wenn der falsche Mann sich seines Glaubens abgethan' (Lenore), aber Uhland: 'Und mancher deutsche Rittersmann hat dort den Trunk sich abgethan' (Schwäb. Kunde). Ganz ungebräuchlich ist es jetzt zu sagen 'entlang des Flusses' und 'ich kaufe ein Pfund Brotes'; wir sagen gegenwärtig 'den Fluß entlang' (oder längs des Flusses) und 'ein Pfund Brot'. Öfter bedienen wir uns noch des Wesfalles, ohne ihn als solchen zu erkennen z. B. in den Redensarten: 'er will es nicht Wort haben, ich bin es gewohnt, ich habe es satt, er weiß es mir Dank, es nimmt mich Wunder'. Da nämlich das alte ës = eius vollständig mit ëz (= id) zusammengefallen ist, so schwand allmählich das Bewußtsein dieses Unterschiedes, man glaubte hier überall den Wenfall vor sich zu haben und ließ nun auch Hauptwörter im Accusativ von den betreffenden Zeitwörtern abhängen: 'ich habe die Sache satt, ich bin die Anstrengung nicht mehr gewöhnt, ich nehme diesen Gegenstand wahr' (vgl. mhd. diu war, Aufmerksamkeit).

1) Luther schreibt noch: 'Ich kenne des Menschen nicht, sollen wir eines andern warten, pflege sein, Mose hütete der Schafe, sie wollen doch solcher Predigt nicht' u. a.

174. Auch der unabhängige, nicht von Haupt- und Zeitwörtern bestimmte Wesfall ist in seinem Gebrauche stark eingeschränkt worden; nur sind hier die Überreste älterer Zeit, die uns einen Schluß auf den frühern Gebrauchsumfang gestatten, noch umfangreicher. Weil nämlich das Volk bestimmte Formeln besonders häufig im Munde führte, während es andre nach und nach fallen ließ, so schieden diese gewissermaßen aus dem Sprachverband gleichgearteter Ausdrücke aus und erhielten eine ganz besondre Stellung, ja erstarrten oft derart, daß sie nur in der feststehenden Wortfolge ohne die geringste Änderung gebraucht werden konnten. So läßt sich in den Wendungen guter Dinge sein und eines schönen Tages das Eigenschaftswort gut und schön kaum durch ein anderes ersetzen und etwa sagen: froher Dinge sein oder eines regnerischen Tages; ebensowenig gestatten die Ausdrücke seines Weges oder des Weges gehen, daß man das Fürwort oder das Geschlechtswort entfernt, oder die Verbindung willens sein, daß man es hinzufügt. Sie sind eben versteinert wie Baumstämme, die Jahrhunderte lang im schützenden Schoße der Erde gelegen haben. Wie mannigfaltig aber die Verwendungsart des alten Wesfalles war, lassen uns manche Formeln noch erkennen. In gerades Wegs, rechter Hand liegt räumliche Bedeutung vor; in morgens, abends, jederzeit, nächster Tage, einstmals (= eines mâles), stehendes Fußes, währendes Jahres (wofür wir jetzt meist während des Jahres schreiben) zeitliche; in Hungers sterben ist die Ursache[1]); in guter Laune sein die Eigenschaft; in des Todes, des Teufels sein der Besitz ausgedrückt; in Kaufmanns, Haschens, Tellerdrehens spielen finden wir den schon im ahd. bei Spielen gebrauchten Wesfall wieder; in viel Aufhebens, nicht viel Federlesens machen, sich ein Leids anthun den des Teilverhältnisses, in zu Müllers gehen (= zu Müllers Hause, Eltern u. s. w.) und in Eigennamen wie Jakobs (= Jakobs Sohn) den der Auslassung (Ellipse);

1) Das im Nibelungenliede sehr häufig gebrauchte ursächliche des = deshalb findet sich auch bei Goethe z. B. im Götz: 'Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! Des lebt er noch eins so lange.'

endlich in Wendungen wie schnellen Schrittes, flugs, spornstreichs, unbesonnenerweise den der Art und Weise.

Weniger umfangreich sind die Spuren eines größern Gebrauchsumfangs bei den übrigen Fällen: derweilen, dermaßen, allenthalben (= allen halben, auf allen Seiten) sind anerkanntermaßen Wemfälle; morgen (cras) entspricht ahd. morgane = mhd. morgen und morne, am (nächsten) Morgen; daheime (volkstümlich bloß heime; vgl. aber auch heimsuchen = im Heime suchen) = zu Hause ist wohl wie domi und griech. oikoi ein Lokativ, ebenso heute (aus hiutu = hiutagu, an diesem Tage) und heuer (aus hiu jâru, in diesem Jahre); endlich in heim (gehn) liegt der Wenfall des Orts, in nie (= ahd. ni eo, got. ni aiw, nicht in der Ewigkeit) der der Zeit vor.[1])

175. Aus solchen vereinzelten und durch Vereinzelung vor dem Untergange bewahrten Biegungsformen sind in allen Sprachen die meisten Umstands- und Verhältniswörter hervorgegangen. Oft tragen sie noch deutlich die Merkmale ihres Ursprungs an der Stirn: Augenblicks, anfangs, rings, mittels, teils, behufs lassen sich leicht als Wesfälle von Hauptwörtern erkennen; sie gaben dann das Vorbild für die von Eigenschaftswörtern gebildeten Formen links, rechts, bereits, anders, längst (= langes) ab, ja nach ihrem Muster formte man sogar andre Ausdrücke um. Gellert gebraucht, wie die Mundart noch jetzt, die Zeitbestimmungen Vormittage und Nachmittage (= vor, nach dem Mittage), im nhd. der Gegenwart heißt es dafür gewöhnlich vormittags, nachmittags; das mhd. sagt gaehelîche und gaehelingen, unsere jetzige Schriftsprache jählings. Und ist nicht aus hinter Rücke (= hinter dem Rücken) und vor Alter hinterrücks und vor alters geworden? Hat nicht dieses ableitende s sich sogar in weibliche Wörter (jenseits, diesseits

1) Auch 'nicht' ist von Haus aus der Wenfall eines Hauptwortes, dessen beide Wemfälle noch in den Wendungen zu nichte machen und mit nichten erhalten sind. In desto = dëstiu und dem unveränderlichen 'alle' (bei alle dem = ahd. in elliu diu) scheint ein alter Instrumental vorzuliegen.

= jene Seite, diese Seite) und in Wesfälle der Mehrheit (allerdings = aller Dinge) eingeschlichen?[1])

176. Selbst der erste Biegungsfall konnte erstarren, wenn das Bewußtsein seiner eigentlichen Geltung und Bedeutung nicht mehr lebendig war, namentlich in der Satzaussage. Wohl spricht man mit Fug und Recht: 'er wurde meiner (oder über mich) Herr', aber für 'sie wurden über mich Herr' erwartete man eigentlich die Mehrheit Herren; auch voller hat zunächst nur Berechtigung bei Wörtern männlichen Geschlechts wie ein Tisch voller Bücher = ein büchervoller Tisch, es wird aber auch bei andern Geschlechtern gebraucht z. B. eine Büchse voller Salz (statt eine Salzes volle Büchse)[2]); ein gleiches gilt von selber (sie sagte selber für selbe), das nur noch in Verbindung mit dem Geschlechtsworte (der-selbe, des-selben) seine Beweglichkeit behauptet, und von halber (wegen).

Andrer Art ist der Erstarrungsvorgang bei Wörtern, die formelhaft paarweise mit 'und' verbunden sind: sie entraten gewöhnlich des Geschlechtswortes und der Biegungsendung, mögen sie nun mit einander bedeutungsverwandt oder entgegengesetzter Bedeutung sein oder sich gegenseitig zu einer Gesamtheit ergänzen: Wir sagen bei Wind und Wetter, mit Herz und Hand, aber bei dem Winde, mit dem Herzen; in Stadt und Land, aber in der Stadt, auf dem Lande; in Haus und Hof, aber im Hause, auf dem Hofe; ebenso Hund und Hase entzog der Wald unsern Blicken, aber der Hund jagte den Hasen.

177. Hatten wir es bisher ausschließlich mit Eigentümlichkeiten im Gebrauche des Haupt- und Eigenschaftsworts zu thun, so gilt es nun auch einen Blick auf die Behandlung des Zeitworts im Satze zu werfen. In unserer nhd. Schriftsprache machen sich die Hilfszeitwörter in außerordentlicher Weise breit; sie sind so häufig, daß man fast berechtigt ist, den Rückertschen Spruch: 'Sechs Wörtchen nehmen mich in Anspruch

1) Luther schreibt noch jenſit, unterwegen, vollend, eilend u. a.

2) Nach einer andern Annahme ist voller zusammengezogen aus voll der, z. B. ein Tisch voll der Bücher.

jeden Tag: ich kann, ich muß, ich ſoll, ich will, ich darf, ich mag' außer im ſittlichen auch im ſprachlichen Sinne zu verſtehen. Im ahd. und mhd. war dafür vielfach wie im Lateiniſchen und Griechiſchen die Vorſtellungsform des Zeitworts (Konjunktiv) im Gebrauch. Vereinzelt ſtehen noch er lebe hoch, es ſei, es wäre möglich, ſeien wir klug u. a.; aber im übrigen nimmt man zum Ausdruck des Wunſches, der Einräumung, der Möglichkeit und der Aufforderung gern Hilfskräfte in Anſpruch: Er ſoll leben, es mag ſein, es könnte möglich ſein, wir wollen gehn u. ſ. f. Ferner hat ſich jetzt der Indikativ vielfach eingeſtellt, wo wir den Konjunktiv erwarteten. Denn die Grundbedeutung von jenem iſt der Ausdruck des Thatſächlichen, die von dieſem die Bezeichnung der Annahme oder Vorſtellung. Daher hat in ſolchen Inhaltsſätzen, die von einem Zeitworte des Wiſſens abhängen, die Wirklichkeitsform ihren Platz, nach den Ausdrücken des Meinens, Hoffens und Fürchtens aber die Möglichkeitsform. Doch ſagt man jetzt gewöhnlich: 'Ich fürchte, daß er krank wird (nicht werde)' und hält nur nach einer Zeitform der Vergangenheit das alte Verhältnis aufrecht: 'Ich fürchtete, daß er krank würde.' Derſelbe Gebrauch fängt an, ſich bei den Zeitwörtern des Behauptens feſtzuſetzen, wenn der abhängige Satz Gedachtes ausdrückt. Denn wir leſen ſchon allerwärts Sätze wie: 'Ich behaupte, daß dieſe Aufgabe ſchwer zu bewältigen iſt (ſtatt: ſei)' neben: 'Ich behauptete, daß .. wäre.' Dem Vorgange dieſer Sätze ſind auch die Frage- und Abſichtsſätze gefolgt: 'Ich frage dich, wer du biſt'; aber: 'Ich fragte dich, wer du wäreſt' und: 'Ich rate dir, daß du fleißig biſt', aber: 'Ich riet dir, daß du fleißig wäreſt.' Auch bei Zeitſätzen beobachten wir das ſtärkere Hervortreten der Wirklichkeitsform. Im mhd. konnte man noch ſagen: hie wirt mêr getân, ê sich dër tac verende (Nibel. 193, 3 Lachm.), ja ſelbſt Luther ſchreibt noch Matth. 5, 18: 'Wahrlich, bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinſte Buchſtabe noch ein Titel vom Geſetze, bis daß es alles geſchehe.' Jetzt aber herrſcht in Sätzen mit ehe, bis, bevor die Wirklichkeitsform faſt ausſchließlich. Möglich iſt, daß dabei formale Gründe mitgewirkt haben. Denn da die beiden Ausſage-

formen (Modi) der Gegenwart meist übereinstimmend lauten, so konnte sich das Sprachgefühl leicht verirren.[1])

178. In Gebietsaustausch mit einander stehen ferner die Nennform und das Mittelwort.[2]) Die Ausdrücke er bleibt stehen (für stehend), er wird schreiben (für schreibend), er geht oder ist fischen (für fischend) finden ihre Erklärung nur bei der Annahme, daß man sich daran gewöhnt hatte, beide Zeitformen als gleichwertig zu betrachten, weil man sie in Verbindungen wie ër gât suochende, ër kumt bitende und ër gât suochen, ër kumt biten neben einander im Gebrauche sah. Ein ähnliches Schwanken gewahren wir bei machen und fühlen. Schiller schreibt noch in der Jungfrau von Orleans I, 2: 'Sie machen uns den dürren Zepter blühn', wir aber ziehen jetzt blühend vor, und während wir an der Verbindung: 'Ich höre, sehe ihn kommen' keinen Anstoß nehmen, stört: 'Ich fand ihn schreiben (= schreibend)' gegenwärtig unser Sprachgefühl. So erklärt sich auch die Angleichung des mit haben verbundenen Mittelworts der Vergangenheit an die Infinitivform in Wendungen wie: 'Ich habe ihn kommen hören, heißen, lassen, sehen; er hätte kommen können, sollen, müssen, dürfen' u. a. (= ich habe ihn kommen gehört u. s. f.)[3]); so endlich die im 18. Jahrhundert noch bekämpfte Redeweise: 'Der anzuerkennende Fleiß', die sich aus: 'Der Fleiß ist anzuerkennen (anzuerkennend)' entwickelt hat.

179. Gleich der Gebrauchsweise der Biegungs- und Aussageformen ist auch die Wortfolge im Laufe der Jahrhunderte

---

1) Jetzt setzt man auch oft die Wirklichkeitsform in Inhaltssätzen, Folgesätzen, Vergleichssätzen und Relativsätzen, bei denen das Gedachte den Thatsachen nicht entspricht (irreales Verhältnis): Es giebt niemand, der nicht weiß (für wüßte), er stellt sich, als ob er krank ist (für wäre). Vgl. ferner: ër ist tiurer danne sî Gunther (Nibel. 767, 2 Lachm.) und 'als Gunther ist' und O. Erdmann, Grundzüge der deutschen Syntax § 190.

2) F. Bech, Abschleifung des deutschen Participium Präs. u. sein Ersatz durch den Infin. Zeitzer Programm 1882.

3) Vgl. O. Erdmann, a. a. O. § 153.

mehrfach geändert worden.[1]) In der Zeit, wo die Mannigfaltigkeit der Endungen noch für die richtige Auffassung des Abhängigkeitsverhältnisses Gewähr leistete, hatte es dem Redenden frei gestanden, die Wörter im Satze seinem Zwecke entsprechend zu stellen; seitdem die Wortausgänge aber geschwächt wurden und abfielen, fühlte man sich veranlaßt, aus Rücksicht auf das Verständnis sich häufig dieser Freiheit zu begeben. Natürlich bildeten sich, als die Wortfolge geregelt wurde, bei den einzelnen Völkern Unterschiede heraus. So stellen die Romanen meist im Haupt- und Nebensatze die Satzaussage gleich hinter den Satzgegenstand, wir aber rücken jene in untergeordneten Sätzen jetzt an den Schluß. Das Eigenschaftswort der Beifügung hat in der ungebundenen Rede bei uns wie im Englischen seinen festen Platz vor dem Hauptwort, bei den Romanen nur, wenn es eine im Begriffe desselben liegende Bestimmung enthält (z. B. it. bianca neve, weißer Schnee, aber pane bianco, Weißbrot); dagegen ist die Beifügung des Wesfalls bei den Töchtersprachen des Lateins hinter das regierende Hauptwort gebannt, während das Deutsche ihm, namentlich in schwungvoller Rede, noch größere Freiheit der Bewegung gestattet: 'des Kindes Traum' (my fathers house) neben 'der Traum des Kindes'.

Selbstverständlich sind diese Wortfolgegesetze erst nach und nach geschaffen worden. So konnte man das Umstandswort, so lange es noch in seiner Form durchweg vom Eigenschaftsworte geschieden war (ahd. scôno, aber scôni), in freierer Weise stellen, ohne eine Verwechselung mit diesem zu befürchten. Ferner war es im mhd. allgemein möglich, das beigefügte Eigenschaftswort mit oder ohne Endung vor das zugehörige Hauptwort und mit Endung dahinter zu stellen; es hieß gleich gut ein edeler man und ein edel man (= Edelmann) wie ein

1) Vgl. H. Weil, De l'ordre des mots dans les langues anciennes comparées aux langues modernes. Paris 1879; D. Sanders, Satzbau und Wortfolge in der deutschen Sprache. Berlin 1882; K. Olbrich, Goethes Sprache und die Antike. Leipzig 1891, S. 19—55; O. Erdmann, Grundzüge der deutschen Syntax. Stuttgart 1886, S. 181—197.

man edeler; gegenwärtig ist der dritte Fall nicht mehr möglich.[1]) Früher konnte der Genitiv zwischen Geschlechtswort und Hauptwort treten z. B. im Nibelungenliede daz Sigemundes kint, daz Guntheres lant, der Sohn Sigmunds, das Land Gunthers; jetzt aber findet sich eine derartige Wortfolge nur in altüberlieferten Fügungen: der allerbeste Mann = der beste aller Männer, der Kölner Dom = der Dom der Kölner oder im höhern Schwunge der dichterischen Rede, so bei Goethe im Wanderer: 'den Fremdlings Reisetritt' und in Alexis und Dora: 'die seltene der zierlichen Bilder Verknüpfung'. Sonst fällt im nhd. das Geschlechtswort gewöhnlich weg, wenn der Wesfall vorantritt: Siegmunds Sohn, Gunthers Land. Doch wird er jetzt nicht mehr so häufig vorangestellt wie sonst z. B. bei Luther (Gottes Sohn, mit deiner Söhne Weibern); nur in stehenden Formeln (von Gottes Gnaden, aus aller Herren Ländern) und im höhern Stil ist jene Stellung üblicher; auch bei der Abhängigkeit zweier Wesfälle von einander wird jetzt gemieden, den regierten voranzustellen, außer in fest ausgeprägten Verbindungen wie an Bord Seiner Majestät Schiff Kaiseradler; doch konnte Luther noch unbedenklich schreiben 1. Mos. 4. 10: 'Die Stimme deines Bruders Bluts schreit zu mir von der Erde' und Psalm 22, 28: 'Es wird gedacht aller Welt Ende'.

180. Auch die Satzunterordnung[2]) hat sich erst allmählich ausgebildet. Für das Kind giebt es noch keinen Unter-

1) Abgesehen von den oben erwähnten Wörtern voller, selber, halber. Die Wortstellung ein man edel ist mhd. wie nhd. altertümlich und dichterisch, dort besonders im Volksepos üblich, hier namentlich im Lied (Röslein rot, vom Himmel hoch). Die Schweizer (Breitinger, Haller) waren die ersten, die Fügungen wie Wunder groß, Tröpflein klein wieder aufnahmen und in die Dichtkunst einführten. In ungebundener Rede macht sich jetzt nur noch die gehobene oder erregte Stimmung von den Fesseln der herkömmlichen Wortstellung frei (Mann einziger, bester; Kerl verdammter). Kaufmännischer Brauch ist es zu sagen Mark hundert, erstarrte Wendungen sind Vater unser, mein Vater selig, ein Thaler preußisch.

2) Vgl. E. Herrmann, Kuhns Zeitschr. 33, 481—534: Gab es im Indogermanischen Nebensätze?

ſchied in den Satzarten, es redet nur in Hauptſätzen, die es wo möglich alle mit und verbindet; der Mann aus dem Volke ſteht dieſem Sprachzuſtande noch ziemlich nahe; das wenig beneidenswerte Vorrecht des Gelehrten iſt es, ſich mit Vorliebe in Nebenſätzen zu ergehen. Und wie die Völker in ihrer Jugendzeit kindlich ſind, ſo auch ihre Sprache; ſie weiſt vorwiegend beigeordnete, unverſchlungen an einander gereihte Sätze auf. Das Gefühl beherrſcht noch die Rede, der Verſtand hat ſie ſich noch nicht unterthänig gemacht. Sobald aber dieſer ſeine Thätigkeit entfaltet und das Weſentliche vom Unweſentlichen, das Hauptſächliche vom Nebenſächlichen ſcheidet, treten die begleitenden Nebenumſtände hinter dem Faden der fortlaufenden Erzählung zurück und werden wegen ihrer geringern Bedeutung für den Gang der Handlung zu dienender Stellung herabgedrückt. Allerdings iſt der Umfang der Unterordnung in den einzelnen Sprachen verſchieden. Je reicher ein Volk mit Gaben des Gemüts bedacht iſt und je mehr es ſich kindliche Unbefangenheit bewahrt hat, um ſo mehr wird es geneigt ſein, ſich einfach auszudrücken und die Sätze wie Glieder einer Kette an einander zu fügen, nicht wie Teile eines geſchloſſenen Rings. Der feſte Bau der lateiniſchen Periode ſteht dem lockern des deutſchen Satzgefüges ebenſo ſchroff gegenüber wie die ſtraffe römiſche Staatsordnung dem politiſchen Nebeneinander der Länder des Deutſchen Reichs. Aber ſo wenig Neigung auch unſer Volk zum Bau eines feſtgefügten, vielfach gegliederten Satzes hat, ſo iſt doch ein gewiſſer Fortſchritt ſeit der älteſten Zeit nicht zu leugnen. Noch können wir aus verſchiedenen uns erhaltenen Satzgefügen einfachſter Art das urſprüngliche Verhältnis erſchließen. Der Satz: 'Kommt er, ſo bin ich zufrieden' enthält in ſeinem erſten Teile eine Frage, die erſt in Verbindung mit den folgenden Worten die Geltung einer Bedingung erhält, eben weil ſie die Bedingung der Zufriedenheit ausſpricht. Sagen wir dafür: 'Käme er, ſo wäre ich zufrieden', ſo ſprechen wir in der erſten Hälfte einen Wunſch aus, der eigentlich durch ein Ausrufezeichen hinter 'Käme er (doch)' gekennzeichnet werden müßte. Da auch hier von der

Erfüllung des Wunſches die Zufriedenheit abhängt und durch ſie bedingt iſt, ſo iſt damit gleichfalls die Bedingung gegeben. Ebenſo hat bei: 'Komme, ſo wirſt du ſehen' die Befehlsform komme den Sinn 'wenn du kommſt' angenommen. In allen drei Sätzen iſt die Unterordnung nur logiſch, ſie wird nicht durch ein beſondres Fügewort zum Ausdruck gebracht. Einen Schritt weiter geht die Sprache in abhängigen Frage- und in Relativſätzen. Denn hier iſt ſchon regelmäßig im mhd. eine beſondre Wortfolge üblich. Während die direkte Frage lauten würde: 'Was haſt du gethan?' heißt es im abhängigen Satze: 'Ich frage dich, was du gethan haſt'. So iſt wohl auch die Entwickelung der Wortfolge im Relativſatz folgende geweſen: 'Der Garten iſt ſchön, den habe ich geſehen'; dann: 'Der Garten iſt ſchön, den ich geſehen habe' und mit noch freierer Wortfolge: 'Der Garten, den ich geſehen habe, iſt ſchön'. Ähnlich erklärt ſich die Unterordnung der Abſichtsſätze mit damit u. a. Aus 'Ich habe ihm Brot gegeben; damit kann er ſich ſatt eſſen' iſt ſchließlich der Satz: 'Ich habe ihm Brot gegeben, damit er ſich ſatt eſſen kann' hervorgegangen; dasſelbe gilt von Zeitſätzen mit indem, nachdem, ſeitdem, bevor (= vorher), ehe (= eher), dieweil (= diu weile), aber auch von andern Sätzen wie den mit ſofern, inſoweit, zumal (ze mâle), falls (Genitiv von Fall) eingeleiteten. Das hinweiſende Wort konnte indes auch im erſten der beiden Sätze ſtehen. Für: 'Ich weiß; er iſt gut' ließ ſich auch ſagen: 'Das weiß ich; er iſt gut' oder: 'Ich weiß das: er iſt gut'. Sobald man nun noch das Zeitwort des zweiten Satzes an den Schluß ſtellte, war auch der letzte Schritt zur Unterordnung gethan: 'Ich weiß, daß er gut iſt'. Denn das und daß ſind von Haus aus das nämliche Wort und erſt ſpäter aus Rückſicht auf die Deutlichkeit in der Schrift geſchieden worden. Doch auch damit iſt der Vorgang noch nicht abgeſchloſſen. Bald nutzten ſich die neugeſchaffenen Fügewörter ab, und man fühlte das Bedürfnis, ſie nachdrucksvoll zu verſtärken. Es geſchah dies wieder durch vorbereitende Glieder. Der Satz: 'Er ruft, daß es alle hören' konnte durch ein eingeſchobenes 'ſo' wirkſamer gemacht werden: 'Er ruft ſo, daß es alle hören', ja dieſes ſo

konnte nunmehr wieder mit dem daß verwachsen zu sodaß: 'Er ruft, sodaß es alle hören'. Auf diese Weise erklärt sich die Entstehung der Fügewörter sobald als, sowie, auch wenn u. a. Sie verdanken also gleich den oben besprochenen dem Umstande ihre Form und Geltung, daß sich die eigentliche Bedeutung der zu Grunde liegenden (Für- und) Umstandswörter im Bewußtsein verdunkelte und in Vergessenheit geriet.

Aus alledem sehen wir, daß sich auch in der Satzfügung bewahrheitet, was von der Formenlehre gilt und überhaupt als Grundzug alles Sprachlebens betrachtet werden kann: Überall Wechsel, nirgends Dauer. Altes stirbt ab und Neues erblüht an seiner Stelle. Wie manche Erscheinung des mhd. Satzgefüges ist jetzt spurlos verschwunden! Und wiederum welche Fülle neuer Gesetze hat das nhd. aufzuweisen! Ich will nur einige hervorheben. Das Mittelwort der Vergangenheit als Befehlsform ist, abgesehen von einer zweifelhaften Stelle im Parzival, erst seit nhd. Zeit üblich z. B. bei Claudius: 'Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!' Ferner der prädikative Gebrauch des Mittelworts der Gegenwart (z. B. Die Mauer überspringend, war er im Nu an meiner Seite) wird um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Schweizern (Haller, Lavater u. a.) in der Schriftsprache eingebürgert; denselben verdanken wir den Konjunktiv der Aufforderung z. B.: 'Gehn wir!' = 'Laßt uns gehen!' Erst um die nämliche Zeit läßt sich der eigentümliche Accusativ in Verbindung mit einem Adverb oder prädikativen Eigenschaftswort zur selbständig ergänzenden Ausmalung eines Gegenstandes nachweisen, wie ihn Schiller im Spaziergang verwendet, wenn er sagt: 'Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter'. Auch die Weglassung des Geschlechtswortes in Fügungen wie in Abendrots Strahlen, auf hohem Rosse, aus freier Brust war früher nicht üblich. Dieses und anderes wurde damals als unschön und dem Geiste der deutschen Sprache zuwider bekämpft, und jetzt ist es uns so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir es nur ungern meiden würden.

C. Schluß.

181. So haben wir denn an der Hand der Sprachgesetze die wichtigsten Gebiete des deutschen Sprachlebens kennen gelernt und die Schönheiten deutscher Zunge nach Kräften gewürdigt; wir können es daher begreiflich finden, daß die besten von Germanias Söhnen, zumal in den Zeiten schwerer äußerer Bedrängnis Deutschlands, immer und immer wieder die Muttersprache mit begeisterten Lobsprüchen verherrlicht haben. Lassen wir nun am Schlusse noch zwei Männer zu Worte kommen, die mit glühender Vaterlandsliebe gegenüber französischer Art für deutsches Wesen und deutsche Rede eingetreten sind, E. Moritz Arndt (1769—1860) und L. Adolf Stöber (geb. 1810 zu Straßburg, gest. 1892 zu Mülhausen im Elsaß). Jener sagt (Schriften I, 422): 'Die deutsche Sprache ist nach allgemeinem Einverständnis eine der wichtigsten der Welt, tief und schwer an Sinn und Geist, in ihren Gestalten und Bildungen unendlich frei und beweglich, in ihren Färbungen und Beleuchtungen der innern und äußern Welt unendlich vielseitig und mannigfaltig. Sie hat Ton, Accent, Musik ... Sie hat einen Reichtum, den man wirklich unerschöpflich nennen kann und den ein Deutscher mit dem angestrengtesten Studium eines langen Lebens nimmer umfassen mag'. Dieser aber singt:

'Muttersprache deutschen Klanges,
O wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heil'ge Laute gabst du mir.
Sollt' ich deine Fülle missen,
O mich kränkte der Verlust
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der warmen Mutterbrust!'

1. Wörterverzeichnis.

(Die angegebenen Zahlen bezeichnen die betreffenden Paragraphen.)

Abschütz 52.
Abendmahl 163.
abgeseimt 146. 167.
abgespannt 52.
Abriß 82.
Abseite 142.
Abspannung 52.
Abt 133.
Abzucht 142.
Achillesferse 89.
achselführen 142.
Acker 78.
Ackermennig 142.
Adebar 80.
Adel 162.
Adler 106.
Adolf 53.
Ärmel 152.
Affaltrach 76.
Affolder 76.
Ahlsheim 80 A.
Alachstätt 80 A.
allerhand 112 A.
Allod 80 A.
Altar 133.
Altenau 78.
altfränkisch 91.
Altona 78.
Amt 48.
anberaumen 146.
anfachen 169.
anführen 170.
angestrengt 167.
anheften 170.
anheimstellen 81.
Anker 133.
Anspannung 52.
Apelern 76.
Apfelsine 126.
Arche 132.
Argwohn 107.
artig 91.
Arzt 126. 132.
Aschaff 78 A.
Auerbach 76.
aufbinden 170.
aufgeklärt 92 A.
Aufklärung 167.
aufschneiden 160 A.
Augenblick 169.
Augenpulver 170.
ausgelassen 167.
ausmerzen 77.
ausstechen 88.

Bachbunge 146.
Bagage 164.
bald 52.
Ballast 102.
Banner 134.
barfuß 15.
barmherzig 8.
Baron 165.
Barte 169.
Becher 132.
befriedigen 169.
begabt 167.
begreifen 167.
Behagen 169.
Beichte 8.
bellen 161.
bemänteln 81.
berappen 83.
Berchtesgaden 80.
Bernburg 76.
Bernhard 53.
Bernstein 62.
beschirmen 52.
beschuppen 82.
besitzen 81.
bewandert 167.
bieder 53.
Bienenkorb 146.
billig 83.
Bimsstein 41.
Bingelkraut 146.
Binse 126.
Birne 132.
birschen 127. 134.
Blankscheit 142.
bleiben 126.
Blitz 84.
blutrünstig 146.
Bocksbeutel 77.
Böller 146.
böse 161.
Bornholm 4.
Brache 78.
Brandung 169.

Bräutigam 9.
Brautkauf 79.
Brautlauf 79.
Brautpaar 46.
Brief 132. 161.
Brombeere 107.
Broſamen 84.
Brunſt 146.
Brunnen 169.
Brunſt 146. 161.
Brunward 51.
Buchsbaum 127. 132.
Buchſtabe 82.
Büchſe 133.
Bürgermeiſter 83.
Bulge 77.
Bulle 161.
Burg 159.
Burſche 168.
Butte 77.

Cherusker 50.
Cimbern 50.
curiös 91.

Dach 161.
Dänemark 76 A.
Damhirſch 41.
Danaergeſchenk 89.
danken 47.
Dechant 133.
dengeln 146.
dichten 11.
Dickbein 146.
Dienerſchaft 167.
Dienstag 80.
dieweil 180.
Ding 81.
Dompfaffe 168.
Donauſtauf 147.
Donnerbart 80.
Donnerkraut 80.
Donnerstag 80.
Donnerwetter 80.
Drache 133.
dreſchen 78.
Drilch 126.
Drudenfuß 80.
durchfallen 88.

Ebenholz 41.
Eberraute 142.
Eckardt 51.
Effelder 76.
ehe 180.
Ehe 46 A.
Eibenſchütz 52.
Eichel 152.
einäſchern 161.
einfriedigen 169.
einhegen 169.
einſehen 167.
einträchtig 167.
Eiſenach 78.
Elend 48.
Elle 77.
Ellwangen 76.
Eloge 168.
empfehlen 126.
empfinden 126.
emſig 167.
entwerfen 82 A.
entzücken 167.
Eppich 132.
Equipage 161.
ereignen 107.
Erlaff 78 A.
erſchrecken 167.
Erz 132.
erziehen 169.
Erzſchelm 127.
Eſel 132.
Eſſig 102 A. 132 A.
Eſtrich 132.

fähig 146.
Fahne 161 Anm.
Fahrt 161.
Faſan 132.
faſt 15 A.
Faulpelz 168.
fechten 89.
Fee, Fei 54.
fehlen 134.
Feier 133.
feiern 8.
Feige 132.
fein 53. 134.
Feingretchen 14
Felleiſen 142.
Fenchel 132.
Fenſter 132.
fertig 52.
feudal 77.
Fieber 133.
Finne 147.
Firnewein 146.
Flaum 132.
Flaumfeder 127
flennen 170.
Flinte 160.
flugs 15 A.
Frankfurt 76.
Freitag 8
Friedrichsdor 1
Fronleichnamsf
146.
fromm 167.
fünfzig 146.
Furt 76.

gäbe 145.
gänge 145.
galant 91.
Gallapfel 127.
garſtiges Fiebe
Gaſſenhauer 16
Gaſt 48. 161.
Gattung 167.
gebären 161.
gefallen 79.
Gelage 77.

Geldkatze 83.
Gemach 83.
gemächlich 83.
Gemahl 84.
Generalstab 167.
Gerber 100.
Gerhard 51.
Gertrud 51.
gescheit 167.
Geschmack 92.
Geschwister 46.
Gesinde 52.
Gespenst 80.
Gevatter 105.
Gewissen 8.
gewitzigt 161.
gewohnt sein 48.
Gift 161.
Gilde 80.
Glas 171.
Glaube 48 A. 126.
gleich 126 A.
Gleis 126.
Gnade 126.
Greif 132.
Gries 171.
grübeln 167.
Grummet 106.
Gulden 160. 166.
Gundram 51.
Gunst 126.

Hackelbernd 80 A.
Hadubrand 51.
Hagestolz 84.
Hammer 77.
Hansa 9.
Haßfurt 76.
Haus 78.
Haut 78.
Hedwig 51.
Heide 8.
heimleuchten 88. 170.
Heisterbach 147.
Heller 83. 166 A.
Herberge 15. 52.
Herford 76.
Heribert 9.
Hermelin 152.
Herold 134.
Herr 79.
Herzog 15. 160.
heucheln 167.
heuer 126.
heute 126.
Hexe 80.
Hildebrand 51.
Hildegunde 51.
Himbeere 102.
Hinterhalt 52.
Hirnschale 77.
Hochzeit 46.
höflich 162.
hörig 79.
Hoffahrt 102.
Hofschranze 168.
Hohenstaufen 147.
holla 76.
hold 167.
Holland 76.
Holstein 76.
Honeff 78 A.
Hubert 147.
Hütte 78.
Huld 167.
hurra 76 A.
hurtig 52. 146.
Hylacomylus 136.

Insel 133.

Jungfernante 142.
Junker 126.

Käse 133.
Kammer 132.
Kammertuch 142.
Kanzel 132.
Karfreitag 146.
Karl 10 A.
Katze 132.
kaufen 132. 162.
Kaufmann 163.
Kebse 79.
keck 167.
Kegel 79.
Kelch 132.
Keller 132.
Kelter 132.
Kerbel 132.
Kerbholz 84.
Kerker 132.
Kichererbse 41.
Kiefer 126.
Kieselstein 127.
kippen 83.
Kirnbach 78.
Kirsche 132.
Kissen 132.
Kiste 132.
Klause 132.
Klempner 144.
klobig 167.
Kloster 132.
klug 167.
Knaster 62.
Knopf 169.
Knospe 169.
Kobold 80.
Kofent 168.
Kohl 132.
Kopf 169.
Korb 132.
Korinth 166.
Kork 62.
kosten 132.
kostspielig 146.
Krahn 168.
Kreuz 132.
kriegen 52.
Krug 77.
Kümmel 132.
Kufe 132.

Kuppel 167.
Kupfer 132. 166.

laben 76.
Lachner 82.
Lämmerzahl 147.
Lärche 132.
Lambertsnuß 142.
Land 161.
Lattich 102. 132.
Laune 168.
Leidecker 147.
Leitfaden 89.
Lennep 78 A.
Leuchſenring 147.
Liebe 48.
Liebſtöckel 142.
Lilie 132.
Limburg 102.
Lindner 77 A.
Lindwurm 127.
Linſe 132.
Lorbeer 41. 127. 132.
Lord 79.
Ludwig 51.
Lückenbüßer 146.
Lurlei 17.
Lurleifelſen 127.
Luxemburg 146.

Mahlſtatt 146.
Mandel 132.
Mannſen 153 A.
Marbod 51.
Markt 132.
Maroquin 166.
Marſchall 100.
Marſtall 100.
Marter 8. 132. 163.
Maſtbaum 127.
Mauer 132.
Maulbeere 132.
Maultier 41. 127. 132.
Maulwurf 146.
Mecklenburg 146.
Meile 132.
Meineid 146.
meinen 47.
Melanchthon 136.
Melberei 100.
merken 167.
Meſſe 8. 83. 132. 167.
Mette 132.
Milbe 100.
Minze 132.
miſchen 132.
Mitgift 161.
Mönch 132.
Montag 8. 101.
Mohr 163.
mordſakrieren 142.
Morgen 78.
Moſt 132.
Müllner 102.
Münſter 132.
Münze 132.
Muskete 167.
Muſſelin 166.
Mutterſprache 46.

nachahmen 107.
Nachtigall 9.
Nelke 62 A.
Niete 145.
Notpfennig 162.

Obriſt 9.
Ohr 167.
Öſe 167.
Ohm 132.
opfern 8. 133.
Orgel 133.
Ort 170.
Oswin 147.
Othmar 147.
Ottomar 147.

Pacht 133.
Pack 164.
Pech 132.
Pedell 74 A.
Pein 8. 133. 161.
Penſum 89.
Pfahlbürger 83.
Pfanne 132.
Pfau 132.
Pfebe 132.
Pfeffer 132.
Pfeiler 132.
Pfeilſtücker 52.
Pflaſter 133.
Pflaume 132.
Pfirſiche 132. 166.
pflegen 48 A.
pflücken 132.
Pforte 132.
Pfühl 132
Pfund 132.
Plage 133. 161.
Platz 132.
politiſch 91.
Polterabend 80.
predigen 8. 133.
Preſſe 132.
Prieſter 133.
Propſt 133.
prüfen 109.
Pyrrhusſieg 89.

Queckſilber 167.
Querfurt 78.

radebrechen 84.
Rädelsführer 89.
raffiniert 167.
rammen 168.
Ramſchgeſicht 168.
Raſch 142.
rattenkahl 142.
Raub 77.
raunen 82.
reineführen 142.
Reinhard 147.

Reiſe 52.
reiſig 52.
Reisläufer 52.
Reißzeug 82.
Rettich 132.
Robe 77.
Roſe 132.
rüffeln 167.
rühren 167.
rüſtig 52.
Ruhrort 170.
Runen 17 A.

Sache 81.
Sachſen 50.
Sack 132.
Säckel 152.
Sahlweide 41.
Sammelſurium 125.
Samt 126.
Saumtier 132.
Sardelle 166.
Sardine 166.
Schalter 167.
Schalttag 167.
ſchaudern 167.
ſcheitern 113.
Schellack 15.
ſchelten 167.
ſchenken 79.
Schiff 161.
ſchildern 82. 113 A.
Schilf 133.
Schilling 83.
Schindel 132.
Schlafittchen 72.
Schleuſe 132.
ſchmähen 167.
ſchmal 161.
ſchnell 52.
Schöllkraut 41.
ſchon 15 A.
ſchreiben 82. 132.
Schrein 132.
Schrot 83.
Schruck 167.
Schürze 132.
Schuſter 127.
ſchwäbeln 162.
ſchwanen 80.
Schwanz 100.
Schweizer 163.
Schwiegerſohn 46 A.
Segen 8. 133.
ſegnen 109.
ſehen 161.
Senf 132.
ſengen 89.
Sennhirt 127.
ſeufzen 169.
Sherry 166.
ſicher 133.
Siegfried 51.
Siegel 132.
Sigelinde 51.
Siſyphusarbeit 89.
Sklave 163.
Socke 132.
Sod 169.
Soden 169.
Söller 132.
Sohle 132.
Speicher 132.
Speiſe 132.
Speſſart 76 A.
Spiegel 132.
Spießbürger 52. 85.
Spießgeſelle 52.
Sprengel 168.
Spund 132.
Stadt 159.
Stall 161.
Steckbrief 84.
ſtecken 84.
Stegreif 52.
Stiefel 160.
ſtöbern 77.
ſtolz 167.
ſtopfen 162.
ſtörrig 167.
Strahl 52. 167.
Strauß 132.
ſtreng 167.

Tageweide 77.
Tantalusqualen 89.
Thaler 83. 166.
Tafel 132.
Tempel 133.
Terzerol 167.
Thräne 160 A.
Tinte 100.
Tiſch 132. 167.
tölpelhaft 88. 162.
Tonne 77.
trächtig 161.
Tragweite 52.
treffend 52.
trefflich 52.
Trift 78 A.
triftig 52.
tünchen 167.
Türkenbund 167.
Tüttelchen 167.
Turm 132.
turnen 161.
Turteltaube 127.

überhaupt 77 A.
überſchwenglich 52.
überzeugen 167.
umklaftern 77 A.
Unbill 83.
Unflat 146.
Ungeziefer 80.
unübertrefflich 52.

Vaterland 46.
Veilchen 132.
Venn, hohes 147.
verballhornen 162.
verbrämen 146.

verdammen 8. 102. 133.
vergällen 167.
verlautbaren 146.
vermooſt 142.
vernehmen 161.
verſchlagen 167.
verſchmitzt 167.
verſtehen 167.
verteidigen 81.
verwandt 161.
Veſper 133.
Vieh 77.
Viertel 106.
Volk 52.
vorhanden 112 A.
Vorteil 15.
vortrefflich 52.

Waffel 167.
Wahlſtatt 15.
Wahnſinn 146.
Wahnwitz 146.
Walfiſch 127.
Walhalla 9. 15.
Walkyre 15.
Wehrgeld 81.
Weibſen 153 A.
Weichbild 83.
Weichſelzopf 80.
weiblich 77.
Weigand 9.
weigern 146.
Weihnachten 146.
Weihrauch 146.
Weiler 132.
Wein 132.
Weizen 78.
Welt 100.
Wicke 132.
Widerſacher 81.
widmen 146.
Widukind 9. 147.
Wiedehopf 147.
Wiegand 9.
Wildbret 77.
Wildfang 77. 168.
Wimper 106. 126.
Windhund 41.
Winzer 132.
wippen 83.
Wirt 161.
Witz 161.
Woche 77.
Wodan 51.
Woge 159.
wohnen 48.
Wolfenbüttel 76.
Wolfgang 53.
Wolfram 53.
Wolluſt 15.
Wonne 77.

Zankapfel 89.
Zehrpfennig 162.
Zentgraf 127.
zermalmen 146.
Zieche 105 A.
Ziegel 105 A. 132.
ziemen 167.
—zig 82.
Zimmer 80.
Zins 132.
Zinstag 80.
Ziu 51.
Zoll 132.
züchtigen 169.
zuhanden 112 A.
zupfen 162.
Zweck 52.
Zwiebel 132.
Zwilch 126.

2. Verzeichnis der Redensarten.

Abendmahl, das . . auf etwas nehmen 84.
abgebrannt ſein 91.
Ärmel, etwas aus den . .n ſchütteln 88.
Almoſen geben armet nicht 146.
Augiasſtall, den . . reinigen 89 A.
Ausbund, ein . . von Ungezogenheit 84.

Beſten, jemand zum . . haben 170.
brandſchatzen, ein Land 89.
Brücke, jemand die . . treten 88.

Dach, jemand aufs . . ſteigen 78.
Dach, den roten Hahn aufs . . ſetzen 78.
Dach und Fach, unter . . 78.

Denkzettel, jemand einen . . anhängen 81.
Deutsch, verblümtes 89.

Faß der Danaiden 89.
Fehdehandschuh, den . . hinwerfen 88.
Feuer, für jemand durchs . . gehn 88.
Feuerprobe, die . . bestehn 84.
Fuß, auf großem . . leben 88.

gerädert, wie . . sein 84.
gestiefelt und gespornt 88.
Goldwage, etwas auf die . . legen 83.
Grazien an der Wiege 89.

Haut, seine . . zu Markte tragen 77.
Heer, wütendes 88.
herausnehmen, sich etwas 88.
Hund, auf den . . kommen 79.

Ichts ist besser als Nichts 146.

Jahr und Tag, nach 84.

Kind und Kegel 146.
Kopf, einen . . über die Klinge springen lassen 89.
Knoten, gordischer 89.
Kohlen, wie auf glühenden . . sitzen 84.
Korb, jemand einen . . geben 88.
Kreis, einen . . schlagen 81.
Kreise, jemand seine . . stören 89 A.
Kürzern, den . . ziehen 81.
Kuckuck, das weiß der . . 80 A.

Landfrieden, dem . . nicht trauen 80.
Lanze, mit jemand eine . . brechen 88.
Laufbahn, eine . . einschlagen 89 A.
Leib und Leben 146.
Letzt, zu guter . . 101.
Löffel, über den . . barbieren 84.
Lorbeer, einem den . . verleihen 89.

Mädchen, englisches 93.
Mund, sich den . . verbrennen 88.

Nacken, den Fuß auf den . . setzen 77.

Ohren, es jemand hinter die . . schreiben 81.

Palme, nach der . . ringen 89.
Pfählen, in seinen vier . . 78.
Pflock, einen . . vorstecken 78.

Rank, jemand den . . ablaufen 84.
Riegel, einen . . vorschieben 78.
Rubicon, den . . überschreiten 89 A.

Salz, attisches 89.
Sand, jemand auf den . . setzen 88.
Sätteln, in allen . . gerecht 88.
Sattel, jemand aus dem . . heben 88.
Schild, jemand auf den . . erheben 77.
Schlange, eine . . am Busen nähren 89 A.
Schnur, von der . . zehren 83.
Schranken, in die . . treten 88.
Schrot und Korn 83.
spanisch, es kommt mir . . vor 91.
Spiel, etwas aufs . . setzen 79.
Spitze, jemand die . . bieten 88.
Sporen, sich die . . verdienen 88.
standhalten, jemand 88.
Stange, jemand die . . halten 88.
Stein und Bein schwören 81.
Stich halten 88.
Stich, jemand im . . lassen 88.

Tafel, die . . ist aufgehoben 83.
Thorschluß, jemand kommt vor . . 83.

Uhr, die .. iſt abgelaufen 84.
Umſtänden, ſich nach den .. richten 81.

Vorboten des Gewitters 88.

Wagſchale, das Schwert in die .. werfen 89.
Waſſer, jemand das .. reichen 88.
Weg, einen .. einſchlagen 76.
weis, einem etwas .. machen 170.
weiß, ſich .. brennen wollen 84.
Welt, ſich durch die .. ſchlagen 84.
X, ein .. für ein U machen 89 A.
Zeit, die .. verrinnt 84.

3. Sachverzeichnis.

Ablaut 109.
Ableitung der Wörter 119 ff. 146.
Accuſativ, ſein Gebrauch, 173 f.
Akademie 27. 35.

Bedeutungswandel 160 ff.
Betonung der Wörter 3. 14. 39. 103. 105 ff.
Biegung des Haupt- und Zeitworts 69. 109 ff. 117.
Bismarcks Stil 41 A.
Brechung der Selbſtlaute 104.

Dativ, ſein Gebrauch 174.
Dichterſprache 13. 29. 73 ff.

Einzahl 114 f. 117.
Endungen 9. 13 f. 74. 106. 120 f. 125.
erſtarrte Formen 174. 176.

franzöſiſche Sprache und Art 11. 35 ff. 53. 91. 118.
Fremdwörter 8. 27. 60. 73. 97. 131 ff. 156 f. 164.
Fürwörter 15. 45. 74 91. 97.

Gelehrte, ihre Sprache 30. 74 ff. 97.
Genitiv, ſein Gebrauch 172 f.
Geſchlecht 54. 149 ff.
Goethe 29 f. 40. 64 ff. 94 ff.
Grammatiker 24. 26. 27. 29.

Infinitiv ſiehe Nennwort.
Inſtrumental 172.

Kanzleiſprache 20. 74 ff. 97.
Klopſtock 29. 93.

Latein 8. 20. 23. 89 ff.
Lehnwörter ſiehe Fremdwörter.
Leſſing 29. 64 ff.
Lokativ 174.
Luther 19. 22. 32. 65. 90. 129. 140. 145.

Mehrzahl 112. 116.
Mitlaute 5. 17. 19. 38. 68. 98. 100 ff. 126.
Mitteldeutſchland 19. 123.
mittelhochdeutſch 6. 12 ff. 19.
Mittelwort 178.
Modi des Zeitworts 177.
Mönche 7. 87.
Moltkes Stil 65 A.
Mundart 20. 67 ff. 123.

Namen, Götter- 51. 80.
Namen, Orts- 76. 147.
Namen, Pflanzen- 44. 80.
Namen, Perſonen- 15. 51. 60. 93. 97 A. 136. 144 A. 147.
Namen, Tier- 53. 76.

Nennwort 172. 178.
Niederdeutſchland 5. 17 f. 23 f. 56 ff. 123.
Nibelungenlied 11. 88.

Oberdeutſchland 5. 17 f. 25. 56 ff. 123.

Partizip ſiehe Mittelwort.
Perſonen des Zeitworts 116 f.

Rechtſchreibung 42. 99. 105.

Satzlehre 70. 72. 172.
Schelten (Schimpfwörter) 53.
Schiller 29. 95.
Selbſtlaute 14. 17. 19. 37. 62. 68. 98. 107.
Sprachgeſellſchaften 27. 31. 138.
Stil der Aufklärungszeit 92.
Stil der Humaniſten 89.
Stil Klopſtocks 93.
Stil Luthers 22.
Stil des Nibelungenliedes 88.
Stil, papierner 97.
Stil der ſchleſiſchen Dichter 91.
Stil der Sturm- und Drangperiode 94.
Stil der mhd. Volksepen 86. 88.
Studentenſprache 74. 146 A.

Überſetzung fremder Wörter 8. 27. 138.
Umlaut 13. 104. 112.
Umſtandswörter 15. 175.

Verhältniswörter 172. 175.
Verkleinerungswörter 62. 72. 123. 152.
Verneinung doppelt geſetzt 70. 73.
Volksetymologie 41. 71. 142.

Wiederbelebung alter Wörter 96. 148.
Wochentage 8. 80.
Wortbildung 41. 70. 118 ff. 130. 146.
Wortſchatz 42 ff. 62. 144 ff.
Wortſtellung 179.

Zeiten des Zeitworts 73.
Zerdehnung der Selbſtlaute 17. 107
Zuſammenſetzung der Wörter 15. 41. 118. 126 ff. 146.
Zuſammenziehung 19. 107.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Reinheit und Reichtum
der
deutſchen Schriftſprache
gefördert
durch die Mundarten.

Von

Dr. Carl Franke.

[VIII u. 142 S.] gr. 8. 1890. geh. ℳ 2.80.

Wie denkt das Volk über die Sprache?

Gemeinverſtändliche Beiträge
zur
Beantwortung dieſer Frage
von

Dr. Friedrich Polle,
Profeſſor am Vitzthumſchen Gymnaſium zu Dresden.

[VI u. 153 S.] gr. 8. 1889.

Geheftet ℳ 2.—, in Leinwand gebunden ℳ 2.40.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Bismarcks
Reden und Briefe
nebst einer Darstellung
des Lebens und der Sprache Bismarcks.
Für Schule und Haus
herausgegeben und bearbeitet von
Dr. Otto Tyon.

Mit einem Bildnis Bismarcks.

[VI u. 243 S.] gr. 8. 1895. In Original-Leinwandband ℳ 2. —

Goethes
Selbstzeugnisse
über
seine Stellung zur Religion
und
zu religiös-kirchlichen Fragen.
In zeitlicher Folge zusammengestellt
von
Th. Vogel.

[IV u. 199 S.] gr. 8. 1888. Geheftet ℳ 2.40.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 5128